

WW WIEBERS
VERLAG



Abenteuermars

Will Hofmann

Abenteuermars

Will Hofmann

WW

Will Hofmann

Erzählung

Abenteuermars

WV WIEBERS
VERLAG

Will Hofmann, geb. 1949 im Taunus. Arzt für Allgemeinmedizin und Psychiatrie mit 20-jähriger Praxiserfahrung in Berlin-Neukölln. Er begann seit Jugendjahren zu schreiben, so „Da läuft was aus“, „Das Licht“, „Götter“, „Lebensnacht“ und „Million Dollar Boy“.

Mit „Abenteuermars“ legt Hofmann sein zweites Kinderbuch vor, die „Abenteuervernus“ ist in Vorbereitung.

Kristina Ingvild Hofmann lebt in Frankfurt am Main. Sie arbeitete als Kunstpädagogin und -therapeutin in einem psychosozialen Zentrum und leitete eine Galerie.

Heutzutage ist sie freie Künstlerin.

Will Hofmann

Abenteuermars

Erzählung

Zeichnungen von
Kristina Ingvild Hofmann

Für Johann

1. Auflage 2017
© 2017 Wiebers Verlag, Berlin
www.wiebers-verlag.de
Variation 3

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Umschlaggestaltung: Kristina Hofmann, Will Hofmann

ISBN 978-3-942606-67-7

Herstellung und Druck:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

Lektorat und Korrektorat: BoD-Services

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Mondfeier	9
Mondkunde	16
Mondzirkus	24
Monderkundung	29
Apollo 11	32
Kleiner Grummel	36
Prozess gegen Grummel	41
Das Mars-Abenteuer	47
Relativitätstheorie	50
Mars-Flug	56
Alles Quark ohne Quark	62
Notlandung	67
Visier	73
Biber	80
Lied der Sternpiraten	86
Besprechung	90
Marsexpedition	94
Roberts Marslandung	100
Strophen-Felsen	103
Fußspuren	106
Viking 2	109
Spirit	114
Houston	120
Eulerings und Dörfels	127
Curiosity	133
Phoenix	135
Viking 1	139
Nachtruhe	144
Neue Strophen	147
Leerer Akku	155
Tills Flug	159
Wagenheber	164
Houston 2	169

Helfer Spirit	172
Nach Hause – zum Mond	180
Lied der Sternpiraten	183
Sprengpunkte	196
Gegenplan	203
Videoaufnahmen	209
Bericht von den Sternpiraten	218
Der Kollege.	227
Schule	229
Beobachtungsposten	233
Higgs-Bomben	240
Piraten-Raumschiff	245
Gum	253
Vollversammlung.	261
Befragung Grummels.	264
Bleikappen	272
Kredit	279
Robert auf der Erde	283
Ablasser	288
Verhaftung	292
Familienreise zum Mond	297
Bleikappen	302
Schicksalstag	308
Temperatur-Alarm	313
Honig.	319
Aufräumen	328
Anhang 1 Mondkunde	335
Anhang 2 Monderkundung	345
Anhang 3 Sternbilder	351
Anhang 4 Marsmonde	360
Anhang 5 Piratenlied	362
Bildnachweis.	367

Mondfeier

Viel packen mussten Judith und Till wirklich nicht. Etwas Wäsche zum Wechseln steckten sie ein, aber auch davon würden sie nicht viel brauchen, denn sie hatten ja vor, nur eine Woche auf dem Mond zu bleiben. Sie konnten sich noch gut an das große Fest erinnern, das die Mondbewohner ihnen zu Ehren kürzlich veranstaltet hatten. Das war der Dank dafür, dass sie den vollkommen erschöpften Junghühnern mit ihrer Astronautenkost das Leben gerettet hatten. In Windeseile hatten damals die Hühnerwesen einen wundervollen Kirmesplatz und ein Zirkuszelt aufgebaut.

Was sich danach auf dem Mond ereignet hatte, war allerdings noch viel aufregender gewesen. Da hatten sie nämlich geholfen, die gesamte Mondvorderseite vor den Monstern der Rückseite zu retten.

Wenn ihr den Abenteuermond nicht kennt, dann wisst ihr jetzt wahrscheinlich nicht, worum es geht. Um es ganz kurz zu machen und um die nicht zu langweilen, die das Buch schon kennen: Der Mond ist bevölkert von einer Unzahl verschiedenster Lebewesen.

Das glaubt ihr nicht, weil ihr immer gehört habt, der Erdtrabant sei unbewohnt? Aber wer kann das schon so genau wissen? Die paar Menschen, die bisher auf dem Mond waren, haben keine Lebewesen gesehen, das stimmt. Doch werden die nicht gleich angelaufen kommen, wenn sie Fremde entdecken, nicht wahr? Auch Tiere im

Wald verstecken sich ja, wenn unverhofft Menschen auftauchen.

Es war jedenfalls so, dass der Herrscher über die Rückseite des Mondes, der Monsterkönig Grummel, mit seinen Monstersoldaten die Lebewesen der Vorderseite unterwerfen wollte. Dazu ließ er Judiths und Tills Raketenräder tausendfach nachbauen, um mit ihrer Hilfe die Vorderseite zu überfallen. Doch mit viel List und Unterstützung der freundlichen Stechmücken bauten die Mondameisen die Räder so um, dass die Monster sie nicht mehr lenken konnten. Stattdessen landeten sie im Kapella-Krater, wo sie gefangen genommen wurden. Dann fingen die Freunde auch noch Grummel ein und setzten ihn fest. Es stellte sich heraus, dass der König auch zu seinen eigenen Untertanen gnadenlos gemein war und sie schikanierte, wo er nur konnte. Sie führten seine Pläne nur unter Zwang aus und waren froh, von diesem Tyrannen befreit worden zu sein.

Seither waren die Rückseitler mit den Vorderseitlern befreundet. Ihre Freundschaft wollten sie demnächst mit einem großen gemeinsamen Fest besiegeln. Die Rückseitler wurden nun auch nicht mehr Monster genannt, sondern Grünlinge. Eine Woche sollten die Vorbereitungen dauern – und das war die letzte Schulwoche für die Kinder.

Die Eltern von Judith und Till hatten keine Ahnung, was ihre Kinder viele Nächte hindurch getrieben hatten. Nie hätten sie es für möglich gehalten, dass sie sich nachts aus dem Haus schleichen, und erst recht nicht, dass sie mit Tills Raketenfahrrädern zum Mond fahren konnten.

Obwohl Judith ihrer Mutter und ihrem Vater alles erzählt hatte, glaubten sie ihr einfach nicht. Sie meinten, ihrer Tochter sei die Fantasie durchgegangen.

Sie schöpften auch keinen Verdacht, als Judith ihre Eltern fragte, ob sie mit Till am Ferienanfang zu dessen Onkel fahren dürfe. Im Gegenteil, sie waren sogar froh, dass sie sich diesmal keine Gedanken darum machen mussten, wie sie die Freizeit für die Kinder gestalten sollten – zumindest nicht die ersten Ferientage.

Noch dazu kümmerten sich die Kinder um das Packen ihrer Sachen und alle sonstigen Vorbereitungen ganz alleine. Die Fahrradtour zu Tills Onkel hielten die Eltern für eine gute Idee. Und sie trauten den Kindern auch zu, die Strecke mühelos zu bewältigen. Noch dazu ist das Fahrradfahren ja so gesund!

Tja, aber Tills Eltern waren der Meinung, ihr Sohn wäre mit Judith zusammen bei deren Onkel. Beide Elternpaare wären nicht auf die Idee gekommen, dass ihre Kinder eine ganz andere, viel abenteuerlichere Reise machten.

Auf diese Art und Weise waren Judith und Till schon richtig erfahrene Mondfahrer geworden.

Schon waren die Freunde mit ihren Rädern und ihrem Gepäck unterwegs, die Satteltaschen waren gut gefüllt. Auch etwas Proviant hatten sie dabei. Nur fuhren sie nicht weit. Am Weiher gab es einen kleinen Hain. Hier hatte Till schon am Abend vorher die Raketen und die Weltraumanzüge versteckt. Die kramte er unter einem Haufen von

Laub und Zweigen hervor. Schnell waren die Raketen an den Rädern angebracht, die Kabel verlegt. Die Kinder schlüpfen in die Raumanzüge. Das klappte wie am Schnürchen. Sie hatten es ja auch schon oft genug geübt.

Nun mussten Till und Judith ein bisschen aufpassen. Die Leute sollten nicht unbedingt sehen, wie sie in ihrer seltsamen Kleidung den Berg hinauffahren. Sie hätten sich vielleicht gefragt, ob schon wieder Karneval wäre und sich die beiden als Astronauten verkleidet hätten. Im schlimmsten Fall hätten sie die Polizei rufen können, weil ihnen das allzu ungewöhnlich vorkam.

Eine ältere Dame zog gemütlich mit einem Kinderwagen des Wegs. Geduldig warteten Judith und Till hinter



dem Gestrüpp, bis sie hinter einer Biegung verschwand. Ein neuer Hundehalter war nicht zu sehen, auch kein Jogger kam – die Luft war rein.

Flugs radelten die Freunde den Berg hinauf. Oben machten sie kehrt, traten in die Pedale, so fest sie konnten, wurden immer schneller, ras-

ten die Anhöhe wieder hinab und auf der anderen Seite der Senke den Berg hoch. Dabei rissen sie den Lenker nach oben. Die Raketen zündeten, zischten und spien Feuer und hoben die beiden Kinder mitsamt ihren Rädern in die Höhe.

Judith fand den Start immer wieder toll. Ganz, ganz toll. Sie stieß einen Freudenjauchzer aus, und Till freute sich, dass Judith einen solchen Spaß an ihrem Raketenrad hatte. Er hörte ihr ausgelassenes Juchzen, denn sie waren ja über Sprechfunk in den Raumhelmen miteinander verbunden.

Die beiden gewannen schnell an Höhe, und sie mussten sich ja auch beeilen, denn es sollte möglichst niemand ihre Raketenräder entdecken. Es war schließlich das erste Mal, dass sie mitten am Tag starteten.

Bei dem Verkehrslärm auf der nahen vielbefahrenen Straße fiel das Zischen der Räder kaum auf. Und dass da Kinder auf Fahrrädern saßen, die mit Raketen in die Höhe sausten, das konnte man nur in den ersten Sekunden erkennen. Schnell entfernten sie sich so weit, dass man von unten nur noch kleine Punkte sah mit einem Feuerschweif. Und den konnte man gut für Silvesterraketen halten, die immer mal abgeschossen werden. Auch im Sommer.

Wieder bot sich ihnen dieser wundervolle Anblick: Die Erde wurde mit zunehmendem Abstand schnell kleiner und lag bald wie großer Ball in der schwarzen Umgebung des Weltalls unter ihnen. Kontinente und Meere zeichneten sich ab wie auf einem Globus, braune Erde, grüne Wälder, das Eis von Nord- und Südpol und alles an vielen Stellen überdeckt mit strahlend weißen Wolken.

Der Mond war schon gut zu erkennen, aber Judith wusste, ein paar Minuten würde es schon noch dauern, bis sie oben wären. Oder unten, wie Robert immer sagte. Robert, das war der Roboter Robert Robertson. Till hatte ihn

bei seiner allerersten Mondreise getroffen. Seither waren sie Freunde. Und seit Judith Till begleitete, wurde auch sie als Freundin von der Erde akzeptiert. Für Robert jedenfalls kamen die Kinder vom Himmel zu ihm herunter auf den Mond. Diese Betrachtungsweise hatte Judith anfangs sehr irritiert – aber es war ja nur zu logisch.

„Du, Tilli“, fragte Judith vorsichtig an, während sie weiterflogen, „findest du es eigentlich in Ordnung, dass wir unsere Eltern so anlügen?“

„Wir lügen sie doch nicht an!“, behauptete ihr Freund.

„Aber ist das nicht Schwindelei, wenn du sagst, wir fahren zu meinem Onkel, und ich sage, wir fahren zu deinem, und in Wirklichkeit fliegen wir zum Mond?“

„Na ja“, meinte Till, „es ist doch schließlich so, dass der Robert so eine Art Onkel von mir ist. Und von dir ist er auch so eine Art Onkel.“

„Das könnte man schon beinahe so sagen“, bestätigte das Mädchen.

„Also fährst du zu meinem Onkel Robert und ich fahre zu deinem Onkel Robert.“

Judith musste ein bisschen nachdenken.

„Als Ausrede kann man das vielleicht gelten lassen. Aber auch nur ausnahmsweise. Denn die Wahrheit ist das ja auch nicht, in Wirklichkeit.“

„Und was denkst du, was passiert wäre, wenn wir die Wahrheit gesagt hätten? ‚Liebe Mama, lieber Papa, ich fliege mit Judith für eine Woche auf den Mond.‘ Meinst du, darüber hätten die sich gefreut? Und uns die Erlaubnis gegeben?“

„Die hätten uns sowieso nicht geglaubt.“

„Na siehst’e!“ Tills Stimme klang fast triumphierend.

„Sie haben mir ja auch nicht geglaubt, dass ich mit dir schon ein paarmal auf dem Mond war.“

„Bist du verrückt? Hast du denen das erzählt?“ Till wirkte verärgert.

„Ja, tut mir leid. Ich kann meine Eltern nicht dauernd belügen. Sie vertrauen mir doch. Ich vertraue ihnen doch auch. Was sollte schon passieren? Was wir erlebt haben, das können sie uns sowieso nicht wegnehmen.“

„Und sie haben dir nicht verboten, nochmals auf den Mond zu fliegen?“

„Nein, das haben sie nicht. Weil sie mir einfach nicht geglaubt haben.“

Till dachte eine kurze Weile nach. „Na dann ist ja alles bestens. Dann können sie dir auch keine Vorhaltungen machen, denn du warst ja ehrlich. Weißt du was, wenn wir zurück sind, sage ich meinen auch einfach alles.“

Judith freute sich über diesen Entschluss ihres Freundes. Denn ganz wohl war ihr nicht in ihrer Haut mit dieser Heimlichtuerei. Und Till war eigentlich ganz froh, dass Judith ihren Eltern alles erzählt hatte. Wenn die das nicht glaubten, dann war es nicht die Schuld der Kinder. Bei dieser Unterhaltung waren die Freunde ein gutes Stück weitergekommen. Der Mond prangte jetzt schon riesengroß vor ihnen. Schon bald konnten Judith und Till die Mondlandschaft immer genauer erkennen, die Berge und die Meere. Sie hielt Ausschau nach dem Meer der Fruchtbarkeit, dem Mare Fecunditatis.

Am Rand des Mare Fecunditatis erhebt sich der riesige Krater Vendelinus. Der ist über hundert Kilometer breit. Und das ist Roberts Zuhause. An seinem östlichen, zerrissenen Rand befinden sich mehrere Bergzüge, die ihn vom Nachbarkrater Lamé trennen. Und in einem dieser Berge liegt Roberts riesige Höhle.

Möndkunde

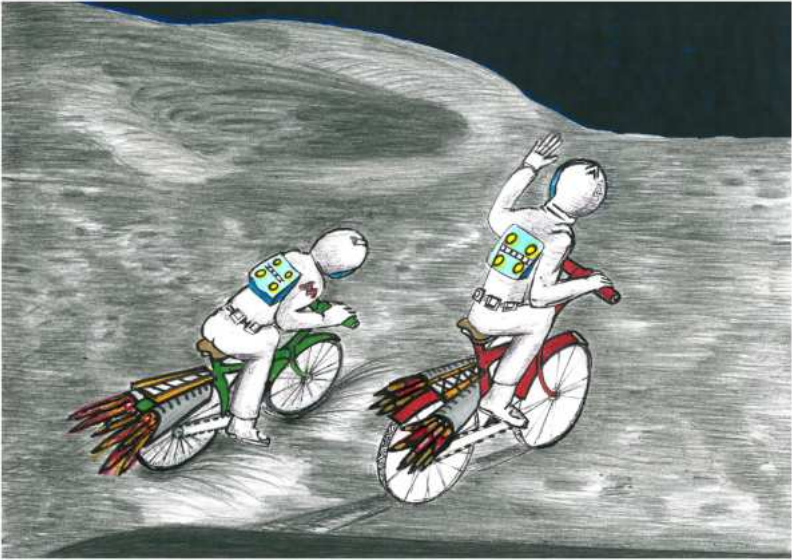
Ja, was es dort nicht alles gibt, auf dem Mond: Meere, Berge, Ebenen, Krater. Till hatte sich schon lange damit beschäftigt. Er sammelte alles, was er über den Weltraum finden konnte. Vom Mond hatte er sogar mehrere Bücher. In seinem Zimmer hatte er sie Judith längst gezeigt und ihr die verschiedenen Meere und Berge auf dem Mond erklärt.

Nun denke ich nicht, dass ich genau hier an dieser Stelle wiedergeben muss, was Till Judith alles erzählt hat. Ihr wollt sicherlich lieber wissen, wie die Geschichte weitergeht. Aber verschwiegen werden soll das ja auch nicht.

So machen wir es wie in einem Buch für die Großen: Es bekommt einen Anhang. Dort findet ihr das Gespräch und die Zeichnungen, die Till angefertigt hatte. Schaut einfach, wenn es Euch interessiert, auf der Seite 335 nach. Ich bin euch aber überhaupt nicht böse, wenn Ihr erst einmal einfach hier mit der Geschichte weitermacht.

Bald machte Judith den Vendelinuskrater aus. Sie verlangsamten die Geschwindigkeit, indem sie einfach die Bremsen zogen. Die Raketenräder waren so verdrahtet, dass mit dem Bremshebel auch die Raketen gedrosselt wurden, genau so, wie sie beschleunigten, wenn man in die Pedale trat.

Immer niedriger flogen die Kinder, wurden langsamer dabei und landeten punktgenau an einer Felswand, an die



sie die Räder lehnten. Wie selbstverständlich schlossen sie sie auch ab. Nun mussten sie sich noch den kleinen Hang hinuntergeben. Judith konnte es sich immer noch nicht verkneifen, dabei riesige Sprünge zu machen. Denn durch die niedrige Anziehungskraft auf dem Mond war sie viel leichter als auf der Erde. Alle Dinge besitzen dort nur ein Sechstel ihres Erdgewichts. Deshalb brauchte Judith wenig Kraft und schnellte bei jedem Sprung sehr hoch und sehr weit. Fast war es so wie auf einem Trampolin.

Unten angekommen klopfte Till an die Felswand. Die Freunde mussten nicht lange warten. Bald schon glitt ein Steintor zur Seite. Man konnte es vorher nicht erkennen, so gut war es in den Felsen eingepasst. Als der Spalt groß genug war, rollte der Roboter Robert Robertson heraus. Was gab das für eine herzliche Begrüßung!

„Ich freue mich, dass meine Freunde von der Erde wieder herunter gefunden haben zu mir“, schnarrte er. Er rollte auf Judith zu und schüttelte ihr die Hand. Als höfli-

cher Mensch wusste er, dass es sich gehört, die Damen zuerst zu begrüßen.

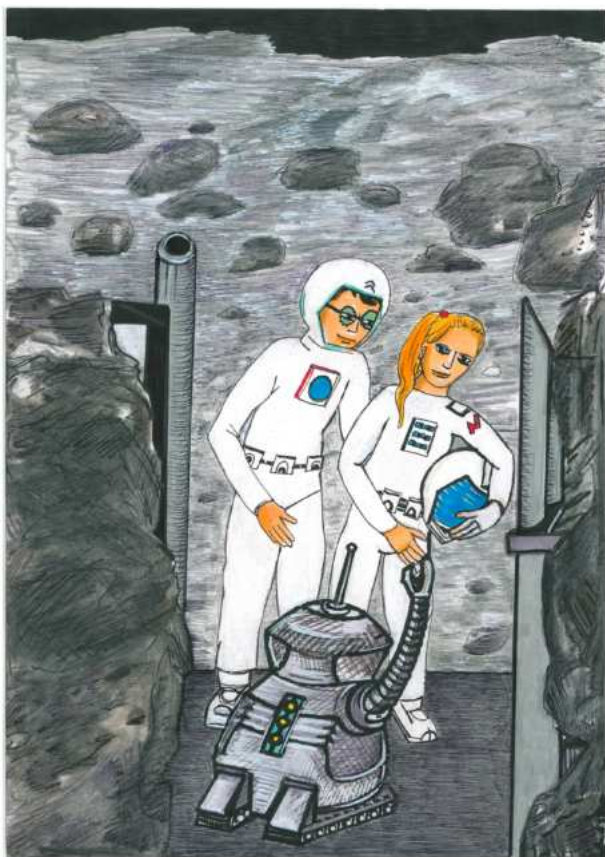
Ein höflicher Mensch? Nein, Robert war kein Mensch, es war eben ein Roboter. Aber er war so programmiert, dass man ihn fast für einen Menschen halten konnte.

Nun war auch Till an der Reihe. Kräftig schüttelte Robert dem Jungen die Hand und passte genau auf, dass er nicht zu fest drückte. Denn mit seiner Maschinenhand hätte er eine Menschenhand leicht zerquetschen können.

„Meine lieben Freunde von der Erde“, meinte er nun, „wir gehen nur kurz ins Haus, holen die Tiere ab und brechen sogleich auf zur Mondfeier. Essen braucht ihr hier nichts, denn auf dem Fest gibt es reichlich Leckereien.“

Schon rollte er voraus, die Kinder folgten. Es war schon wie verabredet, dass Robert kein Licht einschaltete. Sie gingen durch einen Gang, der teilweise sehr niedrig war. Man konnte sich, wenn man nicht aufpasste, ganz leicht den Kopf stoßen im Dunkeln. Aber Judith und Till kannten diese Stellen unterdessen so genau, dass sie ihnen auch in der Finsternis ausweichen konnten. Judith war besonders stolz darauf, dass sie das schon beim zweiten Besuch geschafft hatte.

In dem Gang konnten sie bereits ihre Raumhelme abnehmen. Nachdem Robert das Tor verschlossen hatte, strömte nämlich Luft in den Gang, und sie konnten atmen. Dann öffnete Robert das innere Tor und winkte die Kinder zu sich in die Höhle. Die war riesengroß, ein Ende war kaum zu erkennen. An der enorm hohen Decke war ein starker Scheinwerfer angebracht, der fast wie die Sonne Licht spendete. Die Höhle war bewachsen mit Gras, Bäumen und Büschen. Ein schmaler Weg führte zu Roberts gemütlichem Häuschen. Man musste, um dorthin zu gelangen, sogar einen kleinen Bach überqueren.



Die Tiere warteten diesmal nicht, bis Robert mit den Gästen ans Haus kam. Kaum hatten sie vernommen, dass das innere Tor betätigt wurde, rannten sie Robert und den Kindern entgegen. Siggie, der schwarze Zottelhund, erreichte sie als Erster.

Er sprang an Judith hoch und jubelte: „Ich freue mich, dass ihr endlich wieder da seid“, und hätte ihr am liebsten das Gesicht abgeleckt. Judith drehte sich jedoch schnell weg, weil ihr die Hundezunge doch ein wenig zu feucht war. Wie hatte sie sich beim ersten Mal gewundert, dass

die Tiere auf dem Mond sprechen konnten. Aber mittlerweile war das ganz natürlich für sie.

Siggi ließ von ihr ab und sprang nun um Till herum. Auch der wollte sich nicht so gerne abschlecken lassen. Und schon kam Maxi, die Katze, angerast, schnurrte und strich um die Beine der Kinder herum, abwechselnd um Judiths und um Tills. Auch sie maunzte, wie sehr sie sich freue. Alle zusammen gingen nun weiter zum Haus und begegneten dabei Schildi und Kröti, den beiden Schildkröten. Die waren eben nicht so schnell auf den Beinen und ärgerten sich ein bisschen darüber. Zum Trost nahmen die Kinder sie auf den Arm und trugen sie zum Haus.

Drinne begrüßten sie die Fische im Aquarium, die durfte man nicht vergessen. Wellepelle war etwas verärgert, dass sie nicht mitdurfte zum Mondfest. Robert hatte ihr und den andern Fischen wohl erklärt, dass das nicht ging, weil sie ja im Wasser lebten. Das sahen sie ein, aber ein bisschen traurig waren sie trotzdem, nicht nur Wellepelle.

Auch Judith fand es schade, dass die Fische nicht mitkommen konnten. „Können wir nicht einfach das ganze Aquarium mitnehmen?“, fragte sie. „Dann können die Fische wenigstens sehen, was los ist.“

Bei Robert flackerte sofort ein Lämpchen. Das zeigte, dass er nachdachte. „Das Aquarium ist zu schwer und zu unhandlich“, meinte er dann. „Aber ich habe einen sehr stabilen Plastikbeutel. Der ist durchsichtig. Darin können wir vier oder fünf Fische mitnehmen. Einer von uns muss den Beutel halt tragen. Und jeden Tag wechseln sich die Fische ab, so dass alle einmal dabei sein können.“

Das war doch eine gute Idee. Die Fische waren sofort einverstanden. Robert kramte den Beutel aus einem Regal hervor. Er wusste genau, wo alle seine Sachen liegen. Er hielt den Beutel einfach ins Aquarium und sagte: „Los, Wel-

lepelle, schwimm hinein.“ Natürlich tat die das mit Begeisterung. Dann forderte Robert auch Schnupsstrich, Hopsepopps, Wasserraser und Bläuling auf, hineinzuschwimmen. Freudig gesellten sie sich zu Wellepelle.

„Danke!“, riefen sie im Chor. Ja, selbst die Fische konnten sprechen. Man musste nur das Ohr ans Aquarium drücken, um sie zu verstehen. Als sie aber alle fünf auf einmal riefen, waren sie auch außerhalb des Aquariums deutlich zu hören. Die zurückbleibenden Fische waren zwar ein bisschen geknickt, dass sie diesmal nicht mitdurften. Aber sie konnten sich ja damit trösten, dass sie in den nächsten Tagen an der Reihe wären.

„Und wer trägt nun den Beutel?“, wollte Robert wissen. Judith meldete sich freiwillig, denn sie hatte ja auch die Idee gehabt, die Fische mitzunehmen. Mit dem Beutel in der Hand kam sie sich fast so vor, als hätte sie in einem Zoogeschäft Fische gekauft. Sie besaß selbst zwar kein Aquarium, aber eine Freundin aus ihrer Klasse. Und mit der zusammen hatte sie einmal fünf Guppys gekauft. Die hatte ihre Freundin auch in einem solchen Beutel transportiert.

„Ersticken die denn da nicht drin?“, hatte sie damals gefragt. Doch der Zoohändler hatte ihr erklärt, die Fische bräuchten nicht viel Sauerstoff. Und die Luft, die sich im Beutel über dem Wasser befand, würde stundenlang reichen. Denn das Wasser reichert sich langsam mit dem Sauerstoff an, und auf diese Art können die Fische überleben. Sie nehmen ihn über ihre Kiemen auf, so wie wir mit der Lunge atmen.

So machte sich die kleine Gesellschaft wieder auf zum Ausgang der Höhle. Am Ende des Weges hatte Robert ein Fass hingestellt. Das war gefüllt mit Sauerstoffstaub. Damit rieben sich jetzt alle ein.

Denn das ist ein wahrer Wunderstaub. Er spendet den Menschen und Tieren Sauerstoff, so dass sie auf dem Mond, der keine Atmosphäre besitzt, keine Raumanzüge brauchen. Auch isoliert er gegen die Hitze auf dem Mond – dort, wo die Sonne hinscheint – und auch gegen die Kälte – dort, wo sie nicht hinscheint. Und noch eine tolle Eigenschaft hat der Staub. Jeder, der damit eingerieben ist, kann sich mit dem andern unterhalten wie auf der Erde. Obwohl auf dem Mond ein Vakuum herrscht. Dort gibt es nicht ein kleines bisschen Luft, außer in Roberts Höhle. Und im Vakuum wird kein Schall fortgeleitet. Ohne den Sauerstoffstaub wäre also nichts zu hören von dem, was jemand spricht. Man müsste dann doch den Raumanzug anziehen und sich über Sprechfunk unterhalten.

Auch Robert rieb sich ein. Er funktionierte zwar auch ohne Sauerstoff, aber auch er wollte sich mit seinen Freunden und den Tieren unterhalten, ohne dass sie Raumanzüge an hatten. Siggie konnte sogar riechen, wenn er eingerieben war, und hatte dank dieser Fähigkeit damals die Fährte zu den kranken Mondhühnern aufnehmen können.

Nachdem also alle ordentliche Portionen auf sich verteilt hatten, verließen Menschen, Tiere und der Roboter die Höhle durch den schmalen Gang. Als sie davorstanden, verschloss Robert sie mit dem Steintor und öffnete seine Felsengarage, die sich direkt nebenan befand.

Alle kletterten in das Mondauto, das gleichzeitig eine Mondrakete war, und nahmen Platz. Judith konnte Till genau ansehen, wie begeistert er wieder war, als er die zahlreichen Knöpfe, Hebel und andere Armaturen anschauen

konnte. Intensiv beobachtete er, was Robert da machte. Auf der Erde, wenn er mal wieder Mondauto spielte, führte er dann genau die gleichen Handgriffe aus.

Kaum hatte Robert Platz genommen, startete er auch schon. Schnell gewann das Mondauto an Höhe, Robert drehte eine große Runde über das Wolkenmeer, das Mare Nubium, und steuerte dann auf den riesengroßen Ptolemaeuskrater zu. Irgendwo in dessen Mitte erkannten die Kinder, dass dort der gleiche Rummel aufgebaut war, den sie schon einmal erlebt hatten. Alles war wie beim letzten Mal angeordnet: die Achterbahn, die Schieß- und Losbude, die vielen Stände mit Süßigkeiten, Leckereien und Spielzeug. Auch der Zirkus war wieder aufgebaut.

Mondzirkus

Und so kam es, dass Judith und Till sich wieder eine Zirkusvorstellung ansehen konnten. Es traten dieselben Artisten, Clowns und Zauberer auf wie bei dem ersten Mondfest. Zunächst waren die Kinder etwas enttäuscht, dass sie die gleichen Aufführungen nochmals sehen sollten. Aber es war eben nicht das Gleiche. Die Zirkusleute hatten ein vollkommen neues Programm einstudiert, und das war wieder spannend und aufregend wie beim ersten Mal.

Auch auf der Erde kann man ja durchaus ein paarmal in denselben Zirkus gehen. Besonders aufregend war die ganze Angelegenheit natürlich für die Fische, die so ein Spektakel noch nie erlebt hatten.

Das Programm war sogar so spannend, dass die Kinder gar nicht bemerkten, wie schnell die Zeit verfloss.

Als der Direktor Grüngraps das Ende der Vorstellung bekannt gab, alle Künstler und Artisten sich noch einmal vorstellten, immer wieder verneigten und den Applaus genossen, der fast nicht aufhören wollte, merkte Judith, wie müde sie war. Sogar der kleine Beutel mit den fünf Fischen schien ihr jetzt zu schwer, selbst hier auf dem Mond bei der geringen Schwerkraft. Judith gähnte herzhaft und dachte, dass sie eigentlich viel zu müde sei, um jetzt noch auf den Rummel zu gehen.

Da hörte sie Till neben sich ebenfalls gähnen. Die beiden schauten sich an und sagten gleichzeitig, wie aus einem Mund:

„Am liebsten würde ich jetzt schlafen gehen.“

Und Robert meinte dazu: „Der Rummel läuft meinen Freunden von der Erde ja nicht weg.“

Auch die Tiere schienen rechtschaffen müde zu sein, und so hatte keiner etwas dagegen, zu Roberts Höhle zurückzukehren.

Es war immer noch hell, denn ein Mondtag dauert vier Wochen. An einer Stelle ist es also zwei Wochen lang hell und dann zwei Wochen lang dunkel. „Wie spät es wohl sein mag?“, murmelte Till in Gedanken vor sich hin.

Robert hatte es trotzdem gehört und sagte: „Es wäre bei euch jetzt eine Stunde nach Mitternacht.“

„Uff, so lange bleibe ich ja sonst nur an Silvester auf“, stöhnte Till.

„Oder wenn wir einen Besuch auf dem Mond machen“, ergänzte Judith lachend.

„Trotzdem“, meinte Till, „lass uns mal nach Hause zischen.“ Er meinte damit natürlich Roberts Höhle. Dort fühlte er sich schon wie zu Hause.

Dank des Mondraketenautos waren sie bald wieder an Roberts Heimatkrater, dem Vendelinus, angelangt, parkten das Fahrzeug, betraten die Höhle durch den engen Gang, schleppten sich zum Häuschen. Dort wurden die Fische freigelassen, und sofort waren diese umringt von den zurückgebliebenen. Auch ohne dass man das Ohr an das Aquarium legen musste, hörte man, wie die Abenteurer aufgekratzt von ihren Erlebnissen berichteten. Für sie musste das ja alles noch viel aufregender gewesen sein als für die ‚Großen‘.

Und noch eine Überraschung wartete auf die Kinder von der Erde: Sie hatten beide ihr eigenes Bett. Ganz neu gebaut. Robert hatte die Betten gemeinsam mit einigen Monstern – nein, Grünlingen – zusammengezimmert. Zwar war es jetzt etwas eng im Schlafzimmer, aber die Tiere waren gerne zusammengerückt. Und Robert hatte sowieso sein eigenes Schlafgestell.

Bequem waren sie, diese Betten. So bequem, dass Judith und Till eingeschlafen waren, kaum dass sie die Augen geschlossen hatten.

Der nächste Tag begann mit einem ausgiebigen Frühstück. Wie auch schon bei den letzten Malen: Die Freunde von der Erde aßen fast nur die ihnen unbekanntes Sachen, die mondischen – die, die es nur auf dem Mond gab und auf der Erde eben nicht. Aber ganz so unbekannt waren sie ja gar nicht mehr, denn sie hatten sie schon ein paarmal probiert, bei den vorhergehenden Besuchen. Und beim Mondimbiss beim Rummel.

Alle unterhielten sich über die Zirkusvorstellung vom Tag zuvor, und jeder wunderte sich, wie schnell die Zeit vergangen war.

„Ehrlich gesagt, ich war zuerst enttäuscht, weil ich dachte, da wäre gar nichts los“, sagte Judith. „Aber es hat sich ja schnell herausgestellt, dass ihr uns überraschen wolltet.“

Am Zirkus hatte anfangs nämlich anfangs nicht einmal ein kleines Lämpchen geblinkt, und nicht ein Laut war herausgedrungen. Die Kinder glaubten schon, er wäre geschlossen. Doch als sie trotzdem hineingegangen waren, strahlten plötzlich die grellen Scheinwerfer auf, alle Plätze waren besetzt und die Besucher beklatschten die Freunde von der Erde wie wild.

Die Tiere lachten. „Das war ein gelungener Einfall, nicht wahr?“, ließ sich Maxi vernehmen.

„Das schon“, gab Till zu. „Aber ich war zuerst auch von der Vorstellung enttäuscht, weil dieselben Artisten auftraten. Ich glaubte, das kennen wir doch alles schon. Aber dann zeigten die Zirkusleute ja nur neue Sachen. Und das war einfach großartig.“

„Der Zauberer Zarubaru war ja irre“, bestätigte Judith. „Möchte mal wissen, wie der die Elefanten in Mäuse verwandeln konnte und wieder zurück.“

„Ja und die umgekehrten Artisten. Die liefen ja diesmal nicht nur die ganze Zeit auf den Händen herum, sondern dotzten mit ihren Köpfen auf dem Boden auf wie ein Flummi-Ball“, schwärmte Till. „Kaum zu glauben, dass die sich nicht dauernd den Hals ausrenken.“

Das fand Judith auch. „Und dass der Rummel derselbe ist wie beim letzten Mal, das macht mir gar nichts aus. Auf den Rummel kann man immer gehen, und den Spaß am Karussellfahren und Zuckerwatteschlecken verliert man nie.“

So war es auch. Bald brachen sie auf und waren gerade dabei, das Haus zu verlassen, als Judith sich noch einmal umdrehte. Ihr schien, als plätscherten kräftige Wellen im Aquarium. Dann erkannte sie, dass die Fische aufgeregt darin herumflitzten, und plötzlich erinnerte sie sich an das Versprechen, jeden Tag ein paar von ihnen zum Fest mitzunehmen. Also machten alle nochmals kehrt. Robert holte den Beutel, und diesmal schwammen Tieftaucher, Marriblitz, Gelbweißling, Aye-aye und Mompotz hinein. Jetzt war es Till, der die Fische tragen wollte.

Dann ging es ab zur Felsengarage, Robert lenkte sein Auto zum Rummel, und die ganze Truppe stürzte sich in das Gewühl. Heute sah es hier ganz anders aus als gestern. Es herrschte ein Massenbetrieb, die Leute drängelten sich zu den Karussells, Autoskootern, Schießbuden, zur Achterbahn und an den Zuckerwattestand. Doch wenn Mondwesen bemerkten, dass da die Erdenkinder kamen, machten sie sofort Platz, schüttelten ihnen die Hände und ließen sie vor.

So konnten Judith und Till wieder mit allen Gefährten herumgondeln, schießen, Lose ziehen und Spielzeug einkaufen. Nein, kaufen mussten sie nichts, alles bekamen

sie umsonst. Was konnte man sich Bessres wünschen? Ihren Appetit stillten die Kinder mit Bratwurst, gerösteten Mandeln, vielem, vielem Mondzeugs, Popcorn und der kunterbunten Zuckerwatte. Ihren Durst löschten sie mit den leckersten Limonaden.

Die Zeit raste nur so. Nach ein paar Stunden war es immer noch hell, aber die Kinder spürten plötzlich Müdigkeit.

Blöd, dass Till seine Uhr vergessen hatte „Wie spät ist es denn?“, fragte er und Robert antwortete: „Es wäre bei euch jetzt eine Stunde vor Mitternacht.“

„Uff, so fühle ich mich auch“, seufzte Till.

Jetzt wurde gar nicht mehr viel geredet, sondern alle strebten rasch zum Mondauto und nach kurzer Zeit war der Heimweg geschafft. Die Kinder waren beladen mit ihren neuen Errungenschaften und schleppten sie in die Höhle und ins Haus. Dort wurden die Fische frei gelassen, und auch diesmal vernahm man ein heftiges Palaver aus dem Aquarium.

Judith und Till aber fielen in Windeseile die Augen zu.

Monderkundung

Am nächsten Morgen schlug Robert eine Monderkundung vor. Die Kinder hatten nichts dagegen. Gleich wieder Rummel musste nicht sein. Vielleicht höchstens am Schluss nochmal ein Stündchen. Vieles auf dem Mond hatten sie ja schon gesehen, aber längst nicht alles. Und Robert war stolz darauf, den Erdenkindern seine Heimat zeigen zu können.

„Wir besuchen heute zuerst den nördlichen Teil des Mare Fecunditatis. Das bedeutet auf Lateinisch Meer der Fruchtbarkeit.“

„Weiß ich“, antworteten Judith und Till fast gleichzeitig.

„Dann wisst ihr ja auch, dass es quasi gleich vor unserer Haustür, am Krater Vendelinus, liegt. Hier sind nämlich einige Mondsonden von der Erde gelandet, alle ziemlich nah am Äquator. Zuerst kam aus Russland die Luna 16. Das war im Jahr 1970. Sie brachte Mondgestein zur Erde, von ihr ist also nichts mehr zu sehen. Nur noch ein bisschen Metallgestänge, das sie zurückgelassen hat und ein paar Spuren im Sand. Aber das wird euch nicht so interessieren.“

Judith und Till gaben ihm recht, und Robert erzählte weiter.

„Das gleiche passierte zwei Jahre später, ein Stückchen weiter nördlich davon. Das war die Luna 20. Auch sie sammelte Steine auf, bohrte sogar im Boden herum. Von ihr sind auch noch Spuren und Metallteile zu sehen. Aber zwischendrin ging etwas schief. Ein halbes Jahr vorher schickten die Russen die Luna 18. Die ist zwar auch gelandet, kam aber mit einer Kante auf einem Felsen auf und ist umgekippt. Die Funkeinrichtung war zerstört, und



so konnte die Sonde weder Bilder funken noch Gestein zur Erde bringen. Auch die ist hier in der Nähe, die können wir einmal besichtigen.“

Das war allen Beteiligten recht, und sie machten sich auch gleich auf den Weg. Es kamen wieder fünf Fische im Beutel mit, die wohl am aufgeregtesten waren. Nach einer halben Stunde Flugzeit war die Raumsonde schon erreicht. Wie Robert gesagt hatte, sie lag auf der Seite neben einen Felsbrocken. An dem konnte man die Stelle noch sehen, an der ein Landebein aufgeschlagen war.

Judith und Till kraxelten auf den Felsen und besahen sich den Apparat erst einmal von oben. Schön lag er da und glänzte trotz einiger Beulen im hellen Licht des Mondtages. Im Zentrum bestand er aus mehreren kugel- und röhrenartigen Gebilden, Raketen zum Wiederabheben, wenn die Mission geglückt wäre, ein paar Antennen und Kameras und einem Greifarm, der die Mondproben einsammeln sollte. Dieser Arm, der sogar noch die Sammelbüchse fest-

hielt, war nach oben ausgestreckt. Zwei der drei Beine ragten ebenso nutzlos ins Vakuum hoch.

Schließlich ging Till zur Luna hin, bog ein paar abgelenkte Stangen gerade und versuchte, die Sonde aufzurichten. Judith ließ es sich nicht nehmen und half mit. Ein bisschen konnten sie sie sogar bewegen, doch sie auf ihre Beine zu stellen, das war aussichtslos.

„Schade eigentlich“, meinte Till. „So ein Aufwand, und dann geht das schief, weil ein blöder Brocken im Weg ist.“

„Es ist aber auch eine höchst komplizierte Angelegenheit, die die Menschen in Angriff genommen haben“, beschwichtigte Robert. „Doch schon wenige Monate später hatten die russischen Mondforscher ja Glück.“

Nachdem alles besichtig war, lud Robert die Schar wieder in sein Raketenauto ein, und sie machten sich auf zu Apollo 11. Die war etwas weiter westlich gelandet, und unterwegs erklärte Robert, was es mit ihr auf sich hatte.

Apollo II

Mit der Apollo 11 waren nämlich die ersten beiden Menschen auf dem Mond gelandet, Neil Armstrong und Buzz Aldrin hießen sie. Sie kamen am 20. Juli im Jahr 1969 auf dem Mond an und stiegen am nächsten Tag aus der Mondlandefähre *Eagle* aus. Auf Deutsch bedeutet das *Adler*. Sie blieben nur zweieinhalb Stunden auf dem Mond, stellten dabei die Amerikanische Flagge auf, breiteten ein Sonnensegel aus und stellten einige Messinstrumente auf. Dann verließen sie den Mond wieder und koppelten am Mutterschiff an, in dem ein dritter Astronaut, Michael Collins, schon auf sie wartete. Natürlich sammelten Armstrong und Aldrin auch einen Haufen Gesteine auf – zur Untersuchung auf der Erde.

„Ist ja blöd, dass der Michael nicht mitdurfte zum Mond. Der hat sich doch bestimmt geärgert“, meinte Judith. Doch Robert klärte sie auf, dass er im Raumschiff eine ganz wichtige Funktion hatte, denn ohne dass er dieses in der Umlaufbahn gehalten hätte, wären seine Kollegen niemals zurückgekommen.

Robert zeigte auf einem Bildschirm einige Fotos, die er damals von der Erde abgefangen hatte, als erstes die drei Raumfahrer, Armstrong, Collins und Aldrin.

Auch hier wird es so sein, dass einige lieber wissen wollen, wie denn nun endlich die Geschichte weitergeht, und andere sind vielleicht wirklich an der Mondlandung interessiert. Wir machen es genau so, wie bei der Beschreibung der Mondmeere: Dieser Teil der Monderkundung kommt in den zweiten Anhang.

*Wie also der Besuch der Mondlandestellen
abliefe, das erfahrt Ihr ab der Seite 345.*

Jedenfalls suchte Robert einige weitere Landstellen der Raumsonden von der Erde auf. Judith wäre am liebsten noch zur Apollo 12 gefahren, aber das wäre eine etwas längere Fahrt geworden, und Robert meinte, dafür könnte es heute zu spät sein. Das sahen alle ein. Statt dessen machte der Roboter noch einen Abstecher zum Mondrummel, die Kinder tobten sich etwas aus und versanken danach todmüde in einen erholsamen Schlaf.

So ging das die nächsten Tage weiter. Robert führte stolz seinen Heimattrabanten vor, und besuchte insbesondere reichlich die verschiedenen Überbleibsel, die von Menschenhand auf den Mond geschossen worden waren. Die Kinder waren begeistert, die Tiere nicht so. Das kannten sie ja schon alles. Sie beschlossen, fortan zu Hause zu bleiben.

Nicht so die Fische. Die waren neugierig auf alles. So wählte Robert jeden Tag fünf neue aus, und die kamen in den Beutel.

Am fünften Tag hatte Robert für die Kinder nochmal eine riesige Überraschung parat. Er reiste mit ihnen zur Mondrückseite. Die Tiere kamen alle mit. Da auf der Erde Vollmond herrschte, war auf der Rückseite Mondnacht. Es war also stockdunkel, doch Robert konnte durch sein Radar trotzdem gut navigieren. Und plötzlich entdeckten Judith und Till am Boden unzählige Lichter, als wenn man mit dem Flugzeug über eine Stadt fliegt. Robert landete in der Nähe, und bald stellte sich heraus, dass die Grünlinge in der Zwischenzeit auch hier einen großen Rummel aufgebaut hatten. Der stand dem auf der Vorderseite in nichts nach, verfügte sogar noch über einige besonders schwin-

delerregende Karussells. Am schönsten aber war, dass alles in diesem Lichtermeer so wunderbar strahlte.

Die Zeit am sechsten Tag wurde gerecht aufgeteilt. In der ersten Hälfte besuchten sie den Zirkus auf der Vorderseite, in der anderen den Rummel auf der Nachtseite. Doch dort passierte ein fürchterliches Unglück. Die Fische waren natürlich auch wieder dabei. In ihrem Beutel machten sie irgendwann derart auffällige Zeichen mit ihren Flossen, dass Judith ihn sich ans Ohr hielt. Und da hörte sie ganz deutlich, wie die Fische im Chor wisperten, sie wollten auch einmal Kettenkarussell fahren.

Das sollte kein Problem sein. Judith nahm den Beutel auf ihren Schoß, als sie auf dem Sitz Platz nahm, und die Fische schienen die Fahrt zu genießen. Beim Absteigen legte sie den Beutel kurz auf dem Sitz ab. Gerade als sie die Fische wieder an sich nehmen wollte, ruckte das Karussell noch einmal kräftig. Der Beutel rutschte herunter und zerplatzte. Die Fische zappelten auf dem Boden herum und japsten nach Luft. Judith sammelte sie ein, streichelte sie, redete ihnen gut zu, ermutigte sie durchzuhalten und schrie: „Wo kriegt man denn hier frisches Wasser her?“

Bevor ihr jemand anders helfen konnte, rannte Till herbei. Er hatte das Ganze beobachtet und kam mit einer Hand voll Sauerstoffstaub anlaufen. Damit rieb er die Fische ein, und tatsächlich, sie japsten danach nicht mehr nach Luft. Er war geistesgegenwärtig zum Auto geeilt und hatte ein wenig von dem Wunderstaub geholt.

Nun konnten sich die Freunde in Ruhe um frisches Wasser und einen unversehrten Beutel kümmern. Nach dieser Aufregung ging es zurück zu Roberts Höhle, und auch diesmal dauerte es nicht lange, bis alle in tiefen Schlaf gefallen waren.

Am nächsten Tag war es schon wieder Zeit für die Kinder, Abschied zu nehmen. Doch richtig traurig war eigentlich niemand. Denn es war sonnenklar, Judith und Till waren willkommene Dauergäste auf dem Mond. Er war schon so etwas wie ihre zweite Heimat.



So kam es, dass Judith und Till auch nach Beginn der Schulzeit wieder und wieder ihre Freunde auf dem Mond besuchten, meistens an den Wochenenden. Gelegentlich hatten sie noch einen extra Tag frei, den Freitag oder den Montag. Das war dann ein verlängertes Wochenende, und solche ausgedehnten Besuche waren besonders schön. Im Laufe der Zeit lernten die Kinder den Mond und seine Bewohner immer besser kennen.

Kleiner Grummel

Schließlich nahte der Zeitpunkt, an dem Gericht gehalten werden sollte über den gefangenen Grummel. Die freundlichen Stechmücken stellten dazu ihren Palast zur Verfügung. Der große Saal wurde umgebaut in einen Gerichtssaal. Um dort hineinzupassen, mussten sich natürlich zuvor alle zum Verkleinerungsfeld begeben. Das hatten die Erdenkinder schon vor längerer Zeit kennengelernt. Eine bestimmte Stelle auf dem Mond führt zur Verkleinerung, wenn man sich in dem Sand dreimal dreht und dabei ruft: ‚Ich will so klein sein wie eine Ameise.‘ Später, wenn man wieder seine normale Größe erlangen will, dreht man sich in die andere Richtung und ruft: ‚Ich will so groß sein wie zuvor.‘ So kann man beliebig seine Größe wechseln.

Das war eines der vielen Wunder, die die Kinder auf dem Mond kennen gelernt hatten und die es auf der Erde nicht gab.

Für alle, die am Prozess teilnehmen wollten, war es also ganz leicht, Stechmücken-Größe zu erreichen. Schwieriger werden konnte es mit Grummel. Niemand würde ihn mit Gewalt in dem Verkleinerungs-Sand ein paarmal um die eigene Achse drehen können. Robert sagte, er wolle es versuchen, vielleicht sei Grummel ja in der Zwischenzeit ein bisschen vernünftiger geworden. Judith und Till begleiteten ihn, als er sich zum Kapella-Krater aufmachte. In den felsigen Rand war ein Gefängnis hineingebaut worden. Ein Gefängnis mit nur einem einzigen Insassen, dem ehemaligen Monsterkönig Grummel. Ein paar seiner ehemaligen Untergebenen waren die Gefängniswärter.

Der diensthabende Wächter schloss die Gittertüren der Reihe nach auf. Es waren mehrere, damit Grummel auf

keinen Fall fliehen konnte. Wie staunten unsere Freunde, als sie den Tyrannen nach diesen wenigen Wochen wieder-sahen. Nicht nur, dass er ganz dünn geworden war, nein, er war auch geschrumpft. Richtig klein war er geworden, er hatte nun etwa die gleiche Größe wie Judith.

Was war geschehen? Die endgültige Strafe sollte im Prozess verhängt werden. Doch der Untersuchungsrichter hatte vorab schon beschlossen, Grummel in der Untersu-chungshaft auf Diät zu setzen. Er sollte das Gefühl von Hunger kennen lernen, so wie er seine Untergebenen viele Jahre lang hatte hungern lassen.

Als Grummel den Schlüssel rasseln und Schritte näher kommen hörte, richtete er sich auf und bettelte mit schwacher Stimme: „Habt ihr was zu essen? Bitte. Man lässt mich hier verhungern.“

Judith tat er schon beinahe leid. Als sie nahe genug herangekommen waren und Grummel erkannte, wen er da vor sich hatte, rechnete er nicht mehr mit Gnade.

„Dir soll der Prozess gemacht werden. Ein fairer Pro-zess. Du bekommst sogar einen Verteidiger“, eröffnete ihm Robert.

„Wer soll mich denn verteidigen?“, klagte Grummel. „Ihr seid doch alle gegen mich.“

„Einer aus euren Reihen“, erklärte der Roboter.

„Einer von uns? Wer soll denn das sein? Bei meinen Un-tertanen habe ich mich ja auch nicht gerade beliebt gemacht.“

„Eckbert wird das sein“, verkündete Robert.

„Ach du Schreck. Der ist ja der Schlimmste von allen. Der hat doch die meiste Wut auf mich. Den habe ich doch am garstigsten schikaniert!“

„Dein Pech. Musst dich zuerst einmal entschuldigen. Und dann könntest du versuchen, ihn für dich zu gewin-nen“, schlug Robert vor. „Vielleicht gelingt es dir ja sogar.“

Die Wachen haben gesagt, dass du dich ganz gut führst. Keine Zornesausbrüche mehr. Nur immer dieses Betteln um mehr Essen. Es kann sein, dass du wegen guter Führung noch ein paar Sympathien einheimst. Eckbert jedenfalls hat gesagt, dass er ganz objektiv sein will.“

„Jetzt schreie ich schon keinen mehr an und drohe niemandem Prügel an. Und ihr lasst mich trotzdem fast verhungern. Seht doch selbst, wie dünn und klein ich bereits geworden bin.“

Judith nahm Robert etwas beiseite und fragte ihn, wieso Grummel so klein geworden sei. Dass jemand dünner wird, wenn er hungert, das wusste sie ja. Aber kleiner, das hatte sie noch nie gehört.

Robert erklärte ihr, wenn diese Grünlinge viel essen, dann wachsen sie nicht nur in die Breite, sondern auch in die Länge. Sie werden immer größer. Deshalb war Grummel auch, als er noch an der Macht war, so viel größer als seine Untertanen. Er gab ihnen einfach nicht genug zu essen. So blieben sie klein und er konnte sie umso besser beherrschen. „Wenn sie hungern, werden sie nicht nur dünner, sondern auch immer kleiner. Das ist so, als wenn man aus einem Luftballon die Luft rauslässt“, erläuterte er.

Der Roboter wandte sich wieder an den Häftling. „Ein Problem haben wir mit dir. Der Prozess soll im großen Saal der freundlichen Stechmücken stattfinden.“

„So freundlich sind die gar nicht“, protestierte Grummel. „Die haben meine besten Soldaten gestochen und haben ihnen Schlafmittel unter die Haut gespritzt. Sonst wäre ich jetzt nicht hier. Dann wärt ihr meine Gefangenen und nicht umgekehrt.“

„Ist schon besser so“, belehrte ihn Till. „Aber jetzt hör gefälligst mal zu. Oder interessiert dich der Prozess gar nicht?“

„Ja, doch. Dann habe ich es hinter mir. Mir doch egal, wo der stattfindet.“

„Wie willst du denn da hineinkommen, in den Saal der Stechmücken?“, fragte Judith.

„Mir doch egal“, sagte Grummel wieder. „Das ist euer Problem.“

„Nein, das ist unser gemeinsames Problem“, widersprach Robert. „Du must dich im Verkleinerungsfeld klein machen.“

„Darauf könnt ihr lange warten“, erwiderte der ehemalige Monsterkönig und grinste hämisch.

„Gut, dann warten wir eben lange.“ Robert ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Dann dauert deine Untersuchungshaft so lange, bis du dich auf Stechmückengröße heruntergehungert hast.“

Grummel verging das Grinsen. Das kapierte er. Ganz dumm war er nicht. „Na gut“, sagte er kleinlaut. „Und wann soll der Prozess stattfinden?“

„Genau in einer Woche“, eröffnete ihm der Roboter Robert Robertson.



Prozess gegen Grummel

Und genau nach einer Woche, am nächsten Wochenende, waren die Kinder wieder auf dem Mond. Alle Vorbereitungen für den Prozess waren getroffen. Grummel wurde in Handschellen zum Verkleinerungsfeld geführt. Danach trug man ihn in einem winzigen Schächtelchen zu Roberts Auto. Judith und Till durchliefen die Prozedur, die ihnen von früheren Mondaufenthalten so gut vertraut war, ebenfalls noch einmal. Auch alle Prozessbeteiligten, von den Stechmücken abgesehen, verkleinerten sich. Fast alle Grünlinge waren dabei, die ehemaligen Untergebenen. Nur Robert behielt seine Größe. Er beförderte alle zu dem Spalt, in dem die Mücken ihr Zuhause hatten. Dort wurden sie von ein paar kräftigen Arbeitern ergriffen und in den Saal geflogen. Robert blieb per Funk zugeschaltet.

Die Richterin war die Ameisenkönigin. So stand eine amtierende Königin dem abgesetzten Monsterkönig gegenüber. Das kommt gar nicht so selten vor, dass Präsidenten oder andere Herrscher plötzlich im Kittchen landen und angeklagt werden.

Die Ameisenkönigin Regina verlas die Anklageschrift. Grummel wurde der Unterjochung und Ausbeutung seines Volkes beschuldigt, wobei er sich Grausamkeiten wie Prügel und Halbverhungern-Lassen bediente und seine Untergebenen wie Sklaven behandelte. Außerdem wurde er der Absicht beschuldigt, dass er sämtliche Mond-Vorderseiten-Völker unter seine Gewalt bringen wollte mittels eines Stin-kesocken-Anschlags.

Regina sagte: „Angeklagter, stehen Sie auf.“ Folgsam erhob sich der ehemalige Monsterkönig.

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?“

Grummel reagierte nicht. Doch er ließ seinen Kopf hängen. Er verschwand fast zwischen seinen Schultern.

„Nun, ich höre nichts“, erinnerte ihn Regina an ihre Frage.

„Es fällt mir nicht leicht, es zuzugeben. Ich habe lange nachgedacht. Und ich habe mich ausgiebig mit meinem Verteidiger, dem edlen Eckbert, beraten.“ Nun hob er seinen Kopf wieder, blickte in die Runde und bekannte mit zitternder Stimme: „Mir ist klar geworden, dass ich großes Unrecht begangen habe. Ich möchte mich aufrichtig bei allen entschuldigen, die ich drangsaliert und gequält habe. Ja, vorsitzende Frau Richterin, ich bekenne mich schuldig in allen Anklagepunkten.“

Ungläubiges Gemurmel ging durch den Saal.

„Ich bitte um Ruhe“, verlangte eine Stechmücke, die als Gerichtsdienerin fungierte, und schwang ein Glöckchen. Sofort beruhigten sich alle wieder.

„Verteidiger Eckbert“, fragte nun Regina, „ist Grummels Reue aufrichtig? Können wir ihm vertrauen?“

„Ja, meine Vorsitzende. Ich glaube, man kann ihm vertrauen. Ich habe mich viele Stunden mit ihm unterhalten. Jeden Tag, seit ich letzte Woche zum Verteidiger bestellt wurde. Ich sagte ihm rundheraus, dass ich sehr unter ihm gelitten hatte. Ich würde ihn nur verteidigen, weil jedes Wesen ein Recht auf eine Verteidigung hat. Ich sagte ihm, ich würde versuchen objektiv zu sein. Doch wollte ich wissen, was er sich bei alledem gedacht hatte.“

„Und was hat er sich gedacht?“

„Er hat mir von seinem Lebensweg berichtet. Er ist von seinem Volk ausgestoßen worden. Dessen Angehörige leben auf einem anderen Planeten. Es ist ein Volk von Dieben. Räuber, die jedem alles wegnehmen, nur ihresgleichen nicht. Er war so jung und unerfahren. Und hatte schon

immer gerne gegessen. Einmal sah er einen Koch einen Pudding kochen. Der roch unglaublich lecker. Als der Pudding fertig war, stellte ihn der Koch zum Abkühlen nach draußen. Kaum war er nicht mehr kochend heiß, eilte Grummel herbei und futterte die Schüssel bis auf den Grund leer. Doch wurde er erwischt und sofort von seinem Heimatplaneten verbannt. Auf die kahle und lebensunfreundliche Mondhinterseite. In irgendwelchen tiefen Felspalten wuchsen dort ein bisschen Moos und ein paar Flechten. Verhungern musste er in der Verbannung also nicht, doch es würde ein karges Leben werden.

Doch Grummel war nicht blöd. Die Grünlinge schlüpfen bei ihrer Geburt aus winzigen Eiern. Bevor Grummel zum Mond abtransportiert wurde, packte er sich einige Tüten mit diesen Eiern ein. Es waren ein paar Tausend. Nachdem er sich halbwegs auf dem Mond eingerichtet hatte, erwärmte er die Eier mit seiner Körperwärme, und bald krochen winzige Grünlinge aus den Eiern. Die versorgte er recht gut, sie wuchsen und gediehen. So bin auch ich selbst herangewachsen. Doch als wir groß genug waren, wurden wir zu seinen Sklaven.

Grummel hatte keine Skrupel. Er war verbannt und sah sich im Recht, uns zu beherrschen. Schließlich verdankten wir ihm unser Leben, meinte er. Er hatte vollkommen die Maßstäbe verloren, was Recht ist und was Unrecht. Deshalb hatte er auch immer wieder versucht, die Vorderseite zu überfallen. Er wollte mehr Macht und mehr Essen. Er wollte immer größer werden.

Durch die Gefangennahme hat er sich verändert. Er musste die Schmerzen aushalten, die wir ihm zugefügt hatten. Er muss immer noch den Hunger aushalten. Es scheint so, als hätten ihn diese Geschehnisse geläutert.“

„Scheint das nur so? Oder können wir uns darauf verlassen?“, hakte die Richterin nach. „Was sagt der Angeklagte?“

„Sie können sich darauf verlassen, Vorsitzende Regina. Alle können sich darauf verlassen. Ich schwöre, ich werde mich ändern.“

„Dann war das ja ein kurzer Prozess“, fasste Regina zusammen und verkündete: „Das Gericht zieht sich jetzt zur Beratung zurück.“

Mit ihren Beisitzern verließ sie den Saal. Dort wurde wieder aufgeregtes Gemurmel laut. Niemand hatte bisher gewusst, dass Grummel ein Verbannter war. Konnte man ihm glauben? Oder log er allen die Hucke voll?

Nach einiger Zeit ging die Tür wieder auf, und die Richterin mit ihren Beisitzern betrat den Saal. Die Zuhörer standen auf, und Regina gebot mittels Handzeichen, sich zu setzen. Sie ordnete einige Papiere und sagte dann:

„Angeklagter, stehen Sie auf.“ Grummel richtete sich auf. „Im Namen des Volkes spreche ich Sie schuldig in allen Anklagepunkten. Sie können sich setzen.“ Grummel verzog keine Miene und ließ sich wieder auf der Anklagebank nieder.

„Das Strafmaß beträgt drei Jahre Haft und Dauerdiät. Der Angeklagte darf künftig so viel Nahrung zu sich nehmen, dass er seinen derzeitigen Umfang und seine Größe hält, aber keine Portion mehr, damit er nicht wieder dicker oder größer wird.“

Strafmildernd wird anerkannt, dass der Angeklagte geständig ist und dass er seine Taten bereut und sich in der Untersuchungshaft gut geführt hat. Die Reue sieht das Gericht als aufrichtig an. Als Auflage wird der Angeklagte verpflichtet, täglich vier Stunden lang Putzdienst zu leisten.

Ihm wird auferlegt, die Mondkrater auszufegen, die ihm zugewiesen werden. Dazu eingeteilt wird er vom Rat der Mondbewohner.

Sollte er sich dabei bewähren und sich nicht neue Misstaten zuschulden kommen lassen, erhält er die Gelegenheit, im Krankenhaus der Mondhühner mitzuarbeiten. Früher hat er seinen Untergebenen Wunden zugefügt, jetzt soll er lernen, wie man Wunden behandelt. Und weitere pflegerische Fähigkeiten soll er sich ebenfalls aneignen.

Der Angeklagte erhält die Gelegenheit, die Ausbildung zum Hilfspfleger zu machen. Sollte er das Examen bestehen und sollten in der Zeit bis dahin keine Klagen über ihn mehr kommen, gilt die Haftstrafe als aufgehoben.“

Judith und Till, die den Prozess aufmerksam verfolgt hatten, waren mit dem Urteilsspruch einverstanden. Wieso sollte Grummel nicht eine zweite Chance bekommen? Vielleicht würde er wirklich ein guter Pfleger. Und das Schicksal, vom eigenen Volk verstoßen zu werden, war ja auch nicht leicht zu verschmerzen. Das rechtfertigte zwar nicht sein ruchloses Verhalten, aber ein bisschen konnte es das erklären.

Auch war ja erstaunlich, dass es da irgendwo im Weltall Lebewesen gab, die wie selbstverständlich zwischen Planeten und Monden hin und her fuhren, die sich gegenseitig beklauten und die eigenen Leute aussetzten.

An den nächsten Wochenenden flogen Judith und Till fast regelmäßig hinauf zu ihren Freunden auf dem Mond. Oder auch hinunter, wie Robert immer sagte. Immer wieder mal erkundigten sie sich nach Grummel. Der machte tatsächlich kaum noch Schwierigkeiten und fegte ohne Murren die Krater aus.

Bereits nach wenigen Wochen forderte Dr. Stolzenkamm Grummel als Hilfskraft an. Er war nämlich der

Chefarzt im Krankenhaus der Mondhühner, und das litt unter ständigem Personalmangel. Zunächst erledigte Grummel auch dort nichts als Putzarbeiten. Eines Tages jedoch fand er in einem Seitental eine uralte Henne, die gestürzt war und sich dabei schwer den Kopf gestoßen und starkes Schnabelbluten bekommen hatte. Das Blut spritzte nur so. Sofort legte Grummel einen Druckverband an und schleppte die alte Dame ins Krankenhaus. Nur durch seine Hilfe konnte ihr Leben gerettet werden.

Daraufhin setzte der Chefarzt Grummel vorzeitig als Hilfspfleger ein, in Absprache mit dem Hohen Gericht. Seither besuchten Judith und Till immer wieder auch das Krankenhaus, sprachen mit Dr. Stolzenkamm und fragten nach, was Grummel für Fortschritte bei seiner Ausbildung machte.

Im Großen und Ganzen war der Arzt zufrieden. Grummel sei wirklich arbeitswillig und wissbegierig. Er lerne ziemlich schnell. Doch manchmal kämen halt immer noch seine Diktator-Eigenschaften durch. Da wolle er einfach nur Befehle erteilen und sich aufspielen. Doch meist genüge der Hinweis, dass er die Ausbildung sofort abbrechen könne, wenn er sich nicht ändern wolle. Dann sei er sofort wieder kleinlaut und entschuldige sich. Er bedanke sich sogar dafür, dass man ihm half, sich zu wandeln. Den Knast wollte er so schnell wie möglich verlassen. Und wenn alles gut ging, dann konnte er schon in einem Jahr sein Examen machen.

Das Mars-Abenteuer

Wieder einmal waren Judith und Till auf dem Weg zum Mond. Der Sommer war bereits vorüber, der Herbst hatte Einzug gehalten. Es war Mittwoch, der 26. Oktober. Till hatte seinen Eltern längst berichtet, dass er die Mondreisen mit Judith zusammen unternommen hatte. Und wie erwartet: Weder seine Mutter noch sein Vater hatten ihm geglaubt. Obwohl sei Vater ganz im Stillen dachte: Na ja, ganz unmöglich wäre das wohl nicht.

Wie aber kam es, dass die Kinder mitten in der Woche unterwegs waren? Das war ganz einfach: Sie hatten Herbstferien. Es war zwar etwas ungewöhnlich, dass sie an einem Mittwoch die Reise antraten, aber in diesem Jahr war es eben so.

Während sich Judith und Till also mit ihren Raketenrädern und in den Raumanzügen dem Mond näherten, bemerkte Judith. „Cool sehen die Raketen aus. Sind die neu lackiert worden?“

„Nein, das sind ganz andere als die vom letzten Mal. Die Raketen wurden im Institut gewaltig verbessert. Zum Glück hat mein Vater gleich welche mit nach Hause gebracht.“

„Und fällt es nicht auf, dass einige fehlen, wenn wir eine Woche damit unterwegs sind?“

„Nö, das sind ja die Ersatz-Raketen. Er hat noch ein paar mehr, an denen er rumbasteln muss.“

Eine Woche blieb ihnen nun Zeit für ihren Ausflug. Judith und Till hatten wieder ihre gut bewährte Ausrede gebraucht. Jeder war angeblich beim Onkel des anderen zu Besuch.

Sie kamen dem Mond immer näher. Da machte Till plötzlich einen ungewöhnlichen Vorschlag.

„Was hältst du davon, Ju, wenn wir einen Abstecher zum Mars machen? Wir sind ja eh viel zu früh dran. Robert erwartet uns erst in zehn Stunden. Wir wussten ja selbst nicht, dass wir schon am Vormittag starten und nicht erst am Abend.“

„Zum Mars?“ Judith war verblüfft. „Ja, schaffen wir das denn? Wie weit ist der überhaupt weg?“

„Na, das sind heute schon fast zweihundert Millionen Kilometer.“

„Ups. Das ist ja unvorstellbar weit.“

„Wir haben's heute ja noch ganz gut. Der Mars ist nicht so weit entfernt wie an anderen Kalendertagen. Wenn man Pech hat, kann die Distanz fast vierhundert Millionen Kilometer betragen. Dann nämlich, wenn er sich genau auf der gegenüberliegenden Sonnenseite befindet.“

Judith versuchte, sich das vorzustellen. Also wir sind hier auf der Erde, dachte sie. Wir müssten an der Sonne vorbei, immer geradeaus, und dann würden wir irgendwann auf den Mars treffen. Und das sind dann zusammen vierhundert Millionen Kilometer. Aber das war ja heute nicht der Fall. „Und wie lange werden wir brauchen, für diese zweihundert Millionen Kilometer?“

„Ich würde mal sagen, wir fahren eine Stunde hin, umrunden den Mars ein paarmal, und fliegen dann in nochmals einer Stunde zum Mond. Dann kommen wir genau dann an, wenn Robert uns erwartet.“

„Wie schnell werden denn unsere Raketenräder eigentlich, wenn wir Vollgas geben?“, wollte Judith jetzt wissen.

„Die schaffen halt Lichtgeschwindigkeit. Aber so schnell dürfen wir nicht fliegen.“

„Lichtgeschwindigkeit, das sind ja – lass mal überlegen. Das hatten wir doch neulich in Physik. Ja, dreihunderttausend Kilometer. In einer Sekunde. Aber Robert mit seinem Raketenauto war doch immer viel schneller als wir. Erreicht der denn auch Lichtgeschwindigkeit?“

„Nein, niemals. Unsere alten Raketen waren halt viel langsamer als Roberts Auto. Jetzt könnten wir ihn locker abhängen.“

„Echt, mit diesen Rädern?“ Judith konnte es kaum glauben.

„Ja, das ist der verbesserte Quarks-Antrieb. Der beschleunigt immer weiter. Nur geht es niemals schneller als die Lichtgeschwindigkeit. Aber so schnell dürfen wir nicht fahren!“

„Und wieso nicht? Dann wär'n wir doch in – lass mal überlegen – zweihundert Millionen durch dreihunderttausend, das sind zweihunderttausend durch dreihundert oder zweitausend durch drei.“ Ja, Judith rechnete das alles ganz gut im Kopf aus. „Das sind knapp siebenhundert Sekunden. In elf Minuten wären wir also oben.“

Relativitätstheorie

Das stimmt schon“, bestätigte Till. „Aber wenn wir das machen, dann kommen wir zurück, wenn unsere Eltern alte Tattergreise sind.“

Judith war ratlos. Was erzählte Till denn da? Wollte er sie veräppeln? Sie wollten doch nicht Jahre wegbleiben, sondern nur eine Woche.

„Und kannst du mir das vielleicht auch mal erklären? So wie du das sagst, scheint du das ja ernst zu meinen.“

„Ja, wenn sich etwas mit Lichtgeschwindigkeit bewegt, dann vergeht die Zeit viel langsamer. Wenn wir elf Minuten mit Lichtgeschwindigkeit fliegen, dann vergehen unterdessen auf der Erde fünfzig Jahre.“

„Wer sagt das?“ Judith war immer noch skeptisch.

„Das hat ein Wissenschaftler herausgefunden, der Einstein heißt.“

„Einstein. Ja, von dem hab ich schon mal gehört. War da nicht was mit relativ und Theorie?“

„Genau. Die Relativitätstheorie hat er entwickelt. Und dass sie stimmt, das hat man durch die moderne Raumfahrt schon herausgefunden. Zwar fliegt bisher noch niemand mit Lichtgeschwindigkeit. Doch bei den erdumkreisenden Satelliten kann man schon feststellen, dass bei denen die Zeit ein bisschen anders geht. Das sind nur Bruchteile von Sekunden.“

„Dann lassen wir das lieber mal bleiben, mit dem Mars. Nicht, dass wir zurückkommen und Pa hat 'nen langen, weißen Bart.“

„Keine Sorge“, entgegnete Till. „Wenn wir uns eine Stunde Zeit lassen, dann macht die Zeitverschiebung ge-

rade mal eine Sekunde aus. So schnell wächst auch deinem Vater kein Bart.“

Damit war Judith einverstanden. Doch schon tauchte bei ihr die nächste Frage auf. „Und wo ist der Mars? Die Sterne sehen von hier aus doch alle gleich aus. Nicht, dass wir den falschen anpeilen. Dann sind wir vielleicht ein paar Jahre unterwegs. Und dann kommen wir als Oma und Opa zurück.“

Doch auch hier wusste Till Rat: „Der Mars steht heute im Sternbild des Schützen. Siehst du – dort!“ Er deutete mit dem Arm auf eine Sternenansammlung ein gutes Stück rechts abseits des Mondes.



„Na, wenn das so ist, dann auf zum Mars“, jubilierte Judith. Das konnte auch ein tolles Abenteuer werden.

Die Freunde schwenkten ihre Lenker herum und nahmen Kurs auf das Sternbild Schütze. Von dem Planeten

Mars war noch nichts zu sehen. Nein, nichts stimmte nicht ganz, er war schon zu sehen. Doch nur als kleiner Punkt. Als ein Stern unter Millionen. Das Sternbild zeichnete sich von hier aus viel deutlicher ab als von der Erde, wo es selbst in der Nacht oft nicht richtig dunkel wird. Viel zu viele Lampen und Laternen geben ihre Helligkeit ab. Dadurch verblasst der Himmel, und die Sterne sind schlechter sichtbar.

Ihr wisst ja sicher noch, dass man die Raketenträder mit dem Lenker ganz normal lenken kann. Schwenkt man den Lenker zum Beispiel nach links, drehen die Raketen das ganze Rad automatisch zur linken Seite. Genau wie man schneller wird, wenn man in die Pedale tritt. Bis hin zur Lichtgeschwindigkeit, wie wir gerade gehört haben. Und die Raketen stoppen, wenn man bremst. Will man nach unten fahren, drückt man den Lenker herunter, will man nach oben, reißt man ihn hoch.

Eine Stunde, das ist doch schon eine ganz schön lange Zeit. In dieser Zeit kann man eine ganze Menge anschauen und erleben. Zuerst fragte Judith ihren Freund, woher er denn nun wusste, wo er den Mars zu finden hat. „Steht der denn immer dort, mitten im Schützen?“, fragte sie. Daraufhin begann Till geduldig, Judith den Sternenhimmel zu erklären.

Ja, der Junge konnte das wirklich sehr, sehr gut. Judith war begeistert. Doch ihr wollt sicher lieber wissen, wie die Geschichte weitergeht.

Deshalb machen wir es hier wie mit der Mondkunde. Wenn ihr neugierig seid, und

wenn ihr auch mehr über die Sternbilder wissen wollt, dann seht doch dort im Anhang nach. Auf der Seite 351 geht es los. Oder ihr lest erst die ganze Geschichte und überlegt euch, ob ihr vielleicht anschließend Lust auf etwas Astronomie habt.

Es war schon beeindruckend, was Till da alles erzählte.

Der Himmel vor ihnen hatte sich unterdessen kaum verändert, Judith warf aber einen Blick zurück. Vom Mond war schon nichts mehr zu erkennen. Er war zu einem dieser vielen Punkte am Himmel geschrumpft. Und die Erde mutete nur noch wie ein winzig kleiner, blauer Fleck an, schon kleiner als ein Stecknadelkopf. Und den sollten sie wiederfinden? Hoffentlich wusste Till, was er tat. Sollte sie ihn fragen? Sie traute sich nicht. Er würde sich bestimmt ärgern, wenn er merkte, dass sie ihm nicht vertraute.

Als Judith wieder nach vorne schaute, entdeckte sie dort einen Stern, der jetzt deutlich größer wirkte als die anderen. Es war einer, der nun auch die Größe eines Stecknadelkopfs aufwies. Und er wuchs beträchtlich, je näher sie ihm kamen. Bald war er so groß wie eine Glasmurmelt und wenig später wie ein Tischtennisball. Ein rötlicher Tischtennisball.

„Schade, ist ja gar nicht blau wie die Erde. Klar, der Mars hat ja auch kein Wasser“, gab sich Judith selbst die Erklärung. „Aber wieso ist er dann nicht braun, wie bei uns die Berge, wenn man sie aus dem All betrachtet – oder gelb wie die Wüsten?“

Auch hierfür wusste Till eine Erklärung. „Das rührt vom Eisen her, das im Marsgestein vorhanden ist, verwittert und dann aussieht wie Rost. Das konnten die Astrono-

men früher schon mit bloßem Auge erkennen. Sie nannten den Mars deshalb den roten Planeten.“

„Eigentlich auch 'ne schöne Farbe“, gab Judith zu.

„Der Färbung verdankt er auch seinen Namen. Im Altertum dachten die Leute, sie könnte vom Blut kommen. Und so viel Blut fließt vor allem in Schlachten. Und die finden im Krieg statt. Mars war der Kriegsgott der Griechen. Deshalb haben sie diesen Planeten Mars genannt. Du siehst den Stern des Kriegsgottes vor dir.“

Das fand nun Judith überhaupt nicht sympathisch. Beim Anblick roter Farbe kann man doch genauso gut an Rosen denken, überlegte sie. Wie mochte Rose auf Griechisch heißen? Das wäre mit Sicherheit der schönere Name. Doch was sollte sie machen? Die Astronomen würden ihn sicher nicht umtaufen für sie.

Die Kugel vor ihr wuchs weiter an. Der linke Rand aber fehlte bzw. lag er im Halbschatten. Der Mars sah so aus wie ein Mond, der fast voll werden will. Ein zunehmender Mars also. Das lag ganz einfach daran, dass sie schräg auf den Mars zuflogen. Und die Sonne beleuchtete eben nur die Seite, die ihr zugewandt war. Wie beim Mond halt auch.

Als sie noch etwas näher herankamen, konnten die Freunde schon dunklere und hellere Stellen ausmachen. Plötzlich rief Judith aufgeregt aus:

„Sieh mal, da ist ja noch ein kleines Kügelchen, da links neben dem Mars.“

Das war einer der Marsmonde. Anders als die Erde hat der Mars nämlich zwei Monde. Auch hierzu wusste Till Spannendes zu berichten. Und auch das findet ihr im Anhang ab der Seite 360.

Dann ging es rasend schnell weiter. Die Kugel erschien bald so groß wie ein Tennisball, dann wie ein Fußball. Als sie die Größe eines Wasserballs erreicht hatte, konnten die Radler bereits sehr gut Berge, Täler und Krater erkennen. Judith war außer sich vor Aufregung und vor Freude.

Mars-Flug

Die Kinder bremsten die Raketenräder etwas ab und flogen tiefer. Die Kugel schwoll immer weiter an, bald schon war sie nicht mehr als Kugel zu erkennen. Die Marsoberfläche sah nun aus, wie wenn man mit einem Flugzeug über ein unbekanntes Land fliegt. Sie glich einer Wüste. Eine Wüste auf der Erde könnte ähnlich aussehen. Nur eben nicht so rot.

„Wow“, entfuhr es Judith, „da ist ja ein mächtiger Berg. Der reinste Wahnsinn.“ Genau an der Grenze zum Marsschatten erhob sich dieses Monster, ein Riesenvulkan.

„Da haben wir ja einen Volltreffer gelandet. Das ist der berühmteste Berg der Welt. Der Olympus Mons.“

„Ist der Mount Everest nicht berühmter?“, erkundigte sich Judith. „Er ist ja auch am höchsten.“

„Der berühmteste unter Astronomen, muss ich besser sagen. Der ist dreimal so hoch wie der Mount Everest! Und er ist nicht nur der höchste Berg auf dem Mars. Es gibt auf keinem anderen Planeten einen höheren. Wir haben hier also den höchsten Berg des ganzen Sonnensystems vor uns.“

Judith staunte nicht schlecht. Als sie näher herankamen, glaubte sie es aber. Auch wenn sie den Mount Everest noch nie gesehen hatte. Der Olympus stand in einer Senke. Die Kinder flogen in diese hinunter, und aus der Tiefe wirkte der Berg noch gigantischer. Sie näherten sich bis auf vier Kilometer dem Boden und zogen dann die Räder vor der Bergflanke nach oben. Über zwanzig Kilometer ging es nur bergauf.

Als sie den breiten Kraterrand überflogen hatten, tat sich vor ihnen eine Hochebene auf. Die Kinder hatten schnell wieder eine beträchtliche Höhe erreicht und er-

kannten weiter im Osten drei auffällige Vulkane – nicht ganz so gewaltig wie der Olympus. Dafür waren sie aber schön in einer Linie aufgereiht.

Dahinter wurde es nun richtig spannend. Es folgte eine vollkommen zerrissene und zerklüftete Gegend.

„Die Valles Marineris“, wusste Till. Kannte er denn den ganzen Mars auswendig? Judith war erstaunt.

„Und was waren das für Berge, über die wir gerade geradelt sind?“ Sie testete ihn auf Herz und Nieren. Doch Till blieb keine Antwort schuldig.

„Das waren die Tharsis Montes“, erklärte er. „Aber wie jeder Einzelne von den dreien heißt, das weiß ich nicht.“ Judith war etwas beruhigt.

„Na gut, sonst käme ich mir ja auch noch dümmer vor.“

„Das musst du wirklich nicht. Das kann ja auch keiner verlangen. Ich habe dafür meine Schwierigkeiten mit den französischen Vokabeln. Die schüttelst du ja nur so aus dem Ärmel.“

„Liegt wahrscheinlich daran, dass ich mehr Interesse an der Sprache habe als du. Und weniger Interesse für den Mars. Bis jetzt wenigstens.“ Dann wollte sie noch wissen, was das nun mit den Valles auf sich hätte.

„Das ist gleich die nächste Berühmtheit auf dem Mars. Das sind extrem tiefe Gräben. Sieben Kilometer können die tief werden. Das musst du dir mal vorstellen.“

Das Gewirr der Linien, das fast wie ein Netz aussah, ging allmählich in sehr gerade Kanäle über. Judith musste sich die Tiefe nicht vorstellen, nein, sie konnte sie hier an Ort und Stelle betrachten. Und war enorm beeindruckt. Ewig lange flogen die Kinder darüber hinweg.

„Valles, das heißt einfach Täler auf Lateinisch, und Valles Marineris wurden sie genannt, weil die Sonde Mariner 9 sie zuerst fotografiert hatte.“

„Sind das die Marskanäle, die von den Marsmännchen gebaut wurden?“

Till lachte. „Das hat man eine Zeitlang geglaubt. Ein paar Astronomen meinten, sie hätten mit dem Fernglas auf dem Mars künstliche Kanäle entdeckt. Sofort wurde spekuliert, dass die nur von intelligenten Lebewesen gebaut worden sein könnten. Andere Astronomen aber konnten die Kanäle überhaupt nicht ausmachen. Sie meinten, das wären nur optische Täuschungen. Die Sonde jedenfalls hat sie eindeutig aufgespürt, und wir sehen sie ja jetzt auch.“

Die Freunde flogen und flogen, die Kanäle schienen kein Ende nehmen zu wollen. Kein Wunder, schließlich sind sie ja viertausend Kilometer lang. Das ist so weit, als wenn man von Moskau nach Lissabon fliegt. Einmal quer über ganz Europa hinweg.

Irgendwann tauchten doch die letzten Ausläufer der Valles auf. Die Gegend wurde flacher, und es wurde dunkler. Judith und Till hatten das Ende des sonnenbeschiene- nen Teils des Mars erreicht. Würden sie weiterfliegen, kämen sie in den Marsschatten, auf die Nachtseite.

So schlug Till vor: „Lass uns mal zum Südpol fliegen.“

„Können wir machen. Aber weshalb nicht zum Nordpol?“

„Da ist grad Winter. Deshalb liegt der fast vollständig im Dunkeln. Da sehen wir nicht viel.“ Wieder so etwas, worüber sich Till anscheinend schlaugemacht hatte. Von wegen, nur mal so einen Abstecher zum Mars, wie er vorgeschlagen hatte. Er hatte sich ganz genau vorbereitet.

Natürlich war Judith einverstanden. Also schwenkten sie im großen Bogen nach rechts und rasten auf den Südpol zu. Sie überflogen eine riesige Tiefebene, die Argyre Planitia, wie Till wusste. Silberebene bedeutet das im Altgriechischen, und sie hat einen Durchmesser von neun-

hundert Kilometern. So weit wie von Berlin nach Paris. Die Ebene entstand vor vier Millionen Jahren durch den Einschlag eines riesigen Meteoriten. Hätte es damals Leben auf dem Mars gegeben, wäre es vollständig vernichtet worden.

„Noch größer ist das Hellas-Einschlagbecken“, erklärte Till. „Es liegt noch weiter im Osten, dort, wo jetzt schon Nacht ist. Es ist über zweitausend Kilometer lang, also mehr als doppelt so groß wie das Silber-Einschlagbecken.“

Nun hatten die Kinder es nicht mehr weit bis zum Südpol.

„Eis, da ist ja Eis. Da kann man bestimmt Schlitten fahren!“, jauchzte Judith plötzlich.

„Könnte klappen“, bestätigte Till. „Nur ist das kein Wassereis, das ist gefrorenes Kohlendioxid.“

Judith kannte den Begriff. „Das, was wir ausatmen?“

„Genau. Wir benutzen das auch als Trockeneis. Schlittenfahren müsste aber auch darauf gehen.“

„Na ja, heute nicht“, lachte Judith. Dann stutzte sie, als sie näher dran waren.

„Da sind ja lauter Löcher im Eis. Sieht irgendwie komisch aus – wie ein riesiger Schwamm.“

„Ja, das hier wird auch Schweizer-Käse-Terrain genannt. Trifft wirklich zu, finde ich.“

„Na gut, nicht immer nur griechische Namen!“ Judith lachte los. Sie fühlte sich wohl, ein Glücksgefühl durchströmte sie. Sie konnte sich nicht sattsehen.

Doch Till vollführte einen großen Bogen und sagte: „Ich glaube, das war’s für heute. Wir müssen langsam an den Rückweg denken.“

Schade, dachte Judith. Doch auch sie drehte ihre Runde und raste dann mit ihrem Rad Till hinterher. Der



war auf dem Weg zum Äquator. Sie überquerten nochmals eine breite Ebene, dann ein ausgedehntes Felsgebiet und plötzlich verkündete Judith:

„Ich sehe ihn – da ist wieder der Olympus Mons!“ Sie war froh, dass sie sich diesen Namen gemerkt hatte.

„So ist es“, bestätigte Till. „Wir haben unseren Rundflug geschafft. Und nun ab – zurück zum Mond!“ Er schlug die Richtung nach Westen ein und wollte sich in den Sternenhimmel stürzen.

„Och, lass uns ruhig noch ein Ründchen drehen. Im Norden waren wir ja noch gar nicht. Wer weiß, wann wir das nächste Mal hier sind.“ Das war ein Argument, das auch Till überzeugte.

„Gut“, sagte er, „aber nur noch eine halbe Stunde.“

Die Freunde schwenkten um nach Nordosten. Diese Gegend war wirklich viel flacher. Die Kinder flogen über eine endlos lange Ebene, die aber auch von vielen kleinen Kratern und Höhenzügen durchsetzt war. Bald näherten sie sich dem Nordpol. Es wurde dunkler, sie drohten in den Marsschatten einzutreten.

„Lass uns lieber umkehren“, ließ sich jetzt Till vernehmen. „Hier ist sowieso nicht mehr viel zu sehen.“

Gesagt, getan. Als der Olympus zum dritten Mal vor ihnen auftauchte, meinte Till:

„Gut, zweiter Rundflug beendet. Lass uns abdrehn.“ Kaum hatte er das gesagt, zog er auch schon den Lenker herum und wendete mit einem wunderschönen Funken-schweif Richtung Erde und Erdenmond.

Alles Quark ohne Quark

Okay“, gab Judith ihr Einverständnis. Sie wollte es ihrem Freund gleichtun. Doch ihr Rad reagierte nicht, als sie den Lenker herumschwenkte. Es flog stur weiter geradeaus.

„Bei mir stimmt was nicht“, sprach sie besorgt in ihr Mikro im Helm und schaute zu Till hinüber, dessen Gestalt schon kleiner zu werden begann. Der drehte sich und um, sah sie an und funkte:

„Was ist denn los?“

„Keine Ahnung. Das Rad fährt keine Kurve mehr.“

„Ach du meine Güte. Die Raketen sind ja aus.“ Till wendete und raste zu Judith zurück. Kurz vor ihr bremste er ab, flog jetzt ganz nah neben ihr her. Er befühlte die Raketen. Erst in diesem Moment kam ihm in den Sinn, dass er durch die dicken Handschuhe kaum etwas spüren konnte. Aus einer kleinen Tasche, in der einige wichtige Werkzeuge steckten, zog er ein elektronisches Thermometer und hielt es an eine der Röhren.

„Eiskalt. Die haben keinen Saft mehr.“

„Haben was nicht?“ Judith bekam eine Gänsehaut. Sie konnte sich schon denken, was Till mit Saft meinte.

„Die Quarks sind anscheinend alle. Kein Antrieb mehr“, stellte er fest und klang für Judith etwas zu nüchtern. Sie begann sich langsam gar nicht mehr wohl zu fühlen.

„Und was soll das heißen? Was machen wir denn jetzt?“

Till war nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. „Ich schleppe dich ab“, lautete sein Vorschlag.

„Und wie sieht's mit deinen Quarks aus?“, wollte Judith wissen.

Diese Frage behagte Till nicht sonderlich. Judith merkte wohl, dass er nervöser wurde, obwohl er versuchte, sich zu beherrschen.

„Hm“, meinte er nach einer Weile. „Haben anscheinend mehr verbraucht, als ich dachte. War ja auch selber noch nicht hier. Zum Mond kommt man mit dieser Ladung fast zehnmal hoch und wieder runter. Verdammt noch mal. Hatte überhaupt nicht daran gedacht, dass wir eine viel weitere Strecke geflogen sind und auch noch mit einer irr-sinnigen Geschwindigkeit.“

Das war ja nicht gerade beruhigend. Aber was würde es schon nutzen, in Panik zu geraten? „Du hast doch gesagt, die Raketen können alles in ihre Quarks zerlegen. Zum Beispiel auch Quark. Du hast gesagt, die Räder fliegen mit Quark.“

„Du hast recht, Ju. Ich habe sogar Quarkstullen dabei. Im Rucksack. Die können wir in die Brennkammern geben. Doch dazu müssen wir landen.“

„Wir müssen landen? Und wie soll ich das machen?“ Judith hatte das Gefühl, dass die Anziehungskraft des Mars sie schon erfasst hatte. Sie würde immer schneller auf den Planeten zurasen. Und auf der Oberfläche zerschellen, wie wenn sie auf der Erde von einem Turm springen würde – ohne ein Bungee-Seil oder ein Netz. Keine schöne Aussicht.

„Du kannst ja normal landen – wenn dein Quark noch so lange reicht“, erklärte sie Till. „Ich aber werde ganz einfach abstürzen. Sagst meinen Eltern halt, tut dir leid, ich komme nicht wieder. Sie könnten mein Grab ja mal auf dem Mars besuchen.“

Das sollte lustig klingen. In Wirklichkeit war Judith aber überhaupt nicht nach Scherzen zumute.

Till flog neben ihr her. Auch er merkte, dass die Schwerkraft sie langsam nach unten zog. Und sie würden immer schneller fallen. Noch konnte er sein Rad so steuern, dass er an Judiths Seite blieb. Aber wie lange würde das noch gut gehen? Er musste irgendetwas in die Brennkammern von Judiths Raketen stopfen. Irgendeine Kleinigkeit. Viel brauchten sie ja nicht. Sie könnten dann ganz normal landen, die Rucksäcke auspacken und dann die Brennkammern füllen. Doch was sollte er nehmen? Er betrachtete Judith und ihr Fahrrad ganz genau. Vielleicht gab es ja irgendetwas, was sich zwischen den Speichen verfangen hatte. Ein Büschel Gras würde schon reichen. Doch so aufmerksam er auch guckte, das Rad war blitzblank, der Raumanzug tadellos glänzend.

„Judith, schau doch mal, ob du irgendetwas siehst, was wir verheizen könnten. In die Brennkammern stecken, meine ich. An dir und deinem Rad kann ich leider nichts Brauchbares entdecken.“

Er flog etwas tiefer, so dass Judith von oben auf seinen Kopf und seine Schultern sehen konnte. Doch da war nichts, da hatte sich nichts verheddert.

Dann flog Till nach oben, so dass Judith ihn und sein Rad von unten betrachten konnte. Ihr war keineswegs zum Lachen zumute, doch dann gickelte sie plötzlich los.

„Nun ist sie übergesnappt“, dachte Till.

„Du bist anscheinend in eine mächtige Stinkmorchel getreten, vorhin im Wald“, brachte sie schließlich heraus. „Wir können froh sein, dass wir hier im Vakuum sind. So brauchen wir ihren Mief zum Glück nicht zu ertragen.“ Judith kannte sich mit Pilzen bestimmt ebenso gut aus wie Till mit den Sternbildern und den Marslandschaften.

Till schaute an sich herunter. Tatsächlich, an seinem linken Schuh klebte der zermatschte Pilz. Angenehm war



es ihm nicht. Aber das war die Rettung. Widerwillig kratzte er mit einer Hand den Pilz von der Schuhsohle. Dann flog er tiefer, bis er an die Brennkammer von Judiths linker Rakete herankam. Er öffnete sie und schmierte die Hälfte des zerquetschten Pilzes hinein. Das Gleiche tat er mit der anderen Hälfte auf der rechten Seite. Dann sagte er zu Judith:

„Nun zieh mal am Lenker.“ Kaum dass er es ausgesprochen hatte, tat Judith wie geheißen und die Raketen sprühten Feuer. Judith sauste davon.

„Halt, nicht so schnell!“, befahl Till und beeilte sich, sie einzuholen. Als er das geschafft hatte, kratzte er die letzten Reste der Stinkmorchel aus dem Profil seines Schuhs und wollte sie Judith übergeben. Doch die zog angeekelt ihre Hand zurück.

„He, ich habe einen ganzen Batzen in deine Brennkammern verteilt. Das ist doch nur zur Sicherheit. Ich

möchte schließlich auch sicher landen und nicht abstürzen. Wer weiß, wie lange mein Quark noch reicht!“

Das sah Judith ein. Sie ließ sich die Morchelreste auf ihre Finger schmieren und strich sie in beide Brennkammern von Tills Raketen hinein. Zum Glück hatten sie ja die Handschuhe an.

Nun durften sie aber nicht mehr lange warten. Sie mussten nochmals kehrtmachen, weil sie sonst auf der sonnenabgewandten Seite in der Marsnacht gelandet wären. Sie wollten aber ihren Landeplatz lieber inspizieren.

Nöt*lan*dung

Also flogen sie nochmals in Richtung des Olympus Mons, ließen sich tiefer und tiefer sinken, wurden immer langsamer und näherten sich dem Boden. Derweil wuchs der Krater höher und höher vor ihnen auf. In gehörigem Abstand von der Kraterwand erreichten sie den steinigen Boden. Sie waren zwischen den Tharsis Montes und diesem Riesenberg gelandet. Der ragte vor ihnen sechsundzwanzig Kilometer in die Höhe.

So leicht wie auf dem Mond fühlten sie sich nicht, doch auch nicht so schwer wie auf der Erde. Die Schwerkraft ist hier etwa ein Drittel so groß wie auf der Erde, da der Mars kleiner ist. Sein Durchmesser ist nämlich nur ungefähr halb so groß.

Die Kinder klappten die Fahrradständer aus, stellten die Räder hin, schnallten ihre Rucksäcke ab und packten ihre Stullen aus. Till hatte tatsächlich Quarkstullen bei sich und stopfte sie, ohne mit der Wimper zu zucken, in die Brennkammern seines Rades.

Judith war etwas erstaunt. „Wieso schabst du nicht nur den Quark ab?“, fragte sie irritiert. Till hatte ihr doch erklärt, die Raketen arbeiteten mit Quark. Doch dann ärgerte sie sich schon über ihre Frage.

„Nein, halt, sag nichts, Tilli“, kam sie seiner Antwort zuvor. „Die fliegen zwar mit Quark, doch man kann auch alles andere als Füllung nehmen. Sonst hätte es ja auch nicht mit der Stinkmorchel funktioniert. Es kommt eben auf die Quarks an, die im Quark drin sind. Und in allem anderen auch.“

„So ist es“, antwortete Till. Als Kavalier machte er sich nun daran, auch Judiths Brennkammern mit Stullen zu fül-

len. Es waren ein Leberwurst- und ein Leerdamer-Brot. Ganz egal. Die Brennkammern zerlegen auch Wurst und Käse.

„Wieso hast du überhaupt so viele Brote mitgenommen?“, wollte Judith nun wissen. „Wir werden doch immer von Robert ausreichend versorgt.“

„Ich wollte sie ja auch gar nicht haben“, erklärte Till. „Aber meine Mutter hat drauf bestanden. So ein Glück für uns. Hier wächst ja nicht mal ein Grasbüschel. Und mit Steinen kann man die Brennkammern leider nicht befüllen. Nie mehr werde ich meiner Mutter irgendwas abschlagen“, schwor er.

Während Till noch redete und die Kammern vollstopfte, schaute sich Judith etwas um. Trostlose Gegend hier, öd und steinig. Sie ging ein paar Schritte abseits. Ungemütlich und eher abstoßend war es hier. Riesensteine, die wie Findlinge herumlagen, etwas weiter weg Felsen und noch weiter entfernt der Kraterad. Ein riesiger Krater. Es würde Tage dauern, wenn sie zu Fuß bis zu ihm hinwandern und bestimmt eine Woche, wenn sie ihn besteigen wollten. Aber wer wollte hier schon wandern? Aber wieso eigentlich nicht? Es gäbe wohl keinen Menschen, der sie nicht beneiden würde, wenn er wüsste, dass sie eine Wanderung auf dem Mars gemacht hätte. Judith näherte sich einem Findling, der fast so groß war wie sie selbst und lehnte sich an ihn. Sie beobachtete, wie Till an ihrem Rad hantierte.

Eigentlich schade, dass sie niemandem erzählen konnte, was sie erlebten. Eine Notlandung auf dem Mars – wenn das keine tolle Geschichte ist! Jedenfalls war Judith mittlerweile wieder guter Dinge. Gut, dass sie Verpflegung mitgenommen hatten. Vielleicht wäre die Rettung ja

auch gelungen, wenn sie ihr Handy in die Brennkammer gesteckt hätte. Aber darauf konnte sie gut verzichten.

Judith sah, dass Till ihre Raketen wieder verschloss, und wollte sich ihm zuwenden. ‚Nichts wie weg hier‘, dachte sie. Bevor sie losging, streifte ihr Blick nochmals den Findling, an dem sie sich abgestützt hatte.

Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen. „Till, komm mal her!“, rief sie. „Das ist doch sonderbar.“

Till kam angelaufen und besah sich die Stelle, auf die Judith deutete. Sofort war ihm klar, was seine Freundin meinte. Zeichen. Auf dem Stein waren Zeichen zu sehen. Unbekannte Symbole. Wie eingemeißelt. Nicht sehr tief, aber ganz eindeutig. Das waren nicht nur Spuren der Verwitterung.

„Da hat jemand was aufgeschrieben“, stellte der Junge fest. „Toll, dass du das entdeckt hast.“

„Aber was machen wir denn jetzt?“, fragte Judith. „Sollen wir nach weiteren solchen Steinen suchen?“

„Heute nicht“, war Tills Antwort. „Der Stein läuft uns ja nicht weg. Wer weiß, wie viel tausend Jahre der schon da steht.“ Er überlegte weiter. „Hast du zufällig dein Handy dabei?“

„Nicht zufällig. Ich habe es immer dabei.“

„Aber es ist doch Quatsch, es mit auf den Mond zu nehmen. Wen willst du denn da anrufen?“

„Und warum fragst du dann, wenn’s so ein Quatsch ist?“, hakte Judith etwas schnippisch nach. „Nö, anrufen will ich wirklich niemanden. Aber ich kann ja mal ein Foto machen. Zum Beispiel jetzt von dir.“ Und schon schoss sie das erste Bild. „Außerdem kann man es auch als Taschenlampe brauchen. Und wenn mir ganz langweilig wird mit dir, dann kann ich es auch als MP3-Player benutzen.“

„Ist ja schon gut, entschuldige.“ Till merkte, dass seine Bemerkung mehr als unüberlegt war. Das sagte er auch.

„Hast recht“, meinte er, „ich hätte besser meines auch mitgenommen. Man kann ja so vieles damit anstellen. Es wäre zwar schade drum gewesen, aber zur Not hätte ich es auch in die Brennkammer stecken können. Das viele Plastik hätte als Treibstoff bestimmt bis zum Mond gereicht.“

Judith nahm die Entschuldigung an. Sie machte sich dran, den Stein zu fotografieren. Ihr war schon klar, dass Till nur deshalb nach dem Handy gefragt hatte. Gerade deshalb hätte er sich aber die spitze Bemerkung verkneifen können. Sie versuchte jetzt jedoch, sich zu konzentrieren und die Zeichen so klar wie möglich aufzunehmen.

„Bin mir nicht mal sicher, ob das Schrift ist“, zweifelte sie plötzlich.

„Was denn sonst?“

„Das kann auch eine Matheaufgabe sein.“ Das konnte es sein, das musste Till zugeben. Wenn man in machen Filmen sah, wie berühmte Professoren an ihren Tafeln herumrechneten und komplizierte Formeln entwickelten, dann hatte das eine gewisse Ähnlichkeit mit den Symbolen auf dem Stein.

„Das könnte aber auch ein Schaltplan sein. Elektrische Symbole, weißt du?“, war ihre nächste Überlegung.

„Alles ist möglich“, gab Till zu. Er wunderte sich über Judiths Ideenreichtum. Doch der war noch längst nicht erschöpft.

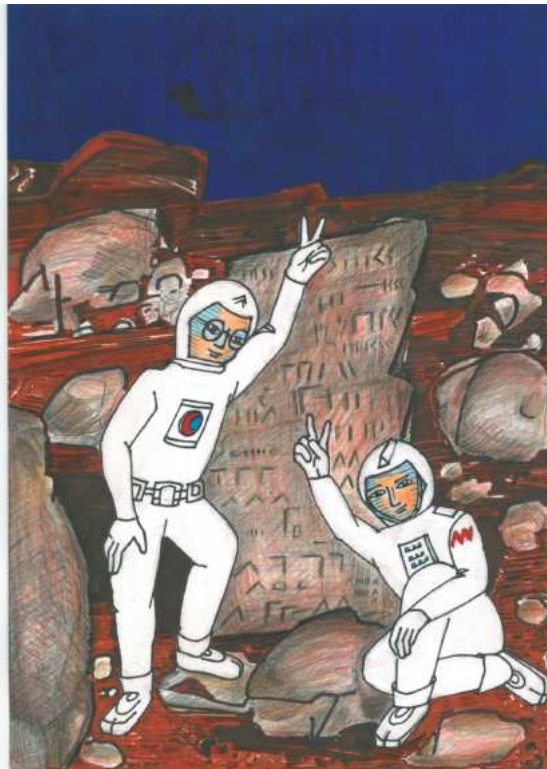
„Auch eine Landkarte wäre möglich.“ Das war zumindest nicht unmöglich.

„Am besten schießt du noch ein paar Bilder vom Krater“, schlug Till jetzt vor. „Damit wir die Stelle wiederfinden.“ Das machte Judith sofort. Dann sagte sie:

„So, und jetzt machst du mal ein Bild von mir auf dem Mars. Du bist ja schon drauf.“ Sie überreichte ihrem Freund das Smartphone. „Schade, dass wir keinen Selfiestick dabei haben.“

Nachdem Till Judith geknipst hatte, baute er das Handy auf einem nahen Stein auf, stellte auf Selbstauslöser, lief zu Judith, schickte sie auf die eine Seite des Findlings mit den Zeichen und stellte sich selbst auf die andere. Zur Sicherheit machte er eine zweite Aufnahme. Dann gab er Judith das Handy zurück. Sie verstaute es in ihrem Rucksack.

Die Kinder machten sich startklar. Leider war der Boden hier sehr flach. Sie mussten auf ihre Startgeschwindigkeit kommen, damit die Raketen zündeten. Das geht am



besten beim Bergabfahren. Jetzt mussten sie deshalb viel fester in die Pedale treten, um schnell genug zu werden. Dass sie leichter waren als auf der Erde, milderte diese Anstrengung wenigstens ein bisschen ab.

Es hieß treten, treten, treten, schneller, immer schneller. Till, der Kenner der Raketenräder, strampelte vorneweg. Da, endlich, Judith sah, wie seine Raketen zündeten. Er war also schnell genug gewesen und hob schon ab vom Marsboden. Als sie dieselbe Stelle erreichte, zog Judith ihren Lenker hoch. Sie schaute hinter sich, sah hell erfreut den Feuerschweif und spürte gleichzeitig den Ruck, mit dem die Raketen sie beschleunigten. Sie raste Till hinterher, holte ihn bald ein, und beide drehten auf, bis sie unglaublich schnell waren – passten aber auf, dass sie die Lichtgeschwindigkeit noch lange nicht erreichten.

Judith schaute zurück. Schon hatte sich der Mars wieder in einen roten Tennisball im schwarzen All verwandelt, und vor sich sah sie nur die winzigen Punkte der Sterne.

„Woran orientieren wir uns denn jetzt?“, wollte Judith wissen.

„Nun fliegen wir in die genau entgegengesetzte Richtung. Wir nehmen Kurs auf den Großen Bären. In diesem Sternbild steht heute die Erde und damit auch der Mond.“

Das war ja nun einfach, dieses Sternbild kannte Judith seit Langem. Derweil brausten sie immer geradeaus, stets auf dieses Sternbild zu.

Ping“, hörte Judith plötzlich. Das kam aus Tills Sprechfunk. Und kurz darauf ein „Mist!“.

Judith sah zu ihm hinüber. Sie konnte Tills Gesicht nicht erkennen. Das ganze Visier war nichts als ein Netz von winzig kleinen Glassplittern. Das Visier war zersprungen.

„Was ist das denn?“, fragte Judith ungläubig.

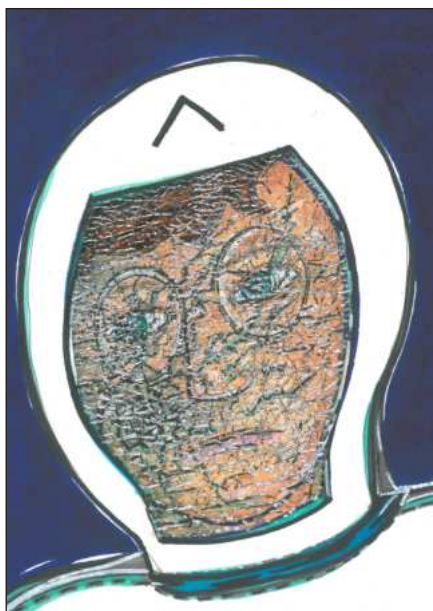
„Ich habe einen Stoß gegen den Kopf bekommen. Und gleich darauf ist das Visier zerplatzt. Das kann nur ein Komet gewesen sein.“

„Ein Komet? Ich habe aber gar keinen gesehen.“

„Ich auch nicht. Vielleicht war der winzig klein. Aber weil der so schnell war, hat er trotzdem meinen Helm zerschlagen.“

„Hat der denn jetzt ein Loch? Mein Gott, dann entweicht ja dein Sauerstoff!“ Judith bekam es mit der Angst zu tun. Schon das zweite Unglück auf diesem Abstecher.

„Nein, zum Glück nicht. Das Sicherheitsglas hält schon was aus. Aber es ist halt zersplittert wie ein Kristall. Ich kann fast nichts mehr sehen. Mich kaum orientieren. Wie soll ich da landen?“



Judith überlegte kurz. „Na, mit der Orientierung ist es ja nicht schwierig. Gib mir mal die Hand.“

Sie ergriff die Hand ihres Freundes und hielt sie fest. Sie würde sie lange halten müssen. Eine Stunde fast. Das war der angenehme Teil. Till konnte, wenn sie kleine Kurskorrekturen vornahm, ohne Probleme mithalten. Es war also nur gut, dass sie sich die Sternbilder schon so fest eingeprägt hatte.

Beim Weiterfliegen beratschlagten sie, was sie tun sollten, damit Till sicher landen konnte. Immer wieder versuchte er, Robert anzufunken. Doch er kam mit dem Bordfunk nicht durch. Schon war die Erde gut zu erkennen, groß wie ein Fußball. Und rechts davon prangte der kleine Mond, wie ein Tischtennisball. Judith hielt darauf zu und zog Till mit sich. Der Mond wurde größer, aber Till konnte immer noch keinen Kontakt zu Robert herstellen.

Es gab nur eine Möglichkeit: Judith musste alleine landen. Sie musste Robert um Hilfe bitten. Derweil wollte Till weiter um den Mond herum kreisen. Durch das zersplitterte Glas konnte er immerhin erkennen, wenn er sich der Oberfläche zu sehr näherte. Dann musste er das Rad etwas hochziehen. Wenn er zu weit vom Mond abkam, merkte er es auch, dann musste er seinen Flug wieder etwas absenken.

Ganz leicht fiel es den Kindern nicht, diesen Plan umzusetzen. Judith würde sicher landen können, das war nicht das Problem. Aber würde Robert Till finden, der auf irgendeiner Umlaufbahn um den Mond herum raste? Das konnten sie nur hoffen. Aber sie hatten schließlich keine andere Wahl, als es zu versuchen.

Schon kamen sie der Mondoberfläche recht nahe. Judith erkannte den Krater Vendelinus, Roberts Zuhause.

„Also, wir machen es wie besprochen“, bekräftigte sie noch einmal die Absprache. „Ich lande jetzt und versuche so schnell wie möglich mit Robert zu dir zurückzukommen. Dann wird er dich hoffentlich in sein Mondauto aufnehmen können.“

„Alles klar, Judith“, antwortete Till. Er versuchte, züversichtlich zu klingen. Doch Judith kannte ihn schon recht gut. Sie merkte seiner Stimme an, dass er ein bisschen Bammel hatte. Und den hatte sie auch.

„Ich fliege so langsam wie möglich. Gerade so schnell, dass ich nicht abstürze“, erklärte er. „Und ich versuche, tunlichst geradeaus zu fliegen. Dann wisst ihr ungefähr, wo ihr mich suchen müsst.“

„Ist gut. Ich lasse jetzt los.“ Schweren Herzens löste Judith ihre Hand von seiner. Jetzt war er ganz auf sich gestellt. „Toi, toi, toi“, ermunterte sie ihn und steuerte die Felswand an, hinter der Roberts Höhle lag. Recht schnell kam sie ihr näher.

Sie schaute noch einmal hoch zu Till. Der Feuer-schweif seines Raketenrads war kaum noch zu sehen – und sein Kurs verlief alles andere als geradeaus. Er beschrieb stattdessen einen Bogen nach rechts, und als Judith noch überlegte, wo sie ihn mit Robert zusammen suchen sollte, kurvte er schon nach links.

„Gottogott, der fliegt ja richtig zickzack. Das kann nicht gut gehen.“ „Was machst du?“, fragte sie über Funk nach. Aber sie bekam keine Antwort. Sie war schon aus seinem Empfangsbereich herausgeflogen. Judith stieg wieder hoch, holte Till ein und hatte wieder Kontakt.

„Das geht so nicht“, sagte sie. „Du fliegst ja zickzack.“

„Ja, das ist schwerer als gedacht. Ich konzentriere mich drauf, die Höhe zu halten. Wenn ich dabei nur ein

bisschen den Lenker bewege, mache ich anscheinend gleich einen Schlenker.“

Judith flog ganz nahe an Tills Rad heran und machte sich daran zu schaffen. „Was machst du da?“, wollte Till wissen.

„Schon passiert“, antwortete Judith. „Ich habe die Kabel für die Lenkung abgemacht. Jetzt fliegst du nur noch geradeaus. Da werden wir dich schon finden.“

„Gute Idee“, bestätigte Till. „Aber jetzt hole Robert.“

Gesagt, getan. Judith merkte sich die Richtung, in die Till flog, kurvte zurück, landete vor Roberts Höhle und klopfte an. Dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz. Das war inzwischen das verabredete Zeichen. Wenig später erschien Robert und staunte, dass Judith alleine vor ihm stand, und dann noch eine Stunde zu früh. Schnell berichtete sie ihm von dem Kometeneinschlag auf Tills Helmvisier und erklärte ihm, dass Till kaum noch etwas sehen und auf gar kei-



nen Fall landen konnte. Das leuchtete Robert sofort ein. Er bestieg das Raketenauto, lud auch Judith ein, nahm überdies etwas Sauerstoffstaub mit. Dann startete er, stieg auf und flog genau in die Richtung, die Judith ihm angab.

Unterwegs erklärte Judith, dass sie doch schon am Vormittag von der Erde gestartet waren, und nicht, wie eigentlich vorgesehen, am Nachmittag.

„Seltsam“, bemerkte Robert, „dafür habt ihr aber recht lange gebraucht bis hier herunter.“

Bevor Judith etwas erklärt hatte, entdeckten Robert und Judith den Raketenfeuerschweif von Tills Rad und näherten sich ihm schnell. Bald waren sie ihm so nahe, dass Robert mit Till Funkverbindung aufnehmen konnte. Er bat ihn, haargenau im selben Tempo weiterzufliegen. Er blieb an seiner Seite und steuerte das Mondauto zentimeterweise näher zu ihm heran. Dann öffnete er die Kuppel und forderte Judith auf, Till am Arm hereinzuziehen. Da sie sich allesamt im Weltraum befanden und mit derselben Geschwindigkeit flogen, waren sie so gut wie schwerelos. Es kostete Judith also nicht viel Kraft, Till heranzuziehen. Sie musste sich nur mit den Beinen am Sitz festkrallen, um nicht selbst ins All hinausgezogen zu werden.

Doch das glückte ihr gut, Judith war ja sehr geschickt. Sie zog Till Stück für Stück in das Raumauto hinein, bis er sich selbst an der Rückenlehne eines Sitzes festhalten konnte. Dann reichte Robert Judith noch ein Seil, das sie um eine Stange des Fahrradrahmens schlingen sollte. Danach ließ er das Verdeck langsam wieder herab. Es verschloss sich bis auf den Schlitz, aus dem das Seil hing. Damit schleppten sie das Rad ab. Und selbst mit diesem angehängten Raketenrad verstand es Robert, ganz weich vor seiner Höhle aufzusetzen.

Till durfte seinen kaputten Raumhelm erst in der Höhle absetzen. Judith sah, dass er ziemlich verschwitzt war, feine Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Und die kamen nicht von der Wärme, sondern hatten sich infolge der Aufregung gebildet. Auch Judith setzte ihren Helm ab und fuhr sich übers Gesicht. Hoppla – auch das war feucht. Erst jetzt merkte sie, wie aufgeregt sie selbst gewesen war. Und plötzlich wurden ihr die Knie ganz weich.

„Ich muss mich erst mal setzen“, ächzte sie. Verblüfft sah Till sie an und stöhnte ebenfalls kurz darauf:

„Uff, ich glaube, ich auch.“

Schnell ließen sich die Kinder nebeneinander im Gras nieder. Beide zogen sich die dicken Raumanzüge aus. Dann beugte sich Till zu Judith hinüber, umarmte sie und sagte mit einem Stoßseufzer:

„Danke, danke, danke. Das ist ja noch mal gut gegangen.“

Und schon sprang er auf, drückte auch Robert und beteuerte: „Danke auch dir, lieber Robert.“

„Aber das war doch eine Selbstverständlichkeit. Ihr habt beide zusammen die Gefahr wunderbar gemeistert.“

Robert besah sich den Helm mit dem zerstörten Visier und wunderte sich. „Klar, Kometen können überall überraschend entlangschwirren. Aber über viele weiß ich Bescheid. Zwischen Mond und Erde waren heute eigentlich keine zu erwarten. Ein kleiner Schwarm ist in Richtung Mars unterwegs.“

„Da kommen wir ja auch her“, gab Till zu und beichtete den Abstecher zu diesem Planeten. Robert horchte auf und wollte mehr wissen. Inzwischen aber waren Sigggi und Maxi herbeigeeilt, die erst einmal begrüßt werden mussten. Schildi und Kröti folgten ihnen gemächlicher, so dass die weiteren Berichte erst einmal verschoben werden mussten.

Alle zusammen begaben sich erst einmal in Roberts Häuschen. Die Raumanzüge nahmen sie mit, Robert wollte sie genau untersuchen, damit nicht der kleinste Schaden übersehen werden konnte.

Bei Essen und Trinken berichteten die Kinder nun von ihrem Abenteuer. Sie merkten an ihrem Appetit, wie anstrengend der Ausflug doch insgesamt gewesen war.

Robert und die Tiere hörten den Kindern gebannt zu. Fast gleichzeitig sagten Maxi und Sigggi: „Ich will auch mal zum Mars.“ Doch Robert meinte, sie müssten sich gedulden. Er merkte auf, als Judith von dem Stein mit den seltsamen Zeichen darauf berichtete. Sie kramte ihr Handy hervor und wollte die Bilder zeigen. Doch es leuchteten nur kurz die Worte „Bitte Akku laden“ auf. Dann war das Display schwarz. Mist, Judith hätte das Handy vielleicht besser ausgeschaltet nach den Fotoaufnahmen.

Doch Robert wusste Abhilfe. Er ließ Judith den Akku ausbauen, fragte nach ein paar Daten, besonders nach der Spannung, und verschwand dann mit dem Speicher in seiner Werkstatt, um ihn an einen Ladestrom anzuschließen. Den Helm hatte er auch mitgenommen und in einen Scanner gepackt. Ein angeschlossener 3D-Drucker würde anschließend automatisch ein neues Visier drucken.

Dann ließ Robert sich weiter von der Stippvisite der Kinder auf dem Mars berichten, hörte aufmerksam zu und hakte immer wieder einmal nach.

Nach einer Weile ging er erneut in seine Werkstatt und holte den Akku. Der hatte inzwischen so viel Saft, dass sich die Bilder ausreichend lang betrachten ließen.

Judith und Till schien es, als würde Robert bei ihrem Anblick lange nachdenken. Und das war schon ungewöhnlich. Denn sein Elektronengehirn arbeitet eigentlich mit Blitzesgeschwindigkeit.

Biber

Dann äußerte er bedächtig: „Hier komme ich alleine nicht weiter. Ich muss mir Hilfe aus der Bibliothek holen.“ Er sagte es so, als sei es das Selbstverständlichste, dass es auf dem Mond eine Bibliothek gäbe.

„Wo ist denn hier eine Bibliothek?“, wollte denn auch Till sofort wissen.

„Die ist im Keller“, antwortete Robert.

„Hm. Und wo ist er, dieser Keller?“

„Keller befinden sich gewöhnlich unter dem Fußboden“, erklärte Robert.

Und schon rollte er in die Mitte des Raumes. Er bat die Kinder und die Tiere, sich eng neben ihn zu stellen. Und noch ein bisschen näher heranzurücken. Und dann senkte sich unter ihren Füßen eine Platte langsam in die Tiefe. Sie alle hatten geradeso Platz auf dieser Platte.

„Ferngesteuert“, erklärte Robert.

Während das Grüppchen wie in einem Aufzug ohne Wände nach unten fuhr, gingen im Kellergeschoss die Lichter an, und sie gelangten in einen riesengroßen Saal. Und dieser Saal stand voller Schränke. Schöner Schränke, Schränke mit vielen Verzierungen, mit Türen und Schubladen. Es sah aus wie in einem Möbelladen – Abteilung Schränke. Oder mehr wie in einem Museum – Abteilung Schränke. Denn sie wirkten, als seien sie alle sehr alt. Alt und kostbar.

Aber man sah keine Bücher. Nicht ein einziges Buch.

„Wo sind denn hier die Bücher?“, wollte Till wissen. „In den Schränken?“ Dabei versuchte er, eine Tür zu öffnen.

„Das wird meinem jungen Freund nicht gelingen“, erläuterte Robert. „Die Bücher sind die Schränke. Ich

könnte auch sagen, die Schränke sind gar keine Schränke. Die Schränke sind auch nicht aus Holz, sie bestehen aus Speicherzellen. Es sind Datenspeicher, die aussehen wie Schränke.“

„Verstehe“, sagte Till und war sich nicht sicher, ob er wirklich verstand. „Und wie viele Daten speichert so ein Schrank?“

„Nun ja, man könnte sagen, jeder einzelne Schrank speichert so viele Daten wie eine Million Computer oben bei euch auf der Erde.“

„Wieder dieses Oben und Unten“, dachte Judith. Doch was Robert da sagte, imponierte ihr gewaltig, auch wenn sie nicht wirklich viel damit anfangen konnte. Sie versuchte, sich eine Million Computer vorzustellen. Und dass die alle in einem von diesen Schränken drinsteckten. Sie sah sich um in dem weitläufigen Saal. Hier standen doch bestimmt ein paar Tausend dieser Schränke herum.

„Alles, was bekannt ist im Universum, jede Information, ist in dieser Bibliothek gespeichert. Und das, was bekannt ist, das ist doch nur ein Bruchteil von dem, was alles vorhanden ist, im Universum. Wenn wir herausbekommen wollen, was es mit den Zeichen auf diesem Stein auf sich hat, dann haben wir hier eine Chance.“

„Ich sehe aber gar keine Tastatur. Und auch keine Maus und keinen Bildschirm, mit denen man die Schränke, das heißt Speicher, steuern könnte“, wandte Till ein.

„Lasst uns ein paar Schritte gehen“, schlug Robert vor und rollte voraus. Er blieb vor einer Kommode stehen, die oben mit einer Glasplatte abgeschlossen war. „Gib mir bitte mal dein Handy, Judith. Darf ich denn die Bilder zum Kopieren aufrufen?“

„Klar doch, wir wollen doch selbst schließlich wissen, was sie bedeuten.“

Jetzt geschah etwas Seltsames. Robert zwitscherte los wie eine Amsel. Das Gepiepse bewirkte, dass die Glasplatte matt aufleuchtete. Robert zwitscherte weiter, schaltete das Handy ein, rief das erste Bild auf und legte das Handy mit dem Display nach unten auf den Tisch. Nun zwitscherte der Tisch, Robert rief das zweite Bild auf. Wieder Zwitschern – und das wiederholte sich, bis Robert alle Bilder aufgerufen hatte.

Dann folgte ein längeres Gezwitscher und nach diesem Zwiesgespräch sagte Robert, sie könnten sich wieder nach oben begeben. Die Bibliothek meine, das könne dauern, sie würde sich bei ihm melden, wenn sie etwas herausgefunden hätte. Das könne sich aber fünf bis sechs Stunden hinziehen.

„Du unterhältst dich also mit der Bibliothek mit diesem Zwitschern?“, fragte Judith.

„Sehr gut beobachtet, die junge Dame“, lobte Robert. „Es geht zwar auch anders, nur mit elektronischen Schwingungen. Doch dann würdet ihr ja gar nichts von der Unterhaltung gar nichts mitbekommen. Und das wäre mehr als unhöflich.“

Er zwitscherte nochmals, und kurz darauf tauchten Judiths Bilder nacheinander nochmals auf der Glasplatte auf, jetzt jedes so groß wie die ganze Kommode. Dabei merkte sie, was für gestochen scharfe Fotos ihr Handy doch machte.

Dann ging der ganze Trupp wieder zur Ausgangsstelle zurück. Robert scharte die Tiere und Kinder eng um sich, und schon hob sich die kleine Plattform an, bis alle wieder in Roberts Wohnung standen. Nicht die kleinste Naht im Boden zu ihren Füßen deutete darauf hin, dass es hier in den Keller ging.

„Wie ihr alle wisst“, sagte Robert nun, „trage ich den Namen Robert, so wie ihr alle eure Rufnamen habt. Die Bibliothek hat auch einen. Sie heißt Bieber.“

„Aha“, sagte Till. „Das kann man sich ja gut merken: die Bibliothek, die Bieber heißt.“

„So ist es“, bestätigte Robert.

Aufregung und Anstrengung hatten den Kinder stark zugesetzt. Sie konnten im Moment nichts tun, die Müdigkeit übermannte sie. Kurz sprachen sie sich mit Robert ab und sanken dann in ihre superweichen Betten. Halt – es ging natürlich erst ins Bad, die Kinder wuschen sich und schrubbten die Zähne. Seit der Mondfeier hatten sie ihre eigenen Waschsachen, Zahnbürsten und Zahnpasta in Roberts Häuschen deponiert. Sie hatten sie nicht einmal von der Erde mitbringen müssen, denn die Kosmetikartikel waren auf dem Rummel zu gewinnen oder zu kaufen gewesen.

Nach dieser Abendtoilette schlummerten die Freunde schnell ein, und Till ärgerte sich darüber, dass Robert nach kurzer Zeit ankam und ihn mit seiner schnarrenden Stimme gleich wieder aufweckte: „Hallo, mein lieber Freund von der Erde, es ist Zeit aufzustehen.“

„Schon wieder aufstehen? Ich hab ja noch nicht mal geschlafen“, protestierte Till.

„O doch, mein lieber Freund. Genau fünf Stunden und dreiundvierzig Minuten“, erklärte Robert. „Aber sei getröstet. Deiner Freundin Judith erging es ebenso.“

Blinzelnd sah Till sich um, entdeckte Judith, und die blinzelte zurück. Beide streckten sich, rieben sich die Augen und sprangen rasch aus ihren Betten.

Judith war auf einmal hellwach und ganz aufgeregt. „Was ist denn nun mit diesen Zeichen?“, wollte sie neugierig wissen. Und auch Till sperrte seine Lauscher auf.

„Das kann ich nicht wissen“, lautete Roberts einzige Antwort.

„Und warum weckst du uns dann?“ Tills Stimme klang nicht besonders freundlich.

„Ich habe Nachricht aus der Bibliothek. Sie kann uns etwas mitteilen. Ich dachte, ihr wolltet dabei sein.“

„Klar doch“, antwortete Till kleinlaut. „Entschuldige bitte.“

„Aber das ist doch ganz in Ordnung“, sagte der verständnisvolle Roboter. „Nach dem, was ihr durchgemacht habt, wart ihr eben ziemlich erschöpft.“

Dabei rollte er schon voran in die Küche. Er scharte die Kinder wieder um sich, und die Tiere gesellten sich dazu. Ferngesteuert senkte sich die schmale Plattform aufs Neue in die Tiefe und wiederum stand der kleine Trupp zwischen all den Schränken.

Robert führte die Schar zu der Kommode, deren großer Bildschirm sofort aufleuchtete. Es gab ein kurzes Gewitzcher zwischen Robert und der Bibliothek. Ein Bild mit den Zeichen erschien und eine wohlklingende Stimme verkündete:

„Was die Erdenkinder auf dem Mars entdeckt haben, das ist das Lied der Sternpiraten.“

„Ein Lied?“, fragte Judith ungläubig. Als ob die Bibliothek sie verstanden hätte, kam als Antwort:

„Ja, bei den Zeichen handelt es sich um Noten und um den dazugehörigen Liedtext. Eine Zeile Noten ...“ – dabei leuchtete eine Zeile auf dem Bildschirm etwas heller auf – „... und eine Zeile Text.“ Jetzt schimmerte die Zeile darunter auf. Selbst wenn man von all den Zeichen keine Ahnung hatte, konnte man doch deutliche Unterschiede zwischen ihnen erkennen. Die Notenzeile beinhaltete

schön geschwungene, runde Zeichen, die Symbole der Textzeile erschienen eckig und unregelmäßig.

Während die Erdenfreunde, Robert und die Tiere noch interessiert auf die Zeilen starrten, erklang aus den Lautsprechern der Kommode eine unbekannte Musik. Fremd und eigenartig hörte sie sich an, nicht gerade lustig, aber auch nicht sehr traurig. Unterbrochen wurde sie immer wieder mal von einem komischen Knacken, wie wenn etwas zerbrechen sollte.

Alle hörten gebannt zu, niemand merkte, dass die Kommode verstummte, allen schien die Melodie im Ohr noch nachzuklingen. Als Erster meldete sich Robert wieder zu Wort.

„Lieber Bieber“, sagte er, „nun haben wir ja anscheinend die Melodie dieses Musikstücks gehört. Doch was sagt der Text des Liedes aus?“

Aus der Kommode tönnten nun Worte in einer vollkommen unbekanntem Sprache. Als der letzte Laut verklungen war, schauten Kinder wie Tiere Robert fragend an. Bei dem Roboter blinkten ein paar Birnchen. Kurz zwitscherte er, dann erklärte er, dass er Bieber gerade um eine Übersetzung gebeten habe.

Lied der Sternpiraten†

Es dauerte nochmals einen Moment, dann erklang die Stimme erneut:

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Ist alles dann im Grünen,
schwingen wir die Gerte.
Die schweren Wühlmaschinen,
sie graben durch die Erde.*

*Mit unserem Geräte
wird alles klein gebackt,
auch Dörfer, ganze Städte,
und die Trümmer eingepackt.*

*Wir nehmen, was wir brauchen,
das ist so wunderschön.
Der Rest, der soll verrauchen,
kann in Flammen aufgehn.*

*Wir nehmen, was der Mensch so hat,
Gold, Plastik, Silberknollen,
und vor allem Honig satt,
das ist es, was wir wollen.*

*Wann ist's so weit, ist's denn so weit?
Das teilen wir euch mit;
die letzte Strophe hält's bereit
in diesem alten Lied.*

*Gemeinsam schlagen wir dann zu,
nur uns kann man nicht schaden.
Gern gehören wir dazu,
wir sind die Sternpiraten.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

Hoppla, das war ja keine so schöne Nachricht. Niemand sagte ein Wort, alle dachten über das nach, was Bieber da gerade von sich gegeben hat.

Nach einer Weile meldete sich Till zu Wort. „Es gibt also Sternpiraten. Und die rauben Sterne aus. Mit riesigen Wühlmaschinen. Kenn ich vom Bauern – zum Beispiel Kartoffelerntemaschinen. Und anscheinend sind sie hinter Metall und Plastik her. Haben wir ja auf der Erde auch reichlich. Aber das konnten die nicht wissen. Die Steinplatten sind doch bestimmt uralte. Da gab es bei uns noch gar kein Plastik. Also scheint ihr Raubziel nicht die Erde zu sein.“

Bevor irgendjemand irgendetwas antworten konnte, gab der Bieber neue Töne von sich. Somit gingen Tills Bedenken unter. Diesmal sang der Supercomputer das ganze Lied vor. Selbst Robert schien beeindruckt, wie schnell Bieber in der Lage war, Melodie und Text zu einem Lied zu

arrangieren. Und das sowohl in der Sternpiraten-Sprache als auch in der Übersetzung.

Und wenn ihr wissen wollt, wie sich das Lied anhört, dann schaut einfach im Anhang Nummer 5 auf Seite 362 nach. Ihr müsst dann nur jemanden haben, der Noten lesen und es vorspielen kann. Oder spielt ihr selbst schon ein Instrument?

Als Bieber geendet hatte, lobte Robert ihn. „Lieber Bieber“, sagte er, „vielen Dank für die Erkenntnisse.“

Dann stellte er fest: „Im Liedtext heißt es, dass es noch weitere Strophen des Liedes gibt.“ Er wandte sich wieder an Bieber: „Weißt du denn noch mehr über die Sternpiraten und ihr Lied und vor allem über die anderen Strophen?“

„Das Wissen um die Sternpiraten ist uralte, aber unvollständig“, antwortete dieser. „In alter Zeit haben sie immer wieder auf verschiedenen Planeten zugeschlagen und dann so lange Ruhe gegeben, bis sie ihre Beute aufgebraucht hatten. Damit man sie nicht so leicht findet, verteilten sie sich im Universum in verschiedenen Regionen. Mithilfe dieser Lieder verabredeten sie sich für den nächsten Beutezug. Doch auch hier machten sie es ihren Verfolgern so schwer wie möglich. Sie stückelten den Text in sechs Teile und verteilten die Mitteilung auf sechs verschiedene Stellen. Fremde, die das nicht wissen, werden es schwer haben, alle aufzuspüren. Und selbst Eingeweihte müssen erst einmal darauf kommen, wo sie suchen sollen. Erst wenn die Anhänger der Piraten alle Strophen gefunden hatten, kannten sie Zeit und Ort, wo sie sich versammeln würden. Dort trafen sie sich und überfielen dann gemeinsam den nächsten Stern.“

„Das sind ja recht genaue Informationen“, meinte Judith. „Und welche Wissenslücken gibt es, von denen Bieber sprach?“

„Wir wissen ja gar nicht, wann sie das letzte Mal zugeschlagen haben“, ließ sich Maxi vernehmen.

„Wir wissen auch nicht, wie oft sie schon zugeschlagen haben“, meinte Siggi.

„Und wie viele es sind, wissen wir auch nicht“, hörte man Schildi wispern. Kaum lauter äußerte sich Kröti:

„Mit was sie zuschlagen, darüber sagt der Liedtext auch nichts aus.“

„Wir müssten herausfinden, wo wir die andern Strophen finden“, war Tills Vorschlag.

Und Roberts schnarrende Stimme ergänzte: „Wir können ja noch nicht einmal sicher davon ausgehen, ob es diese Sternpiraten überhaupt noch gibt.“ Nach einer kleinen Pause fragte er: „Lieber Bieber, hast du unsere Fragen gehört?“

Ohne Zögern entgegnete Bieber: „Das sind genau die Wissenslücken, die ich schon erwähnt hatte. Niemand weiß, ob die Sternpiraten noch existieren. Ob also jemals wieder ein Planet von ihnen überfallen wird, steht in den Sternen – wenn ich das mal so sagen darf.“

Nur einen Hinweis kann ich noch geben. Die sechs besagten Strophen hatten sie in der Vergangenheit immer auf einem einzigen Planeten verteilt. Wenn diese Strophe vom Mars stammt, dann müssen die anderen fünf ebenfalls auf dem Mars versteckt sein.“

„Danke, danke“, sagte nun Robert Robertson abschließend und seine Gefolgschaft forderte er auf: „Lasst uns nach oben fahren. Ich glaube, wir haben viel zu besprechen.“

Besprechung

Gesagt, getan. Alle sieben versammelten sich auf der Hebe-Plattform und wurden auf Roberts ferngesteuertes Signal hin in die Küche hinaufgehoben. Bald saßen alle um den Wohnzimmertisch herum und überlegten hin und her, was zu tun sei.

„Wichtigste Frage“, meinte Judith, „müssen wir überhaupt etwas tun? Gibt es eine Gefahr oder ist das nur eine uralte, bedeutungslose Steintafel? In der Schule nehmen wir gerade die Römer durch. Stellt euch mal vor, Archäologen würden heute eine römische Steinplatte finden, auf der geschrieben steht: ‚In einem Vierteljahr unterjochen wir Germanien.‘ Dann wäre der Inhalt der Inschrift längst veraltet und keiner würde Angst davor bekommen, dass Römer auferstehen und Germanien überfallen.“

„Das stimmt“, meinte Till. „Aber man könnte auch andere Vergleiche anstellen. Nehmen wir an, die Polizei hört den Funkspruch von Verbrechern ab. ‚Nächste Sonntagnacht rauben wir die Länderbank aus‘, hören sie. Und dann noch: ‚Jeder Bandenteil richtet sich nach bestimmten Hinweisen, die da und da versteckt sind.‘ Dann hat die Polizei zuerst die Aufgabe, die anderen Hinweise auch zu finden.“

„Genau diese beiden Möglichkeiten gibt es“, bestätigte Robert. „Und es besteht bis jetzt keine Chance, zu beurteilen, welche die richtige ist. Ich sehe das so: Wir müssen nochmals zum Mars und uns diesen Stein ganz genau ansehen. Vielleicht finden wir dort versteckte Hinweise, die uns weiterhelfen.“

Die Kinder und die Tiere ließen Roberts Vorschlag auf sich wirken. Dann nickte einer nach dem anderen in der Runde mit dem Kopf. Ja, das leuchtete ein.

„Dann lasst uns also unsere nächste Marsexpedition planen“, schlug Till kurz entschlossen vor. Und sofort begann Robert zu rechnen.

„Also heute ist Donnerstag. Am Mittwochnachmittag müsst ihr zurück sein, nicht wahr?“ Dabei schaute er Judith und Till an. Diese nickten.

„Wir brauchen mit meinem Raketenauto sechs Stunden zum Mars. Leider habe ich keinen Quarks-Antrieb, sondern nur einen Butter-Antrieb. Damit bin ich nicht so schnell wie ihr.“

Die Freunde schauten sich ratlos an. Butter-Antrieb? Die Verblüffung stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

„Hahaha“, lachte Robert künstlich. „Das sollte ein Scherz sein. Ist mir anscheinend nicht ganz gelungen.“

„Wusste gar nicht, dass ein Roboter auch Scherze machen kann“, meinte Judith, „aber um so besser. Nur kann man dir ja nicht ansehen, ob du schelmisch dabei grinst.“

„Das stimmt“, gab Robert zu. „Mit meinem Blechgesicht kann ich leider keine Miene verziehen.“

Dann erklärte er, dass sein alter Motor noch auf Kernreaktion aufbaut. Damit konnte er auch eine immense Schnelligkeit entwickeln, aber Lichtgeschwindigkeit, wie mit den Quarks möglich, erreichte er nie und nimmer. Schließlich sah er um sich und fragte, wer von den Tieren mitkommen wollte.

Überhaupt niemand wollte das!

Nein, das stimmt natürlich nicht. Alle wollten mit! Doch das schien dem Roboter nicht ganz recht zu sein. „Schildi und Kröti“, bestimmte er, „ihr zwei müsst leider hierbleiben. Ihr seid zu langsam im Falle von Gefahr. Jedoch bekommt ihr in unserer Mission eine wichtige Aufgabe: Ihr fungiert als Informationszentrum. Wir bleiben per Funk mit euch verbunden. Vielleicht müssen wir Bie-

ber hin und wieder um Rat fragen. Diesen Kontakt müsst ihr dann vermitteln.“

Damit konnten sich die beiden Schildkröten zufriedengeben. Ihnen kam ja jetzt eine sehr wichtige Aufgabe in dem ganzen Unternehmen zu. Doch Robert rechnete weiter.

„Wenn die Übrigen mitfliegen, bilden wir insgesamt mehr Masse. Dann verlangsamt sich die Beschleunigung meines Mondautos, und wir werden eine Stunde länger zum Mars brauchen. Nach der Landung werden wir zunächst die Fundstelle des Steines aufsuchen. Vielleicht finden sich ja schon dort weitere Hinweise.“

„Habt ihr einmal an die vielen Marssonden gedacht, die inzwischen auf dem Planeten gelandet sind? Vielleicht sind sie den Sternpiraten aufgefallen und möglicherweise haben sie denen Besuche abgestattet. Womöglich stoßen wir dort auf Spuren, die uns nützen“, meinte Till.

Sofort blinkten bei Robert einige Lämpchen auf, die zeigten, dass er nachdachte.

„Mein Freund von der Erde hat recht. Das ist durchaus möglich!“ Till strahlte geschmeichelt. Doch Robert sprach schon weiter:

„Ich werde nachher nochmals Bieber befragen, wo die Marssonden gelandet sind. Ich schätze, es waren sieben oder acht. Nehmen wir mal an, wir brauchen für die Untersuchung jeder Sonde fünf Stunden, dann kommen wir auf insgesamt vierzig Stunden. Das wären fast zwei Tage. Mindestens einmal müssen wir schlafen, das ergibt dann zusammen achtundvierzig Stunden, zwei volle Tage. Wir hätten dann bereits Samstag. Wir müssen einen kleinen Zeitpuffer einkalkulieren und den Rückflug. Bis Dienstag früh können wir vieles erkunden. Dann muss ich Judith und Till zurückbringen. Vom Mond aus fliegen sie am Mitt-

woch zurück zur Erde. Denn am Donnerstag geht die Schule ja wieder los.“

Der Plan schien gut durchdacht. Robert gab den Expeditionsteilnehmern einige Aufträge. Judith und Till sollten Vorräte einpacken und schon mal zum Höhlenausgang schaffen. Maxi und Siggi sollten sie beraten. Mit ihren Pforten konnten sie ja nicht besonders gut schwere Sachen schleppen. Aber Siggi ließ es sich nicht nehmen, einige Verpflegungsbeutel in seinem Maul persönlich zum Ausgang zu tragen.

Derweil suchte Robert nochmals die Bibliothek auf und fragte sämtliche Informationen ab, die Bieber über die Mars Expeditionen der Erdbewohner gespeichert hatte.

Mars[†]expedition[†]

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte die Reise beginnen. Zum zweiten Mal auf den Mars zu reisen, innerhalb von zwei Tagen, das kam Judith doch recht ungewöhnlich vor, mochte sie sich an die Mondfahrten inzwischen noch so sehr gewöhnt haben.

Robert war zufrieden mit dem, was Kinder und Tiere eingepackt hatten. Sie beförderten alles vor die Höhle, Robert öffnete die Felsgarage, und das Gepäck wurde in das Raketenauto geladen. Danach nahmen alle darin Platz und wenig später rollte das Auto den kleinen Hang vor dem Höhleneingang hinauf. Robert verträdelte keine Zeit damit, umständlich über den Mond zu ruckeln, sondern zündete schnell die Senkrechttriebwerke. Till beobachtete, wie immer, jeden einzelnen Handgriff, den der Pilot machte. Das Auto hob ab und nahm Kurs auf den Mars. Im Sternbild Schütze, wie Judith nun schon wusste.

Den Expeditionsteilnehmern verblieb nun einige Zeit bis zum Erreichen ihres Ziels. Diese Frist nutzte Robert, um seinen Reisegefährten zu erklären, was er von Bieber erfahren hatte.

Sieben Marssonden waren bislang erfolgreich auf dem Mars gelandet, so hatte Bieber ihn informiert. Zählte man auch alle Vorbeiflüge, Umrundungen des Roten Planeten sowie die erfolglosen Versuche mit, dann waren es fast fünfzig Marsmissionen. Robert und seine Begleiter wollten in der Nähe des Olympus Mons landen. Diesem am nächsten lag die Marssonde Viking 1. Sie setzte 1976 auf dem Marsboden auf, vor unglaublich langer Zeit. Aber das war gleichgültig. Wenn Till mit seiner Vermutung recht hatte, hatten die Sternpiraten womöglich damals schon die

fremden Apparaturen entdeckt und nachgesehen, was es mit diesen merkwürdigen Maschinen auf sich hat.

„Woher bezieht Bieber eigentlich all seine Informationen?“, wollte Till wissen. Judith wunderte sich zunächst über die Frage ihres Freundes. Doch dann fand sie, dass sie durchaus berechtigt war. Der Riesencomputer Bieber mit all seinen Datenschränken war im Kellergeschoss des Häuschens auf dem Mond aufgebaut. Von sich aus konnten sie ja nicht allwissend sein.

Roberts Erklärung dauerte dann auch tatsächlich etwas länger. Er berichtete, dass es unter den Mondhühnern ein paar Erdgucker gab. Genau wie es auf der Erde Mondgucker gab. Das waren Hühner, die von früh bis spät die Erde beobachteten und jede kleine Veränderung registrierten. Wenn eine Rakete die Erde verließ, gewahrten sie es und zeichneten es auf. Technisch begabt, wie diese Mondhühner nun einmal waren, hatten sie sich bereits vor langer Zeit Teleskope gebaut. Nicht sehr groß, aber sehr genau. Und all ihre Entdeckungen teilten die Mondhühner Bieber mit. Dafür versorgte er sie mit Berechnungen, wohin die Raketen fliegen würden, und die Hühner überprüften, ob ihre Beobachtungen damit übereinstimmten.

„Das ist ja komisch“, bemerkte Till. Er war überkritisch. „Als die Mondhühner unsere Räder geklaut – oder sagen wir besser ausgeliehen – hatten, wusstest du doch noch gar nicht, dass sie überhaupt existieren.“ Wieder wunderte sich Judith, wie recht Till hatte und worüber er alles nachdachte.

„Mein junger Freund von der Erde liegt vollkommen richtig“, gab Robert unumwunden zu. Zu einer genaueren Erklärung musste er aber weit ausholen.

„Wisst ihr, das ist so“, begann er. „Vor vielen, vielen Zehntausenden von Jahren gab es einige Völker auf dem Mars, die technisch hoch entwickelt waren. Die Lebens-

umstände auf dem Mars glichen damals denen auf der Erde. Er beherbergte große Ozeane, Pflanzen, Tiere, riesige Wälder und Felder. Wie auf der Erde entwickelten sich die Tiere evolutionär immer weiter, bis mehrere intelligente Völker nebeneinander lebten. Im Gegensatz zu den Erdbewohnern verhielten die sich allerdings friedlich zueinander, unterstützten und ergänzten sich. Irgendwann waren sie in der Lage, Computer und Roboter zu bauen. Sie lernten auch, in den Weltraum zu reisen, und besuchten die anderen Sterne des Sonnensystems. Besonders interessant fanden sie die Erde, weil sie entdeckt hatten, dass es auch dort Leben gab. Aber noch in einer sehr primitiven Form.“

Judith sah Till verblüfft an und sagte: „Das ist ja verrückt. Da gab es Wasser und Leben auf dem Mars, und nichts ist davon übrig.“

„Ja, schade“, fand auch ihr Freund.

Robert erzählte weiter, dass es im Laufe der Zeit auf dem Mars immer heißer wurde. Große Wassermassen der Ozeane verdampften, die Lebensgrundlagen für die Völker verschlechterten sich. Um zu überleben, suchten sie nach einem neuen Ort, den sie besiedeln konnten. Die Erde wäre zwar in Frage gekommen, doch diese Wesen hielten die Schwerkraft nicht aus. Die Marsbewohner wurden durch sie richtig zusammengequetscht. Deshalb begründeten sie zunächst einmal eine Station auf dem Erdenmond. Denn seine geringe Anziehungskraft störte sie nicht. Diese Station war Roberts Höhle. Dort hinein bauten sie auch den riesigen Computer und zur Sicherheit errichteten sie das Häuschen darüber, damit Bieber nicht so leicht gefunden werden konnte.

„Ein paar Marsbewohner blieben als Vorhut in der Höhle zurück“, fuhr Robert fort, „das waren Soggi, Maxi, Schildi, Kröti und die Fische. Zur Unterstützung bekamen

sie den Roboter Robert Robertson an ihre Seite, mich also. Ich hatte zahlreiche Aufgaben zu übernehmen, die wichtigste bestand darin, den Betrieb der Höhle aufrechtzuerhalten.

Das gesamte Wissen der Völker ist in Bieber gespeichert. Doch ich selbst erhielt nur Zugang zu den Dingen, die für mich unmittelbar wichtig waren. Deshalb erfuhr ich auch erst von der Existenz der Mondhühner, nachdem wir sie entdeckt hatten. Bieber will mich eben auch nicht überfordern.“

„So“, überlegte Judith, „nun kennen wir deine Herkunft. Doch wo sind denn die Marsvölker geblieben?“

„Es muss sich ein großes Unglück ereignet haben, von dem auch Bieber nichts weiß“, erklärte Robert. „Die letzte Information, die er vom Mars erhalten hat, beinhaltete, dass es dort gewaltige Erschütterungen gegeben hatte. Danach war die Verbindung fast vollkommen abgebrochen. Und von den Völkern des Roten Planeten kam niemand mehr zum Erdenmond.“

„Wie alt seid ihr denn?“, fragte Judith nun die Tiere.

„Na, ein paar tausend Jahre sind das schon“, antwortete Maxi.

„Uff“, stöhnte Till, „dann seid ihr ja unsterblich?“

„Das glauben wir eigentlich nicht“, meinte jetzt Kröti. „Unsere Vorfahren wurden auch sehr alt, aber sie starben irgendwann. Wir haben hier auf dem Mond anscheinend ideale Bedingungen und altern nur sehr, sehr langsam. Ich fühle mich eigentlich immer noch jung wie immer. Doch ich nehme an, irgendwann wird auch mein Leben zu Ende sein.“

Dem stimmten die anderen Tiere zu und wirkten keineswegs traurig darüber.

„Und habt ihr keine Angst davor?“, wollte Till wissen.

„Nein“, meinte jetzt Sigggi. „Ist doch schön, dass wir so lange leben durften.“

„Ja, aber woher weiß Bieber denn über all die neuen Dinge Bescheid, die sich in unserem Planetensystem zutragen, wie eben über die Anzahl der Marssonden von der Erde? Das können die Mondhühner doch nicht alles durch ihre Teleskope sehen“, knüpfte Till an seine ursprüngliche Frage wieder an.

Robert erklärte, dass Bieber Verbindung hält mit sehr vielen Sensoren, die überall im Sonnensystem verteilt sind – auf Planeten, auf Kometen, und seine Informationen auch von künstlichen Satelliten bezieht, so wie die Erd-Astronomen. Sie registrieren Strahlung, Energien, nehmen Bilder auf und führen Berechnungen durch. All diese Daten setzt Bieber zusammen und ist dadurch umfassend informiert. Zwar sind viele Systeme in der langen Zeit seit dem Unglück auf dem Mars bereits ausgefallen, aber längst nicht alle. Außerdem gelang es ihm nach einiger Zeit, den Funkverkehr auf der Erde zu entschlüsseln und hierdurch insbesondere Informationen von all den Weltraum-Missionen zu erlangen.

Und er erlernte auch die Erdensprachen und vermittelte sie an Robert und die Tiere. Die paukten sie so lange, bis sie sie genauso gut sprechen konnten wie die Erdbewohner. Sonst wäre eine Verständigung mit Judith und Till ja auch gar nicht möglich gewesen.

Auch die Bilder, die die Sonden von ihrem Heimatplaneten sendeten, konnte er empfangen. Für die Mondtiere war es nicht erfreulich, als sie die Aufnahmen ihres einstigen Zuhauses zu Gesicht bekamen. Die Bilder bestätigten ihnen, dass der Mars ausgestorben und tot aussah. Sie waren die einzigen Überlebenden der ehemals so zahlreichen Marsvölker. Doch sie hatten sich im Laufe der Zeit damit abgefunden und sahen es als wichtige Aufgabe an, das Wissen über die früheren Marsvölker wachzuhalten.

Über all diesen Erklärungen war Roberts Raketenauto dem Mars schon beträchtlich näher gekommen. Und die rote Kugel wurde größer und größer, so dass man auf ihrer Oberfläche bald die Berge und Ebenen unterscheiden konnte. Das Gespräch verstummte, und alle starrten gebannt auf den Planeten.

„Da, da ist der Olympus Mons!“, rief Judith jetzt aufgeregter aus.

„Meine Freundin von der Erde hat vollkommen recht“, bestätigte Robert. „Auf den halten wir jetzt zu. Und ihr müsst mir sagen, wo ihr das Felsstück mit der Inschrift gefunden habt.“

Er näherte sich diesem riesigen Vulkan, der zu immer mächtigerer Größe anwuchs, und die Tiere waren gewaltig beeindruckt.

„Wir sind von Osten gekommen“, meinte Till. „Also fliege am besten einmal drüber, und hinter ihm sind wir gelandet. Ungefähr auf halber Strecke zu den Tharsis Montes.“

Robert tat wie vorgeschlagen und senkte seinen Flug weiter ab. Doch weder Judith noch Till wussten ganz genau, wo sie notgelandet waren, nur ungefähr.

Der Boden war schon beinahe zum Greifen nahe, und schließlich landete Robert auf einer glatten Fläche. Dann ließ er sich von Judith die Handy-Bilder nochmals zeigen, insbesondere die, auf denen die Umgebung des Vulkans zu sehen war. Er verglich das, was er durch die Videokameras des Mondautos sah, mit diesen Bildern, rechnete etwas nach und meinte schließlich: „Wir müssen uns ein Stück weiter nördlich halten.“

Daraufhin startete er wieder und flog recht nah über dem Grund Richtung Norden. Till und Judith starrten angestrengt in die Tiefe. Dann rief Till triumphierend aus: „Da sind ja unsere Spuren!“

Roberts Marslandung

So war es auch. Robert flog zu den kurzen Landespueren der Raketenräder und setzte an der Stelle auf, wo die Fußabdrücke der Kinder im Sand begannen. Das heißt, ein bisschen abseits davon war es schon, denn er wollte die Spuren nicht verwischen.

Bevor alle ausstiegen, meinte er: „Es wird am besten sein, wenn wir uns mit Sauerstoffstaub einreiben. Dann können wir auf unsere Raumanzüge verzichten und werden bei unseren Bewegungen nicht behindert.“

Doch Maxi protestierte. „Wer weiß, ob der Sauerstoffstaub auf dem Mars genauso wirkt wie auf dem Mond. Da haben wir ja ein Vakuum. Hier ist aber eine Atmosphäre. Die besteht zwar fast nur aus Kohlendioxid und ist daher zum Einatmen nicht geeignet. Aber vielleicht verhält sich der Sauerstoffstaub darin vollkommen anders.“

„Gut überlegt“, meinte Robert. „Also: Alle in die Raumanzüge!“

Doch Siggie hatte eine bessere Idee. „Wisst ihr was, ich gehe mal vor und probiere etwas aus. Ich reibe mich mit unserm Staub ein und ziehe dann meinen Raumanzug an. Danach steige ich aus und löse langsam meinen Helm. Wenn ich merke, dass ich keine Luft bekomme, verschließe ich ihn sofort wieder. Falls ich frei atmen kann, könnt ihr ohne Gefahr nachkommen.“

„Du willst also unser Versuchskaninchen sein?“, fragte Judith.

„Du meinst wohl, euer Versuchshündchen“, meinte Siggie. „Aber ich seh da kein großes Risiko.“

Robert pflichtete ihm bei, und es wurde genau so gemacht, wie Siggie vorgeschlagen hatte. Er rieb sich ein,

schlüpfte in seinen Raumanzug und sah wieder sehr lustig aus, weil sein Schwanz jetzt auch silbrig verpackt war und hin und her wedelte. Offenbar freute sich Sigggi auf seine Aufgabe.

Dann öffnete Robert eine Klappe des Mondautos. Das war die Innenseite einer Schleuse. Die hatten sie bisher noch nie benutzt. Doch hätte er einfach das Verdeck geöffnet, wäre sofort die Marsatmosphäre eingedrungen, und alle wären erstickt. Alle, bis auf Robert natürlich, denn der musste ja nicht atmen. Sigggi kroch in die Schleuse. Dann wurde deren Innentür geschlossen und die Außentür geöffnet.

Das ging recht schnell, und im nächsten Augenblick sprang Sigggi aus der Schleuse des Raketenautos auf den Marsboden. Er landete auf allen vier Pfoten auf dem roten Planeten. Dann richtete er sich auf den Hinterbeinen auf und nahm Haltung an.

„Alles okay“, meldete er sich über den Helmlautsprecher. Dann schob er mit einer Pfote die Verriegelung des Helms ganz, ganz vorsichtig zur Seite. Man hörte es durch die Lautsprecher zischen.

„Aha“, meinte Till, „jetzt strömt die Marsluft rein.“

„Kann nicht sein“, entgegnete Judith. „Der Druck ist doch hier draußen viel niedriger. Siggis Luft strömt raus!“

„Mannomann“, gab Till zu, „du bist ja richtig clever. Das hatte ich gar nicht bedacht. Natürlich hast du recht.“

„Freut mich, dass ihr euch einig seid“, schaltete sich nun Sigggi ein, der das Gespräch mitangehört hatte. Inzwischen hatte das Zischen aufgehört. „Meine Luft ist raus, und ich habe keine Luftnot. Der Sauerstoffstaub wirkt. Ihr könnt kommen.“

Das ließen sich die Freunde nicht zweimal sagen. Rasch rieben sich alle ordentlich ein. Einer nach dem an-

dern wurde nach draußen geschleust. Auch Robert nahm sich von dem Staub. Den brauchte er zwar nicht zum Atmen, aber die Verständigung mit den anderen wurde dadurch einfacher. Durch die dünne Atmosphäre des Mars wird zwar auch Schall übertragen. Aber ohne den Staub hätten alle laut schreien müssen, um einander zu verstehen.

Strophen-Felsen

Der kleine Trupp näherte sich nun der Stelle, an der die Kinder ihre Quarks-Räder aufgefüllt hatten. Till zeigte Robert, wo das war, und anschließend führte Judith die Gruppe zu dem Felsen mit der Liedstrophe. Fast ehrfürchtig standen alle davor und betrachteten die Inschrift ganz genau. Robert schlug vor, dass alle in verschiedene Richtungen ausschwärmen sollten, um zu schauen, ob es im Umkreis weitere Steine mit Zeichen gab. Oder auch irgendwelche andere auffällige Sachen.

So machten sie es. Judith ging nach Norden, Till nach Süden, Maxi nach Westen auf den Olympus Mons zu, und Siggie nach Osten, erst einmal ein Stück den Landespuren der Raketenräder entlang. Robert selbst wollte im Kreis um den Stein herum fahren und wie bei einer Spirale immer größere Kreise um den Felsbrocken ziehen. Etwa nach einem Kilometer sollten alle zehn Meter abbiegen, und zwar im Uhrzeigersinn, dann von dort zurückkommen. Diese Prozedur wollten sie so lange wiederholen, bis sie das Gebiet innerhalb des Kreises genau erforscht hatten.

Gesagt, getan. Alle marschierten los. Judith konnte es eigentlich immer noch nicht richtig glauben, dass sie über den Mars spazierte. Und das schon zum zweiten Mal. Und dabei auch noch vollkommen unbeschwert, unbehindert durch einen steifen Raumanzug. Sie fühlte sich sicher, umgeben von ihren Freunden und diesem Roboter Robert, der anscheinend jede Schwierigkeit meistern konnte. Obwohl er kein Lebewesen, sondern ein Roboter war, gehörte er zu den Freunden einfach dazu.

Alle Steine, an denen sie entlangkam, besah sich Judith ganz genau. Häufchen von Sand, die der Wind an die

Steine geweht hatte, häuften sich an den Felsbrocken auf, so wie Schneewehen im Winter. Hinter den Steinen fand sich immer nur eine ganz dünne Sandschicht. Doch Zeichen sah sie keine.

„Sehe keine Zeichen!“, rief sie, nachdem sie wie abgesprochen einen Kilometer zurückgelegt hatte. Jedenfalls war es so ungefähr ein Kilometer, denn niemand maß mit einem Messband nach.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“, hörte sie aus allen Richtungen.

„Dann kommt zurück zu mir!“, legte Robert vor. „Bei meinen Umkreisungen haben sich bisher auch keine Besonderheiten gezeigt.“

Es dauerte nicht lange, bis die Freunde bei Robert eintrafen, und er meinte: „Also, das Ganze noch mal. Um zehn Grad versetzt.“ Er zeigte jedem die neue Richtung und alle marschierten wieder los.

Judiths Weg verlief jetzt ein bisschen weiter weg vom Riesenberg. Links neben sich konnte sie ihre Fußspuren von vorhin erkennen. Sie ging weiter, begutachtete Stein für Stein, besah sich die Schneeverwehungen – nein, Sandverwehungen – und hatte bald ihren Kilometer abgearbeitet. Jetzt sollte sie zehn Meter nach rechts laufen und dann zurückgehen.

Doch dann sah sie in der Nähe einen großen Felsbrocken, zirka doppelt so hoch wie sie selbst und bestimmt so großflächig wie der Grundriss eines kleinen Hauses. ‚Da geh ich schnell noch hin‘, meinte sie zu sich selbst. Keine zwanzig Schritte, und sie hatte den Stein erreicht. Wie eine Mauer ragte er vor ihr auf. Ein Stückchen ging sie daran entlang. Parallel zum Stein, wie eine kleine Düne, verlief ein Sandstreifen, der schon Kniehöhe erreichte. Sie gelangte ans Ende des Brockens. Dahinter hatte sich deutlich

mehr Sand aufgetürmt, wie ein kleiner Berg. An der anderen Seite des Felsbrockens bot sich das gleiche Bild.

Fußspuren

Als Judith um die Ecke lugte, entdeckte sie, dass die Felswand eine Einbuchtung hatte und eine kleine Höhle bildete, ganz ähnlich wie eine Konzertmuschel in einem Kurort. In deren Mitte lag nur eine dünne Sandschicht. Da blies der Wind nicht oft hinein, er strich wohl meist an der Seite vorbei.

So war das eben. Judith dachte, sieht zwar nett aus, ist aber auch nichts Besonderes, mache ich mich eben auf den Rückweg. Sonst müssen die andern zu lange auf mich warten. Sie wollte gerade umkehren, als sie neben dem Sandberg eine Unregelmäßigkeit wahrnahm. Etwas wie ein Abdruck. Ein seltsamer Abdruck. Hmm. Judith schaute nochmals genauer an der Mauer entlang und entdeckte schon bald einen zweiten Abdruck. Fast der gleiche, nur spiegelbildlich. Jetzt begann Aufregung in ihr aufzusteigen und sie ging ein Stück weiter, bis sie sich hinter dem Stein befand. Hier war der Sand mehr verwischt, aber nach ein paar Schritten folgten schon wieder diese Abdrücke. Und zwar regelmäßig. Wie Schritte.

Fußspuren, da war sich Judith auf einmal vollkommen sicher.

„Kommt her! Schnell! Ich habe was!“, rief sie, so laut sie konnte. Sie trat einen Schritt zurück und sah sich um. Aber die nähere Umgebung des Steins zeigte keine Auffälligkeiten, die Marsoberfläche war wieder gleichmäßig vom Marswind verweht.

Wenig später erschienen Till, Robert, Siggi und Maxi. Sie gesellten sich zu Judith und diese deutete der Reihe nach auf die einzelnen Abdrücke. Dass das Fußspuren waren, darin waren sich alle schnell einig. Doch von wel-

chem Lebewesen sie stammten, konnte keiner sagen. Hund, Katze, Kuh und Pferd schieden aus, Menschen erst recht. Auch das war klar.

„Das wäre eine Frage an Bieber“, meinte Robert. „Ich werde mir die Abdrücke aus der Nähe ansehen. Dabei halte ich das, was ich sehe, als Bild fest. Anschließend gehen wir zum Auto, ich nehme Verbindung mit Schildi und Kröti auf, sende die Bilder und die Schildkröten sollen Bieber befragen.“

Robert rollte auf die Spur zu, neigte sich über sie und machte Aufnahmen. Hätte man den Abdrücken eine Schuhgröße zugeordnet, hätte etwa die Größe 60 gepasst. Aber die Form der Fährte glich keinem Schuhabdruck, eher einem Blatt einer unbekanntes Pflanze. Hinten schmal, nach vorne weiter auseinandergehend, fast dreimal so breit wie der hintere Teil, wie ein Fächer. Die Spitzen konnten so etwas wie Zehen sein.

Siggi stakste ebenfalls vorsichtig heran und begann, ausgiebig an den Spuren zu schnuppern. Einen Abdruck nach dem anderen untersuchte er mit seiner Nase.

„Die haben sogar noch einen Hauch von einer Witterung“, stellte er dann fest. „Nur kann ich sie nicht zuordnen, der Geruch ist viel zu schwach. Ich kann ihn gerade so eben noch erahnen. Aber trotz allem, ich habe das Gefühl, ich habe den schon mal gewittert. Ich kann aber nicht sagen, wo und wann.“

Allesamt prüften, ob sich weitere Spuren in der Umgebung fanden, aber dort war alles von einer dickeren Sandschicht bedeckt.

Also ging es zurück zum Mondauto. Robert nahm Kontakt zu den Schildkröten auf und sendete die Bilder von den Abdrücken zum Weiterleiten an Bieber.

Derweil wurde es immer dunkler, die Sonne war bereits weit nach Westen gewandert, die Marsnacht kündigte sich an. Robert machte einen neuen Vorschlag:

„Es ist spät geworden, elf Uhr abends nach eurer Erdzeit. Ich kann mir vorstellen, dass ihr alle sehr aufgekratzt seid, auch Siggie und Maxi. Doch uns erwarten anstrengende Arbeiten. Wir müssen hochkonzentriert sein. Sonst übersehen wir vielleicht etwas. Und dazu müssen wir gut ausgeschlafen sein. Deshalb würde ich eine Ruhepause nahelegen, selbst wenn es jetzt hier noch eine Weile hell ist.“

Niemand erhob Einspruch. Kinder und Tiere machten es sich so bequem wie möglich, indem sie die Sitze in Liegeposition stellten und versuchten abzuschalten. Das gelang ihnen überraschend gut, denn sie waren erschöpfter, als sie in all der Aufregung selbst gedacht hatten. Robert schaltete sich selbst in einen Stand-by-Modus. Das ist ja beinahe so etwas wie der Schlaf bei Menschen und Tieren.

Viking 2

Im Schlaf merkt man ja selbst nicht, wie viel Zeit vergeht, doch fast alle wurden gleichzeitig wach, weil sie hörten, dass Robert an den Armaturen seines Raketenautos herumhantierte.

„O, ich wollte niemanden wecken und habe mich so leise verhalten wie irgend möglich“, entschuldigte er sich. „Aber ich dachte, ich bereite den Flug schon einmal vor.“

Die Kinder und Tiere reckten und streckten sich und waren sehr überrascht, von Robert zu erfahren, dass sie volle zehn Stunden geschlafen hatten.

Ausgeruht brachten sie ihre Sitze aus der Liege- wieder in eine aufrechte Position und Robert startete sein Fahrzeug. Bald schon rief Till: „Da sind ja die Tarsis Montes!“, und zeigte aus dem Fenster. Sie waren allerdings nur noch in Umrissen zu sehen, denn mittlerweile hatte die Dunkelheit sie fast verschlungen. Denn hier begann jetzt die Marsnacht. Doch auch Judith konnte sie erkennen und Robert bestätigte seine Vermutung.

„Du kennst dich auf dem Mars ja schon recht gut aus“, lobte er. Und Tills Brust schwoll mächtig an vor Stolz, so sehr genoss er dieses Kompliment.

Die Dunkelheit wurde bald nur noch von den blinkenden Lichtchen an der Armatur des Autos durchbrochen, denn die Marsnacht hatte sie vollkommen umhüllt. Winzig klein, kaum größer als die Sterne, hoben sich Deimos und Phobos am Himmel ab, die beiden Marsmonde. Ihr Licht reichte in keiner Weise aus, um auf der Marsoberfläche irgendetwas zu erkennen. Doch Robert konnte mittels Radar sicher steuern.

Und es dauerte auch gar nicht mehr lange, da zeigte sich im Osten ein schmaler, halbrunder, heller Streifen am Horizont, der immer breiter wurde. Der Marsmorgen begann, und bald schon ging die Sonne auf, weil das Raketenauto ihr ja entgegenflog.

Sie näherten sich einer Hochebene, die sich deutlich dunkler von ihrer Umgebung abhob. Und wieder konnte Till punkten. „Das ist die Syrtis Major“, verkündete er, und Robert bestätigte das.

„Woher weißt du denn so viel über den Mars?“, wollte Judith von dem Roboter wissen. „Du warst doch, wie du gesagt hast, noch nie hier. Und sagtest du nicht auch, dass du nur ausgewählte Daten sammelst, damit dein Speicher nicht überlastet wird?“

„Meine Freundin Judith von der Erde hat vollkommen recht“, gab der Roboter zu. „Doch weil die Marsmission anstand, habe ich von Bieber alle Marsinformationen kopiert.“

Judiths Neugierde war noch nicht befriedigt. „Und was heißt nun Syrtis Major?“

Auch hier wusste Robert Bescheid. „Das ist die Große Syrte. So heißt auf der Erde eine riesige Bucht am Mittelmeer. Sie liegt im Norden Afrikas, südlich von Italien. Man hat dem Mondplateau einfach den gleichen Namen gegeben.“

Inzwischen waren unsere Marsabenteurer schon ein Stück weitergeflogen. Sie erreichten die Utopia Planitia, eine große Tiefebene auf dem Mars. Robert ging in den Landeanflug über. Bevor Judith ihn überhaupt fragen konnte, denn das wollte sie gerade, erklärte er: „Utopia bedeutet auf Griechisch Nirgendland. Eigentlich ist damit ein Land gemeint, in dem alles nur wundervoll ist – eine Art Schlaraffenland – aber das gibt es ja leider nicht. Ein Wunschtraum. Diese Stelle auf dem Mars hat man früher

schon so bezeichnet, als man den Planeten nur von der Erde aus erforschen konnte.“ Dann unterbrach er sich und deutete nach vorn: „Vor uns erhebt sich der Vulkan Mie. In seiner Nähe werden wir die Viking 2 finden.“

Das Raketenauto bremste ab, flog tiefer und setzte zuletzt sacht auf. Robert musste es gar nicht ausrollen lassen wie ein Flugzeug. Das wäre auch schwierig geworden, denn der Boden war übersät mit Steinen und Felsbrocken. Er stellte die Raketendüsen nach unten und senkte das Fahrzeug langsam ab wie einen Hubschrauber.

Durch die Windschutzscheibe des Autos war die Raumsonde schon zu sehen. Wie ein großes Insekt stand sie da mit ihren drei Landebeinen und einem Greifer. Sie hatte etwas Spinnenartiges. Sie war gar nicht einmal so hoch, nur einen halben Meter. Eine runde Antennenschüssel überragte die Marssonde.

Bevor Robert die Kuppel öffnete, rieben sich die Mondauto-Insassen erneut mit Sauerstoffstaub ein. Vorsichtig und ehrfurchtsvoll näherten sich Roboter, Kinder und Tiere der Maschine, die beinahe schon ein halbes Jahrhundert hier stand und vier Jahre lang ihren Dienst getan hatte. Sie sendete über zweitausend Bilder zur Erde und unzählige Messdaten zur Beschaffenheit des Marsbodens. Den Auftrag, nachzuweisen, ob Leben auf dem Mars vorhanden wäre, konnte die Viking 2 allerdings nicht erfüllen.

Robert näherte sich ihr als Erster, er konnte mit seinen verstellbaren Kamera-Augen am besten erkennen, ob sich etwas Verdächtiges auf dem Boden befand. Es folgte Sigg, der unentwegt schnüffelte, dann kamen Judith, Till und Maxi. Der Boden war insgesamt mit einer deutlichen Staubschicht bedeckt. Fußabdrücke wie in der Nähe der Notlandestelle waren keine vorhanden.

Enttäuschung machte sich bei der Gruppe breit, doch Sigggi meinte plötzlich: „Halt, ich rieche etwas.“ Alle blieben wie angewurzelt stehen, und Sigggi trippelte vorsichtig etwas weiter, die Nase immer auf dem Boden. Dann machte er ein paar Schritte zurück, nach links und nach rechts. Endlich hob er den Kopf. Alle sahen ihn erwartungsvoll an.

„Da ist die gleiche Witterung wie an eurer Landestelle, Judith und Till.“ Er schnupperte noch ein paarmal und näherte sich dann der Marssonde.

„Ja, ich bin mir sicher“, sagte er dann. „Es wird sogar noch stärker, hier unmittelbar bei der Viking 2.“

Die anderen folgten ihm, doch niemand konnte eine Spur entdecken. Ehrfurchtsvoll betrachtete Till das Instrument. Vorsichtig betastete er die Gestänge, die Apparaturen. Alles war bedeckt mit einer dünnen Staubschicht. Der Junge suchte die Kamera und wischte auch von ihr Staub herunter.

„Wir sollten wieder die Umgebung absuchen“, schlug Robert nun vor. „Wir machen es wie am Olympus Mons. Gehen sternförmig in alle Richtungen, schwenken dann seitlich und kommen zurück. So lange, bis wir wieder eine Fläche in einem Radius von einem Kilometer abgesucht haben.“

Die Marsfahrer machten sich auf den Weg, hielten die Augen offen. Doch diesmal fand sich nichts. Etwas enttäuscht stiegen sie nach einer Weile wieder ins Mondauto und wenig später hob Robert ab.

Doch Robert verkündete schon den nächste Plan: „Wir fliegen jetzt zum Gusev-Krater. Dort finden wir die Raumsonde Spirit. Den Namen Gusev bekam der Krater übrigens zu Ehren eines Astronomen aus Russland, der vor mehr als hundert Jahren gelebt hat. Spirit ist Englisch, und

das heißt Geist. Die Sonde ist 2004 auf dem Mars gelandet. Sie war beweglich und ist auf dem Mars herumgefahren. Dabei ist sie in eine Sanddüne geraten und konnte sich nicht mehr daraus befreien. Ihre Sonnensegel standen ungünstig, so dass sie ihre Batterien nicht mehr aufladen konnte. Man hat von der Erde aus ferngesteuert viele Versuche unternommen, sie wieder zu aktivieren. Aber das klappte nicht. Und schließlich gab man auf. Seit 2010 gibt es keinen Kontakt mehr zu dieser Sonde.“

Geduldig beantwortete Robert ein paar Nachfragen von Judith und Till. Schließlich sagte er: „Wir fliegen gerade über Elysium Planitia. Bald sind wir da.“

Judith hatte kaum ihren Mund geöffnet, da sagte der Roboter schon. „Das bedeutet Land der Seligen. Es ist eine Tiefebene.“

„Dass du aber auch immer schon vorher weißt, was ich gerade fragen will!“, brachte Judith heraus. Es klang erstaunt, aber auch ein bisschen sauer.

„Ich weiß halt, wie wissensdurstig meine Freundin Judith von der Erde ist“, erklärte Robert. „Deshalb habe ich mir vorgenommen, jedes neue, euch unbekannte Wort zu erklären.“

Da konnte Judith ihm nicht mehr böse sein. Er meinte es ja wirklich nur gut. Auch gut meinte er seinen Vorschlag:

„Die Sonde Spirit sehen wir uns heute noch an. Wenn wir alles erforscht haben, sind wir sechzehn Stunden wach. Zeit, um ein paar Stunden zu schlafen.“

Die Gruppe war einverstanden. Doch Robert spann seinen Plan schon weiter. „Bis wir so weit sind, wird auch die Marsnacht einsetzen. Wir bleiben deshalb bei Spirit. Morgen kommen Curiosity, Phoenix und Viking 1 an die Reihe“

Spirit

Auch hiergegen gab es keinerlei Einwände. Kurz vor der Landung ertönte ein Klingelzeichen. Die Schildkröten meldeten sich. Sie gaben bekannt, dass Bieber nichts zu den Abdrücken sagen konnte. Aber immerhin bestätigte er, dass es sich um Fußspuren handeln musste. Fußspuren von unbekanntem Wesen in Raumanzügen. Es war zwar schade, dass der Computer nicht mehr herausgefunden hatte, doch Robert war ganz zufrieden. Er verkündete: „Ich denke, wir sind auf der richtigen Spur.“

„Wahrscheinlich kann Siggie genau diese unbekanntem Wesen wittern“, meinte Till. „Womöglich sind sie schon vor langer Zeit auf die Raumsonde gestoßen, vielleicht sogar bereits kurz nach der Landung von Viking 2. Das würde erklären, warum dort nur noch ein Hauch ihres Geruchs spürbar ist. Ganz abgesehen von der Abgeschlossenheit der Raumanzüge, durch die kaum Geruch dringen kann.“

„So ist es“, bestätigte Siggie. „Doch diese Winzigkeit reicht mir, um noch nach vielen Jahren Witterung aufzunehmen.“ Man merkte ihm deutlich an, wie stolz er auf seine hochempfindliche Nase war.

Derweil war Robert in dem riesigen Krater gelandet. Er näherte sich bis auf einen Sicherheitsabstand der Sonde Spirit. Diese sah ganz anders aus als Viking 2. Sie besaß sechs Räder, auf jeder Seite drei, mehrere Sonnensegel, einen Mast mit Kameras. Insgesamt überragte sie die Kinder etwas. Unglücklich hing sie schräg am Rand einer Sanddüne, die Sonnenstrahlen strichen nur flach über die Sonnensegel.

Bevor die Abenteurer ausstiegen, fragte Till Robert nach einem Lappen. Aus einer Klappe zog dieser tatsächlich

einen hervor. „Und was hat mein Freund Till damit vor?“, fragte er. Alle sahen den Jungen gespannt an.

„Will mal was probieren“, war die Antwort, und die klang so, als wollte er sagen: ‚Werdet ihr schon sehen. Weitere Fragen sinnlos.‘

Wie beim Aufenthalt bei der Viking rieben sich alle mit Sauerstoffstaub ein, entstiegen dem Fahrzeug und näherten sich, auch dieses Mal wieder ganz ehrfürchtig, der Sonde. Robert rollte vorneweg, betrachtete extrem genau den Boden. Siggi trabte hinterher, die superhochempfindliche Nase nur knapp über dem Marssand. Leider breitete sich auch hier eine dicke Staub- und Sandschicht aus. Frühere Spuren waren sicherlich längst verweht.

So kam es, dass Robert nichts herausfand, doch in zwei Meter Abstand von der Sonde meldete Siggi: „Der Geruch ist wieder da. Ganz eindeutig.“

Das wunderte fast schon niemanden mehr. Ein paarmal gingen alle um Spirit herum und betrachteten die Sonde ganz genau. Ein bisschen sah auch sie aus wie ein großes Insekt. Vorne ragte eine Stange in die Höhe, die anmutete wie ein langer Hals. Darauf waren zwei Kameras montiert. Das sah beinahe aus wie ein Kopf, der allerdings fast nur aus riesigen Augen bestand. Unter dem Hals breiteten sich Flügel aus, die im Winkel von neunzig Grad nach außen wegstanden. Sie waren bestückt mit Sonnenkollektoren, es waren die Sonnensegel, wie man sie nannte. Zwei waren es auf jeder Seite, durch einen schmalen Spalt getrennt. Hinten quer gab es ein fünftes.

Unter den Segeln fanden sich auf jeder Seite drei Räder, jedes knapp so groß, wie ein Fußball dick ist. Vorne und hinten gab es jeweils noch eine Kamera, mit der man den Weg in Augenschein nehmen konnte, wenn Spirit

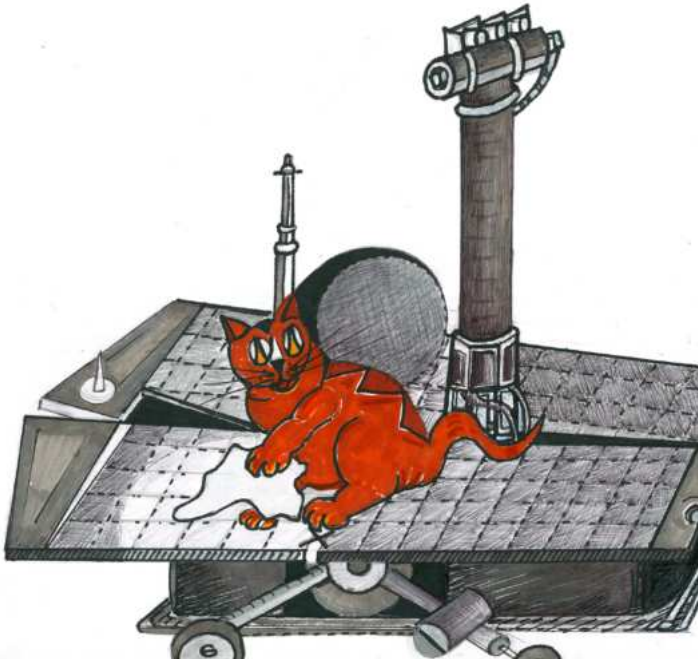
durch die Gegend fuhr. Sie sollten auch rechtzeitig melden, wenn ein Hindernis im Weg stand, ein Steinbrocken zum Beispiel. Wäre ja blöd gewesen, wenn dieser empfindliche Apparat dagegengefahren wäre. Die Sonde fuhr zwar nicht schnell, nur hundert Meter am Tag. Die Strecke also, die ein sportlicher Schüler bei den Bundesjugendspielen in vierzehn Sekunden oder noch schneller zurücklegen kann. Doch selbst bei so einem geringen Tempo bestand die Gefahr von Beschädigungen.

An Spirit waren etliche Geräte angebracht, die den Marsboden und die Steine untersuchen sollten. Eine zusätzliche Mikroskop-Kamera war auch noch vorhanden. Die Ergebnisse und Bilder wurden alle per Funk zur Erde gesandt. Dafür waren einige Antennen nötig.

„Komisch“, meinte Judith, „was hängen denn da für Kabel raus?“ Tatsächlich, unterhalb der Stange, auf der die Videokameras montiert waren, gab es einen regelrechten Kabelsalat. Als hätten die Techniker vergessen, sie ordentlich zu verstauen.

Till inspizierte sie ganz genau, fand aber auch keine Erklärung. Es hing sogar ein Stecker heraus, an dem war ein Draht mit Plus und einer mit Minus markiert. Dazwischen war 6 V eingraviert. „Sieht so aus, als wäre da die Spannung angegeben. Sechs Volt sind gerade so viel, wie zum Beispiel eine Taschenlampe für ihren Betrieb braucht“, sagte er. Dann nahm der Junge den Lappen und wischte den Staub von den Sonnensegeln. Dabei umrundete er Spirit und polierte jedes einzelne der fünf Segel blitzblank. In der Mitte befanden sich weitere Solarzellen, doch an diese kam Till nicht heran. Da sprang Maxi auf die Sonde und meinte optimistisch: „Sie sieht ja sehr stabil aus. Sie wird mich schon aushalten. Gib mal her, den Lappen.“

Till reichte der Katze das Stück Stoff. Sie nahm es in eine ihrer Pfoten und wischte auch das mittlere Sonnensegel spiegelblank.



„Hey, seht mal!“, rief Maxi plötzlich aufgeregt. „Da leuchtet ja ein Lämpchen. Ganz schwach, grünlich. Aber das leuchtet.“

„Wo, wo?“, riefen die anderen und drängten sich zu Maxi. Die zeigte auf einen kleinen Kasten.

„Jetzt fängt es an zu blinken“, meinte Sigggi. Dann wies er auf die andere Seite des Kastens. „Und da ist noch eins, rot. Das blinkt auch.“

Nachdem sich die allgemeine Aufregung etwas gelegt hatte, ergriff Till ein Sonnensegel und drehte es genau in Richtung Sonne. Das wiederholte er nacheinander bei allen anderen.

„O, schaut mal!“, rief jetzt Judith begeistert. „Die Lämpchen leuchten richtig grell und blinken wie verrückt. Es sieht so aus, als wären sie mächtig aufgeregt.“

„Es ist wohl wahr“, schaltete sich Robert ein, „dass Till die Energieversorgung aktiviert hat. Doch Aufregung kennt eine Maschine nicht. Das kommt euch Abenteurern nur so vor.“

Nun reckte sich Till etwas und wischte auch noch die Linsen der Kameras sauber. Er besah sie und meinte: „Die sind ja kein bisschen verkratzt.“ Dann schlug er vor, Spirit ein Stück den Hang hochzuschieben, weil sich die Räder in den Sand eingebuddelt hatten, wie es auch bei Autos im Sand oder im Matsch vorkommt.

Der Vorschlag war gut, aber nicht so leicht auszuführen. Denn Spirit wog immerhin 185 Kilogramm. Doch als alle anpackten, konnten sie den Rover – so wird er auch genannt, und das bedeutet ‚Wanderer‘ – ruckweise ein Stück nach oben schieben. Die Hauptarbeit leistete Robert mit seinen Maschinenkräften. Und als günstig für ihr Vorhaben erwies sich ja auch, dass das Gerät auf dem Mars nur gut ein Drittel so schwer war wie auf der Erde, also rund sieben Kilogramm.

Spirit blinkte weiter, doch die Sonde bewegte sich nicht.

„Noch länger zu warten führt uns nicht weiter“, sagte Robert. „Lasst uns, wie gehabt, unsere Suchaktion starten.“

Der Ablauf war schon eingespielt. Die Kinder und Tiere schwärmten sternförmig in die vier Himmelsrichtungen aus und Robert umrundete Spirit spiralförmig. Ein paarmal kamen sie zurück und begannen von Neuem, bis sie den ganzen Umkreis abgesucht hatten. Diesmal fand niemand irgendwelche Besonderheiten, so dass Robert die Suche abbrach und danach alle zum Raketenauto mar-

schierten. Insbesondere war keine Felsinschrift aufzufinden. „Lasst uns zu Curiosity aufbrechen. Und falls wir auch dort nichts entdecken, fliegen wir nochmals zum Olympus Mons.“ Und er gab noch ein paar weitere Informationen.

Houston

Während alle in das Raketenauto kletterten, herrschte auf der Erde helle Aufregung. Die Wissenschaftler in Houston waren vollkommen aus dem Häuschen. Houston ist eine Stadt in Texas in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dort steht die Kontrollstation, die den Kontakt zu den Marssonden aufrechterhält. Als Spirit auf die Kommandos nicht mehr reagierte und keine Signale mehr gab, hatten sie den Kontakt im Jahre 2010 abgebrochen. Doch automatische Empfänger lauschten weiterhin auf Signale aus dem Weltraum.

Die Aufregung hatte einen ganz speziellen Grund: Spirit sendete wieder. Das war eine Sensation. Zunächst gab die Sonde nur einzelne Geräusche von sich, die immer lauter wurden. Und dann konnte man Stimmen unterscheiden. Ja, es waren menschliche Stimmen. So etwas hatte noch keine Sonde gesendet, das war ja auch unmöglich. Da musste sich jemand einen Scherz erlauben. Die Stimmen sprachen Deutsch. Die Amerikaner im Kontrollzentrum sprachen Englisch. Doch unter ihnen gab es ein paar Wissenschaftler, die Deutsch verstanden und die übersetzten, was da auf dem Mars gesprochen wurde. Oder das, was irgendwelche Scherzkekse den Wissenschaftlern vormachen wollten.

Zuerst hörten sie eine ganz merkwürdige Stimme, irgendwie nicht menschlich. Es klang fast so, als wollte jemand eine Katze nachmachen. Diese Stimme sagte:

„Da leuchtet ja ein Lämpchen. Ganz schwach, grünlich. Aber das leuchtet.“

Daraufhin gab es ein Gewirr von mehreren Stimmen. Sie hörten sich teilweise wie Kinderstimmen an. „Wo, wo?“, vernahm man jetzt.



Nun sprach wieder eine seltsame Stimme. Sie mutete an, als wollte jemand einen Hund nachahmen: „Jetzt fängt es an zu blinken.“ Nach einer kleinen Weile sagte dieselbe Hundestimme: „Und da ist noch eins, rot. Das blinkt auch.“

Nun folgte eindeutig eine Mädchenstimme: „O, schaut mal! Die Lämpchen leuchten richtig grell und blinken wie verrückt. Es sieht so aus, als wären sie mächtig aufgeregt.“

Nun äußerte sich eine ganz neue Stimme. Sie wirkte ziemlich blechern. So wie man sich früher eine Roboterstimme vorgestellt hat. „Es ist wohl wahr“, schnarrte diese, „dass Till die Energieversorgung aktiviert hat. Doch Aufregung kennt eine Maschine nicht. Das kommt euch Abenteurern nur so vor.“

Irgendjemand, irgendwo auf der Welt musste wohl ein richtiges Hörspiel veranstaltet haben und es auf der Wellenlänge der Spirit-Sonde ausgestrahlt haben. Aber der Spuk war noch längst nicht zu Ende.

Plötzlich erschien auf dem Monitor sogar ein Bild. Eine der Kameras sendete wieder Bilder. Sehr viele Bilder, in dichter Abfolge. Es war zwar kein Video, aber beinahe doch schon so etwas wie ein Film, der sehr stark ruckelte. Am Anfang war wenig zu erkennen, lediglich eine Bewegung, so als würde eine dicke Dreckschicht von einer verschmutzten Scheibe weggewischt. Wie ein Tuch, das von außen ein verklebtes Fenster freiwischt.

Und dann ertönte wieder eine Stimme, diesmal eindeutig eine Jungenstimme: „Die sind ja kein bisschen verkratzt.“

Eine Kamera nach der anderen nahm, scheinbar freigewischt, ihren Dienst auf, und plötzlich sendeten alle vier wieder Bilder. Die Wissenschaftler waren bass erstaunt darüber, dass die Bilder genau mit denen übereinstimmten, die Spirit gesendet hatte, bevor der Kontakt abbrach. Da

musste also jemand auch noch diese alten Bilder in sein Täuschungsmanöver eingebaut haben.

Was aber ganz verquer war: Die Bilder zeigten nicht nur die unmittelbare Umgebung von Spirit. Nein, es schien so, als würden sich Lebewesen bei der Sonde aufhalten. Sie waren allerdings so nahe an den Linsen, dass man immer nur einen kleinen Ausschnitt von diesen Wesen erkennen konnte. Was sollte das? Was hatte dieser Scherzbold vor, der die Bilder samt Geräuschkulisse nach Houston schickte?

Nun vernahmen die Wissenschaftler wieder die Jungstimme: „Am besten schieben wir Spirit mal ein Stück hoch. Der hat sich hier ja richtig festgefahren. Seht mal, hier an den Rädern sind Schleifspuren. Und sie sind fast vollständig eingebuddelt. Der wollte sich bestimmt aus dem Krater rausarbeiten und hat es nicht geschafft. So wie ein Auto, das im Matsch steckenbleibt und abgeschleppt werden muss.“

Die Bilder der Kameras begannen zu wackeln.

„Vielleicht kann er, wenn die Batterien wieder geladen sind, doch noch ein bisschen auf dem Mars herumfahren“, meinte dieser Junge.

Das hatte sich ja jemand ganz raffiniert ausgedacht. Da tat einer so, als tanzten Tiere und Kinder auf dem Mars herum und machten sich an Spirit zu schaffen. Alles war haarklein vorbereitet. Alles wirkte echt. Die Kameras wurden ruckweise bewegt und immer wieder sah man Teile der Lebewesen, die gerade vor die wackelnde Linse gerieten. Wieso aber diese Mühe? Es sollte so aussehen, als wären es ein Mädchen, ein Junge, eine Katze und ein Hund. Und außerdem noch ein Blechroboter. Doch die Landschaft, die Landschaft war wirklich die Marslandschaft. Da waren sich alle Wissenschaftler einig.

Aber der Ruckelfilm ging ja noch weiter. Die Blechstimme sagte: „Noch länger zu warten führt uns nicht weiter. Lasst uns, wie gehabt, unsere Suchaktion starten.“

Und was nun passierte, das konnte sich auch niemand erklären. Die Lebewesen schwärmten sternförmig in die vier Himmelsrichtungen aus. Es handelte sich tatsächlich um Kinder und Tiere. Jetzt, da sie etwas weiter entfernt waren, konnte man sie genau erkennen. Ein Mädchen mit blonden Haaren, ein Junge mit braunen. Eine schwarz-weiß-rot gescheckte Katze und ein schwarzer Zottelhund. Und dazu noch der Blechroboter. Der sah so aus, wie man sich früher solche Automaten vorgestellt hatte. Jedenfalls fing das Blechding an, Spirit zu umrunden und dabei nach und nach immer größere Kreise zu ziehen.

Roboter auf dem Mars – das wäre ja noch angegangen.

Aber Menschen und Tiere auf dem Roten Planeten? Unmöglich!

Noch dazu ohne Raumanzüge? Vollkommen ausgeschlossen!

Tiere, die sprechen können? Das gab es nur im Märchen.

Ganz klar: Fälschungen.

Trotzdem sah es so aus, als ob diese Wesen auf der Suche nach etwas seien. Mehrmals kamen sie an ihren Ausgangspunkt zurück und schwärmten dann wieder aus, bis sie nach und nach die ganze Umgebung abgesucht hatten.

„Nichts gefunden, Robert“, meldete die Katze. „Auch nichts gefunden“, sagte der Hund. „Bei mir genauso, Robert“, äußerte auch der Junge und zuletzt das Mädchen: „Auch bei mir nichts.“

„Ist ja komisch“, meinte Mr. Sandwich, „einen Roboter Robert zu nennen. Aber eigentlich keine schlechte Idee.“ Mr. Sandwich war der wissenschaftliche Leiter des

Kontrollzentrums. Er gehörte zu denen, die Deutsch konnten. Aber natürlich sagte er das für seine amerikanischen Kollegen auf Englisch: „Really funny to call a robot Robert. But actually not a stupid idea.“

Er übersetzte auch, was Bob als Nächstes sagte: „Lasst uns zu Curiosity aufbrechen. Und falls wir auch dort nichts entdecken, fliegen wir nochmals zum Olympus Mons.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Curiosity hat noch eine ganze Zeit länger gearbeitet. Sie ist also erst vor wenigen Jahren ausgefallen. Und dann fliegen wir zur Phoenix. Und die nächsten Raumsonden, die wir aufsuchen, sind dann Viking 1, Sojourner und Opportunity. Dazwischen müssen wir aber eine Runde Schlaf einschieben, wie schon besprochen. Danach können wir nochmals einen Abstecher über die Tharsis Montes machen. Wisst ihr, wo das ist?“

„Klar“, antwortete das Mädchen gleich. „Sie liegen in der Nähe des Olympus Mons.“

„Sehr gut“, lobte Robert. „Du hast ja beinahe schon einen Computer als Gehirn. Eines, das nichts vergisst.“

„Bob scheint sogar so etwas wie Humor zu haben“, überlegte Mr. Sandwich. Bei den Amerikanern hieß Robert sofort Bob. Das ist dort der übliche Spitzname. Was den wissenschaftlichen Leiter wunderte, war, dass die Reihenfolge, in der Bob die Sonden aufgezählt hatte, stimmte. Das heißt, wenn man all die Marssonden aufsuchen wollte, war das genau die richtige Route.

Diese fünf seltsamen Wesen, wer immer sie auch sein mochten, bewegten sich nun von Spirit weg. In diesem Moment aktivierte die Sonde ihre ersten Motoren. Auch die Kameras verrichteten wieder zuverlässig ihre Aufgaben. Eine der Kameras drehte sich in die Richtung der Gruppe. Auf diese Weise konnten die Männer im Kontrollraum genau verfolgen, welches Ziel diese Außerirdischen ansteuerten.

Es war nicht zu fassen. In einiger Entfernung stand ein Fahrzeug. Es sah aus wie ein Mittelding aus Auto, Düsenjäger und Rakete. Dort hinein stiegen die fünf. Nach einer Weile schossen Feuerstrahlen aus den Düsen. Das Fahrzeug stieg auf und drehte ab nach Nordwesten. In dieser Richtung lag der Landeplatz von Curiosity. Nahmen sie wirklich, wie der Roboter gesagt hatte, Kurs auf diese Sonde? Das würden Mr. Sandwich und seine Mitarbeiter nie erfahren, dachten sie. Schade, dass auch dieser Lander ausgefallen war. Im Gegensatz zum Rover ist ein Lander ein Gerät, das nur landet und nicht herumfährt.

Kaum war das Raketenauto aus dem Gesichtskreis der Kameras von Spirit verschwunden, schalteten sich die Motoren der Räder der Sonde wieder an. Die Sonde fuhr an und nahm ihre Arbeit wieder auf. Offensichtlich konnte sie sich wieder über den Mars bewegen, wie fünf Jahre lang, bevor sie in Winterschlaf verfallen war. Sie schickte treu und brav Bilder von ihrer Umgebung.

Mr. Sandwich hatte keinen Zweifel mehr: Houston hatte wieder Kontakt zu Spirit. Spirit funktionierte, weil die Sonnensegel wieder ausreichend Energie lieferten. Was das mit den Stimmen, Bildern und Videos auf sich hatte, die Spirit am Anfang gesendet hatte, blieb den Wissenschaftlern ein Rätsel. Vielleicht hatte die Sonde ganz einfach gesponnen. Nach so vielen Jahren Pause brauchten die Computer an Bord vielleicht einfach eine gewisse Zeit, bis sie sich wieder eingerichtet hatten. Und dabei schickten sie wirre Bilder zur Erde.

Obwohl alles so echt wirkte, nicht wie irgendein Trickfilm.

Eulering's und Dörfels

Überhaupt keine Zweifel, dass alles das, was Spirit da gesendet hatte, echt war, hatte eine Frau, die ganz weit weg wohnte. Weit weg von Houston in Amerika, in Deutschland nämlich. Und diese Frau war Lisa Eulering, Judiths Mutter.

Die NASA hatte nämlich beschlossen, alles Material, was von Spirit gekommen war, freizugeben. Die Geräusche und Bilder durften in der ganzen Welt veröffentlicht werden. Die NASA, das ist die amerikanische Raumfahrtbehörde.

Bereits am selben Tag brachten die Fernsehnachrichten einen Bericht über die Marssonde Spirit. Frau Eulering sah gar nicht richtig hin, als der Report begann. Dieses Thema interessierte sie normalerweise nicht besonders. Doch als sie die Stimmen im Filmbeitrag vernahm, horchte sie auf: Hört sich ja an wie Judith und Till. Als sie dann aufmerksam auf den Monitor schaute und in Großaufnahmen Bruchstücke von Frisuren, Kleidung und Gesichtern zum Vorschein kamen, dachte sie: Komisch, das sieht ja auch aus, als gehörte es zu den beiden. Aber die sind ja bei Tills Onkel. Doch nun folgte sie der Sendung äußerst gespannt. Und als dann Bilder gezeigt wurden, auf denen ihre Tochter im Ganzen zu sehen war, da wusste sie: Judith treibt sich auf dem Mars herum. In Begleitung von Till. Von wegen, sie wären bei seinem Onkel. Spazieren auf dem Mars herum, als wär's das Selbstverständlichste der Welt!

Frau Eulering war fassungslos.

Den Nachrichten folgte eine Sondersendung. Judiths Mutter nahm sie auf. Der Filmbericht wurde nochmals in voller Länge gezeigt. Viele Fachleute taten ihre Meinung kund. Auch Mr. Sandwich wurde interviewt. Alle Exper-

ten waren sich einig: Spirit funktionierte und sendete wieder. Vollkommen uneinig waren sich die Wissenschaftler aber über die Filmsequenzen, welche die Sonde am Anfang übermittelt hatte. Ein Fehler im Computersystem? Warum sah und hörte man dann aber nicht nur komisches Rauschen und Flimmern? Oder waren hier doch ein paar Leute am Werk, die sich mit Houston und der Welt einen Scherz erlauben wollten?

Kaum war die Sendung zu Ende, kam Theo Eulerling nach Hause.

„Hast du gehört, Lisa, die Marssonde Spirit soll wieder in Betrieb gegangen sein. Habe es gerade im Radio gehört, als ich unterwegs war.“ Ihn interessierten Weltall und Raumfahrt wesentlich mehr als seine Frau. „Haben die im Fernsehen was darüber gebracht?“

„Ja, sogar eine Sondersendung. Ich habe sie aufgenommen.“ Lisa Eulerling verriet ihrem Mann erst mal noch nichts.

Kaum dass er sich eine Käsestulle in den Mund geschoben hatte, setzte sich Theo Eulerling vor den Fernseher. Er kaute noch auf dem Brot herum, als seine Frau begann, die Sendung abzuspulen.

Und nun sah es so aus, als wolle dem Vater der Bissen im Hals stecken bleiben, als er bald darauf Judith und Till entdeckte. Natürlich beobachtete ihn seine Frau gespannt. Sie merkte, dass sein Gesicht eine tiefrote Farbe annahm und eine Ader an der Stirn anschwell. Das passierte immer, wenn er sich sehr aufregte.

„Na, die soll mir mal zurückkommen!“, schimpfte er. „Erzählt uns, sie wäre bei Tills Onkel. Die kann was erleben. Der werd ich was erzählen!“

„Gar nichts wirst du ihr erzählen!“, entgegnete die Mutter. „Wir können froh sein, wenn sie überhaupt zurückkommt. Oder nicht?“

Herr Eulerling blickte seine Frau erschrocken an. Da hat sie bestimmt recht, schien er zu denken. Doch so leicht war er nicht zu beruhigen.

„Dieser Till“, schimpfte er. „Der muss sie dazu überredet haben. Dabei wirkt er doch wie ein netter Junge. Und dann sind sie auch noch ohne Raumanzug unterwegs. Die Marsatmosphäre enthält doch überhaupt keinen Sauerstoff. Die kommen um!“

„Beruhige dich“, redete Frau Eulerling nun auf ihren Mann ein. „Die haben doch den Sauerstoffstaub.“

„Sauerstoffstaub, Sauerstoffstaub. Du glaubst doch wohl nicht an dieses Märchen.“

„Doch, Theo, jetzt glaube ich es. Das stimmt alles. Judith hat uns die Wahrheit gesagt. Was sie über den Abenteuermond erzählt hat, das hat alles gestimmt. Sie sind mit den Rädern zum Mond geflogen – und jetzt auch auf den Mars, wie man sieht. Und sie benutzen den Sauerstoffstaub anstelle von Raumanzügen. Und wen du da noch siehst, die Tiere, das sind Siggi und Maxi. Und den Roboter Robert Robertson, natürlich.“

Nun sagte Herr Eulerling erst mal gar nichts mehr. Die Zornesader schwoll ab. Die Röte im Gesicht ging zurück. Sie wich vollkommen. Die Haut wurde allmählich blass, kreidebleich.

„Mist, Lisa, das ist ja ein ganz schöner Mist.“ Jetzt merkte man ihm an, dass er es plötzlich mit der Angst zu tun bekam, Angst um seine Tochter. „Wenn das nur gut geht!“

„Das geht gut.“ Frau Eulerling war ganz zuversichtlich. „Die sind doch schon so oft oben gewesen. Wir haben ihr nur nicht geglaubt. Und nach alledem, was sie erzählt hat, ist sie bei Robert in guten Händen. Der würde alles tun, um sie zu schützen, wenn sie in irgendeiner Gefahr stecken würden.“

Das beruhigte Herrn Eulerling. Allmählich stellte sich seine normale Gesichtsfarbe wieder ein. „Aber wir sollten die Polizei anrufen“, schlug er vor. „Die müssen doch was machen.“

„Und was sollen sie machen? Sollen sie eine Funkstreife auf den Mars schicken und sagen: ‚Hey, Kinder, kommt mal schön nach Hause. Eure Eltern machen sich schon Sorgen?‘“ Frau Eulerling betrachtete das alles inzwischen ganz nüchtern. Ihr war klar geworden, dass es für die Kinder schon zur Gewohnheit geworden war, zum Mond zu fliegen. Das sagte sie auch ihrem Mann.

„Weißt du, ich glaube, denen ist es einfach zu langweilig geworden, immer nur zum Mond. Ich kenne doch meine Tochter. Die will halt immer was Neues erleben.“

Auch Herr Eulerling kannte seine Judith. Was seine Frau da sagte, war schon ganz richtig. „Wir müssen die Dörfels anrufen“, meinte er dann. „Wir müssen mit denen besprechen, was wir tun können.“

Während Frau Eulerling das Telefon holen ging, konnte er es aber doch nicht lassen, noch ein bisschen zu schimpfen. „Dass die beiden uns erzählt haben, dass sie zu Tills Onkel fahren, ist schon ein starkes Stück. Dafür gibt es aber zumindest Taschengeldentzug.“

„Kannst du nicht einfach mal die Klappe halten?“, wies seine Frau ihn zurecht. Sie reagierte sonst nicht so aufgebracht. „Wir haben doch im Moment ganz andere Sorgen.“

Gerade als sie die Nummer von Dörfels eintippen wollte, klingelte das Telefon in ihrer Hand.

Erich Dörfel, Tills Vater, war dran. „Habt ihr die Nachrichten gesehen?“, platzte er heraus.

„Die Nachrichten und die Sondersendung“, antwortete Judiths Mutter.

„Du klingst ja so ruhig. Hast du die Kinder nicht erkannt?“

„Klar hab ich Judith und Till erkannt. Doch was nutzt jetzt schon Aufregung? Natürlich hab ich erst mal 'nen riesigen Schreck bekommen, als die beiden über den Bildschirm tanzten. Doch so aufregen wie ihr Männer tue ich mich doch nicht. Jedenfalls hat Theo sich erst mal fürchterlich echauffiert. Hab ihn aber ein bisschen beruhigt.“

„Du bist gut. Was sollen wir denn jetzt machen?“, frage Herr Dörfel.

„Das besprechen wir am besten zusammen. Sollen wir zu euch kommen, oder kommt ihr hierher?“

„Kommt mal ruhig zu uns. Ich glaube, ich muss euch einiges erklären und kann euch auch einiges zeigen“, warf Tills Vater ein.

So wurde es denn auch gemacht. Bevor die Eulerings das Haus verließen, schaute Judiths Mutter noch in der Fahrradbude nach. Wie sie es vermutet hatte, war das Rad ihrer Tochter nicht da. Klar, sie hatte ja auch gesagt, sie wäre die Woche über mit dem Rad weg. Eben halt nur nicht, dass es auf den Mars gehen sollte.

Erich Dörfel zeigte den Eulerings seine Garage. Er führte ihnen Raumanzüge und die Antriebsraketen vor, von denen er noch weitere Exemplare zu Hause hatte. Er erklärte Judiths Eltern, wie die Raketen funktionierten. Doch da musste er gar nicht viel sagen, denn Lisa Eulering hatte ja tatsächlich all die Einzelheiten schon von ihrer Tochter erzählt bekommen. Herr Dörfel beschwor sie, bloß nichts über den Quarksantrieb zu verraten. Das wäre ein wichtiges Geheimnis, und nur ganz, ganz wenige Menschen dürften überhaupt davon etwas wissen.

Dann tauschten die Erwachsenen sich aus. Sie erfuhren, dass ihre Kinder beide Elternpaare beschummelt hat-

ten, indem sie immer wieder behauptet hatten, sie würden den jeweils anderen Onkel besuchen. Erich Dörfel war der Ansicht, diese Schwindelei müsste man den beiden schon noch vorhalten. Da sind sich Väter alle gleich. Isabell Dörfel, Tills Mutter, war der Meinung, man solle da gar keine große Geschichte draus machen. Ebenso Judiths Mutter. Da sind sich Mütter wohl auch alle gleich.

Die Eulerings erfuhren, dass auch Till seinen Eltern alle seine Mondabenteuer gestanden hatte. Aber genau wie sie selbst hatten diese das einfach als reine Fantasie abgetan. Erich wusste, wie vernarrt Till in die Raumfahrt war und wie sehr er das Wissen darüber förmlich in sich einsaugte. Doch dass er die Quarksraketen benutzen würde, das hätte er ihm nicht zugetraut. Als vorhin die Sondersendung beendet war, war er sogleich in die Garage gerannt und hatte festgestellt, dass vier Raketen fehlten, und zwar die allerneuesten Modelle. Diese Entdeckung lieferte ihm die letzte Gewissheit, dass sein Sohn Till sich in diesem Augenblick auf dem Mars befand. Dass er dort oben mit dem Roboter Robert Robertson und seinen Mondtieren unterwegs war und nach irgendetwas suchte. Und so nebenbei die Marssonde Spirit wieder in Gang gesetzt hatte.

„Gott sei Dank“, sagte er zu den Eulerings, „haben die Kinder Spirit aktiviert. Sonst wüssten wir gar nichts von dem Marsabenteuer. Aber was sollen wir jetzt machen?“

„Machen können wir gar nichts“, meinte Frau Dörfel. „Bisher sind sie ja immer zur verabredeten Zeit zurückgekommen. Wenn alles gut geht, wird das auch diesmal so sein.“

Die beiden Elternpaare verabredeten, dass sie ihre Kinder am Mittwochabend auf der Wiese am Hügel bei ihrer Ankunft abholen wollten. Wenn sie denn kämen. Das hofften sie aufs Innigste.

Und dann wollten sie ganz in Ruhe mit ihnen reden.

Curiosity

Oben auf dem Mars nahmen indes die Ereignisse ihren Lauf. Die Gruppe legte sich zur Nachtruhe nieder, und zwar doch bereits nach Spirit. Seltsamerweise waren alle lebendigen Wesen diesmal sogar schon nach sechs Stunden hellwach. Das kam sicher daher, dass sie nicht bis in die Puppen wach geblieben waren, sondern Roberts Vorschlag befolgt hatten, die Pause früher einzulegen.

Curiosity war nicht sehr weit entfernt. Binnen einer Stunde erreichten Robert und seine Mannschaft die Sonde. Das war schon ein ganz anderes Gerät: drei Meter lang, drei Meter hoch und zwei Meter breit. Auch Curiosity besaß sechs Räder, die an langen Stangen hingen, so dass sie wie Spinnenarme aussahen. An dem langen Mast in der Mitte gab es wieder zwei Kameras, zudem verfügte Curiosity über weitere Kameras für die Navigation auf dem Mars. Auch hier war alles ziemlich eingestaubt.

Was vollkommen fehlte, waren Sonnensegel. Die Marssonde funktionierte nämlich nicht mit Sonnenenergie, sie hatte eine radioaktive Batterie.

Till betrachtete begeistert das große Gerät. Er ließ es sich nicht nehmen und krabbelte sogar darauf herum. Er musste nur aufpassen, keines der vielen Kabel abzureißen, die hier überall angebracht waren. Und was musste er entdecken? An einem der vielen Stecker klebte eine richtig dicke, grünliche Oxidschicht. Till zog ihn heraus, auch die Kontakte waren damit überzogen. Er kramte sein Taschenmesser hervor, schabte den Grünspan ab und steckte den Stecker wieder in seine Buchse.

Und nun wiederholte er die ganze gestrige Putzarie: Till polierte auch die Kameralinsen von Curiosity sauber.

Irgendwie wunderte es Mr. Sandwich und sein Team schon gar nicht mehr, dass auch Curiosity plötzlich wieder Lebenszeichen von sich gab. Sie war erst vor einem Jahr ausgefallen. Den Grund kannte niemand. Jedenfalls begann sie wieder schwach zu funken. Dann sendete sie Geräusche von Stimmen, die gleichen wie bei Spirit. Dann kamen erste Bilder, zunächst das Wischen wie beim Fensterputzen. Und dann erschienen die fünf Gestalten. Und die machten wieder genau das Gleiche. Sie suchten in alle Himmelsrichtungen die Umgebung ab. Bob rollte spiralförmig immer weiter von der Sonde weg. Sie schienen nichts zu finden und stiegen schließlich wieder in ihr Raketenauto.

Wenn Till gewusst hätte, was er mit seinen Staubklappen angerichtet hatte, dann hätte er es bestimmt bleiben lassen. Die fünf Freunde ahnten nicht, dass die ganze Welt ihnen zusehen konnte, wie sie den Mars absuchten. Aber genau wie es Judiths und Tills Eltern mit den Berichten gegangen war, so glaubten auch die Wissenschaftler nicht, was sie sahen. Sie trauten ihren eigenen Augen nicht, sondern hielten die Bilder und Gespräche einfach für eine Fälschung oder eine Fehlfunktion.

Phoenix

Der Weg zur Phoenix dauerte ziemlich lang. Fünf Stunden waren die Freunde unterwegs. Sie hatten unterdessen genügend Zeit, ihre Erlebnisse zu überdenken.

„Was wissen wir bisher?“, fragte Robert sich selbst und die anderen.

„Da war jemand an jeder Sonde“, meldete sich Siggi. Denn auch im Umkreis von Curiosity hatte er einen kleinen Hauch von dieser unbekanntenen Witterung gespürt.

„Diese Wesen haben seltsame Füße“, ergänzte Judith, die als Erste die Spur entdeckt hatte.

„Wie ein Riesenfrosch im Raumanzug“, meinte Maxi. Alle lachten, denn irgendwie passte der Vergleich.

„Es gibt also jemanden oder einige oder viele, die genau verfolgen, welche Raumsonden die Erde in den Weltraum schickt. Zumindest zum Mars. Und die sehen sie sich genau an.“ So lautete Tills Schlussfolgerung. „Was wir aber nicht wissen: Bezwecken sie damit etwas oder ist es nur Neugierde?“

„Und wenn sie etwas bezwecken, was bezwecken sie?“, überlegte Siggi weiter.

„Erstaunlich ist nur, dass die Marssonden niemals Bilder von den fremden Astronauten gesendet hatten“, überlegte Judith.

„Vielleicht wollten sie nicht entdeckt werden“, vermutete Siggi. „Es kann sein, dass sie nur nachts in die Nähe kamen. Oder erst wenn sie bemerkt hatten, dass die Sonden nicht mehr funktionierten.“ Darin sahen alle eine vernünftige Erklärung.

Robert steuerte einen weiteren Gedanken bei: „Und wir wissen noch nicht einmal, ob es die Frösche waren, die auch die Schrift auf dem Felsen hinterlassen hatten.“

Ja, das waren Fragen, die mussten noch geklärt werden.

Die nächste Station war die Phoenix. Nach der Landung in der Vastitas Borealis fanden sie die Sonde recht schnell. Das war ein Lander und kein Rover. Auffällig waren seine zwei großen, sechseckigen Sonnensegel vorne und hinten, staubbedeckt. Auch hier gab es einen Mast, der ein bisschen aussah wie der Eiffelturm, eine Konstruktion aus Metallstäbchen. Er trug oben eine Kamera.

Ganz klar, dass Till sich an seine Arbeit machte: Sonnensegel putzen, Linse säubern.

Und ihr könnt euch sicher vorstellen, was kurz darauf in Houston los war.

Derweil untersuchte Siggie die Umgebung. Auch hier witterte er wieder den schwachen Geruch. Seine Nase führte ihn zu einer geschützten Stelle, wo der Wind kaum Staub oder Sand verweht hatte. Und dort entdeckte er auch wieder die großen Froschfußabdrücke.

Als die Freunde wieder im Raketenauto saßen und Robert gestartet war, sagte der: „Es wird schon wieder Abend. Aber den Abstecher zu Viking 1 schaffen wir noch. Ich fahre mal einen kleinen Umweg, zum Olympus Mons nämlich. Das kostet uns nicht viel Zeit, aber der Anblick ist einfach wunderschön.“

Das fand Judith auch, die ihn ja nun schon mehrere Male gesehen hatte. Doch wunderte sie sich, dass auch ein Roboter Berge schön finden konnte. Während sie noch darüber nachdachte, näherte sich das Raketenauto schon dem riesigen Krater. Die flache Sonne warf einen langen

Schatten über die Marsebene. Schweigend betrachtete Judith das Wechselspiel von hellrotem Marsboden, der noch angestrahlt wurde, und den dunkelroten Schattenumrissen. Das Fahrzeug nahm Kurs auf die Tharsis Montes, die drei Vulkane in einer Reihe. Bald flogen sie auch über diese hinweg, und auch die warfen wunderschöne Schattenbilder in die Ebene, die östlich davon lag.

Judith stellte sich vor, wie die Schatten wohl am Morgen aussehen würden, wenn die Sonne aufging. Dann würden sie nämlich nach Westen zeigen, in Richtung auf den Olympus Mons. Sie würden in die Richtung weisen, in der sie die Steinplatte entdeckt hatte.

Ein Weilchen dachte Judith darüber nach. Sollten diese Überlegungen irgendeine Bedeutung haben? Konnte es sein, dass die Schatten die Fundstelle markierten? Noch behielt Judith ihre Gedanken für sich. Erst einmal wollte sie sich mit den anderen Viking 1 anschauen.

Das fand Judith auch, die ihn ja nun schon mehrere Male gesehen hatte. Doch wunderte sie sich, dass auch ein Roboter Berge schön finden konnte. Während sie noch darüber nachdachte, näherte sich das Raketenauto schon dem riesigen Krater. Die flache Sonne warf einen langen Schatten über die Marsebene. Schweigend betrachtete Judith das Wechselspiel von hellrotem Marsboden, der noch angestrahlt wurde, und den dunkelroten Schattenumrissen. Das Fahrzeug nahm Kurs auf die Tharsis Montes, die drei Vulkane in einer Reihe. Bald flogen sie auch über diese hinweg, und auch die warfen wunderschöne Schattenbilder in die Ebene, die östlich davon lag.

Judith stellte sich vor, wie die Schatten wohl am Morgen aussehen würden, wenn die Sonne aufging. Dann würden sie nämlich nach Westen zeigen, in Richtung auf

den Olympus Mons. Sie würden in die Richtung weisen, in der sie die Steinplatte entdeckt hatte.

Ein Weilchen dachte Judith darüber nach. Sollten diese Überlegungen irgendeine Bedeutung haben? Konnte es sein, dass die Schatten die Fundstelle markierten? Noch behielt Judith ihre Gedanken für sich. Erst einmal wollte sie sich mit den anderen Viking 1 anschauen.

Viking 1

Dazu hatte sie bald Gelegenheit. Viking 1 sah wirklich genauso aus wie Viking 2. Siggi fand wieder den eigentümlichen Geruch, sonst wurde nichts entdeckt. Keine Froschabdrücke, keine Steintafel, überhaupt nichts Auffälliges. Till polierte an Sonnensegeln und Kameras herum, doch bei der Sonde fing kein Lämpchen an zu blinken. Die war wohl wirklich mausetot. Kein Wunder, wenn sie auch beinahe ein halbes Jahrhundert alt war.

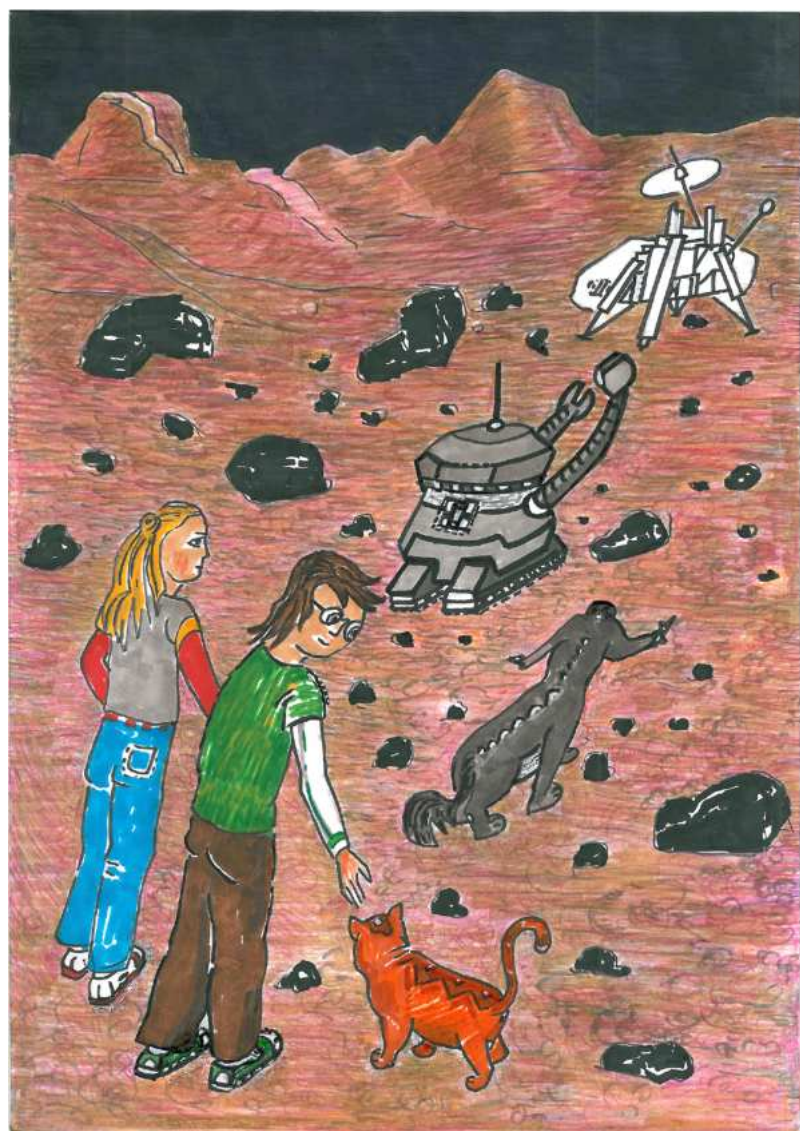
Nachdem der Suchtrupp ergebnislos abgebrochen und wieder zusammengefunden hatte, gab Robert den Befehl zur Nachtruhe. Es war schon sehr, sehr dunkel geworden. Nein, einen Befehl gab der Roboter eigentlich nicht. Es war mehr eine Empfehlung, denn er wusste, die Menschen und Tiere brauchen ihren Schlaf.

Vorher aber wurde noch einmal beraten. Und jetzt fing Judith zaghaft an. „Ihr habt ja gesehen, was die Berge für tolle Schatten geworfen haben in der Abendsonne.“ Da stimmten ihr alle zu.

„Die Schatten zeigten alle nach Osten, weil die Sonne ja im Westen untergeht.“ An dieser Tatsache war nichts zu rütteln. Doch noch wusste niemand, worauf das Mädchen hinauswollte.

„Morgen früh fallen die Schatten nach Westen.“ Auch das stimmte natürlich. Und immer noch ahnte niemand etwas. „Im Westen von den Tharsis Montes haben wir den Stein mit der Inschrift gefunden. Zwischen den Montes und dem Olympus Mons.“

Jetzt war Till auf einmal wie elektrisiert. „Du meinst, der Schatten kann auf die Stelle hindeuten, wo der Stein



liegt?“ Judith nickte nur leicht, weil sie sich ja auch nicht sicher war.

Robert war in den Nachdenkemode gefallen, und lange sagte niemand einen Ton. Dann ließ sich der Roboter vernehmen: „Eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, dass diese Überlegung richtig ist.“

„Dann sehen wir gleich morgen früh einmal nach“, schlug Siggie aufgeregt vor. Aufgeregt war er aber nicht nur, weil er nachsehen wollte, sondern er hatte gleich noch eine Idee. „Das sind ja drei Berge. Es kann doch sein, dass an dem Schatten von jedem einzelnen ein weiterer Stein steht mit den Schriftzeichen.“

Nun grübelten alle darüber nach. Und Maxi steuerte ebenfalls einen Einfall bei: „Und wenn die Sonne untergeht, wirft sie die Schatten ja nach Osten. So wie wir es vorhin gesehen haben. Dann könnten dort an den Spitzen auch die Platten stehen mit den seltsamen Zeichen. Mit den andern Strophen des Liedes. Dann wären es nämlich genau sechs. Schade, dass wir nicht vorher darauf gekommen sind. Dann hätten wir die Steinplatten vielleicht heute schon entdeckt, statt sinnlos bei Viking 1 hin und her zu laufen.“

„So sinnlos war das gar nicht“, schaltete sich Robert ein. „Immerhin haben wir die Bestätigung erhalten, dass die Froschwesen auch dort waren. Aber diese Riesenkrater, die werfen Riesenschatten. Bis wir den ganzen Rand abgesehen haben, vergehen Wochen. Wir wissen auch nicht, zu welcher Uhrzeit wir suchen müssen. Um sieben Uhr stehen die Schatten an einer ganz anderen Stelle als um acht Uhr. Und wir wissen nicht, in welcher Jahreszeit der Schatten als Zeiger dienen soll. Der fällt nämlich im Sommer an eine ganz andere Stelle als im Winter. Der Mars hat nämlich Jahreszeiten, genau wie die Erde.“

Das war ja nicht gerade ermutigend. Die anderen schwiegen betreten.

Nach einer Weile meldete sich Robert aber nochmals zu Wort: „Wir haben ja die Koordinaten der drei Berge. Koordinaten, das sind Angaben zur genauen Lage eines jeden Gegenstandes, auf der Erde genauso wie auf dem Mars. Wir wissen, wie breit die Berge sind. Wenn man präzise die Mitte bestimmt, dann hat man einen sehr genauen Zeiger. Und wir besitzen auch die Koordinaten der Steinplatte. Damit kann man minutiös berechnen, wann dieser mittlere Schattenzeiger genau auf diese Steinplatte fällt. Man kann Uhrzeit und Tag exakt bestimmen. Und dann kann man hoffen, dass die anderen Platten ebendort aufgestellt sind, wo zur gleichen Zeit die Schatten der anderen Berge hinfallen. Und dann könnte es sein, dass die andere Markierung auf die gegenüberliegende Seite hindeutet. Die eine also am Morgen, die andere am selben Tag am Abend.“

„Dann fang doch einfach schon mal an zu rechnen“, schlug Till ein bisschen vorlaut vor. Doch Robert wiegelte ab:

„Dazu reichen meine Rechenkapazitäten bei weitem nicht aus. Das ist eine Aufgabe für Bieber. Und auch der wird sie nicht in fünf Minuten lösen.“

Bieber einzuschalten, das war eine tolle Idee. Kinder und Tiere gerieten in Aufregung und Robert selber vielleicht auch? Alle verfolgten gespannt, wie er Kontakt mit Schildi und Kröti aufnahm. Die Verbindung klappte gut. Robert schilderte das Problem und gab genau an, was Bieber berechnen sollte.

Schildi gab alle Informationen an den Riesenrechner weiter. Der verstand sofort die Aufgabe. Er gab bekannt, dass sie lösbar sei, doch dafür würde er einige Stunden brauchen. Vor morgen früh hätten Robert und seine Leute keine Ergebnisse.

Nun, das war nicht zu ändern. Jetzt konnte man überhaupt nichts mehr tun. Es wäre die beste Gelegenheit gewesen, sich auszuruhen und zu schlafen. Stattdessen quatschten alle aufgeregt durcheinander. Würde man die Steinplatten finden – oder würde man sie nicht finden? Was sollte man machen, wenn man sie nicht fand? Wo sollte man suchen, auf dem riesigen Mars? Oder sollte man die Suche aufgeben? Hatten die Sternpiraten wirklich Schlimmes vor? Oder waren sie längst ausgestorben? Ging von ihnen eine Gefahr aus oder eben nicht? Wann und wie würden sie die Erde angreifen? Das konnte vielleicht auch erst in tausend Jahren sein.

Nächtruhe

Es half alles nichts. Sämtliche Überlegungen führten nicht weiter. Man musste einfach geduldig abwarten. Und nun war es nicht nur ein Vorschlag, den Robert machte, sondern klang ziemlich streng, fast schon wie ein Befehl, als der Roboter sagte:

„So. Wir hören alle auf zu quasseln, das bringt uns keinen Deut weiter. Auch wenn niemand jetzt schlafen kann vor lauter Aufregung, sollten wir uns doch ausruhen. Jeder macht es sich so bequem wie möglich, kann ruhig weiter vor sich hin grübeln, aber für sich alleine. Dann kommt man wenigstens ein bisschen zur Ruhe.“

Das sahen die Kinder und Tiere ein, wenn es auch erst einmal schwerfiel. Jeder räkelte sich auf seinem Liegesitz herum, drehte sich ein paarmal hin und her, dachte weiter an die Steine, aber nicht mehr so intensiv. Die Vorstellungen wurden immer verschwommener und lösten sich schließlich ganz auf. Tiere und Menschen fielen nach und nach in einen leichten Schlummer. Und der ging ganz allmählich über in einen festen Tiefschlaf.

Am nächsten Morgen weckte sie der Piepser. Kröti meldete sich über Funk. Die Tiere und die Kinder reckten, streckten und räkelten sich, um wieder ganz zu sich zu kommen. Sie fühlten sich bestens erholt.

In der Zwischenzeit hatte Robert die gewünschten Informationen bekommen und erklärte sie seinen Mitfahrern.

„Bieber hat mehrere Möglichkeiten durchgerechnet. Am wahrscheinlichsten ist es, dass der nördlichste Krater als Schattengeber ausgewählt wurde. Sein Mittelpunkt fällt nämlich genau am ersten Wintertag, das ist der kürzeste

Tag auf der Nordhalbkugel, um genau neun Uhr Marszeit auf die Koordinaten des Steines mit der Liedstrophe.“

Ein Marstag ist, das hatten wir ja schon erfahren, etwas länger als ein Erdentag. Deshalb dauert auch die Marsstunde etwas länger als die Erdenstunde. Doch das hatte Bieber natürlich schon mitberechnet. Und er hatte auch gleich die Koordinaten bestimmt, wohin die Schatten der beiden anderen Vulkane um neun Uhr morgens fallen würden, und des Weiteren die Koordinaten für neun Uhr abends, wo die Schatten zu Winteranfang nach Osten zeigten.

Aufgewühlt hatten die Tiere und Kinder Roberts Ausführungen gelauscht. Am liebsten wollten sie gleich starten. Doch Robert bestand auf einem Frühstück – einem kleinen wenigstens.

Dann brauste er los. Er landete etwa fünfzig Meter neben der errechneten Stelle, die Bieber ihm vom mittleren Vulkanschatten angegeben hatte. Dieser Berg war der Pavonis Mons. Seine Mitreisenden konnten ihre Ungeduld kaum zügeln, am Ziel angekommen stiegen sie eilig aus und rannten die kurze Strecke zum Bestimmungsort. Hier lag zwar etwas Geröll herum, aber kein richtig großer Stein. Die Abenteurer besahen sich jeden einzelnen. Es konnten ja auch winzige Zeichen auf einem kleineren Stein eingemeißelt worden sein. Doch so sehr sie auch suchten, sie fanden nichts. Ihre Laune sank.

Die Stimmung erreichte ihren Tiefpunkt, als Sigggi verkündete: „Ich habe den ganzen Boden abgeschnuppert. Hier gibt es nirgends auch nur die kleinste Geruchsspur von den Froschwesen.“

Nur einer ließ sich nicht entmutigen. Er fällte seine Entscheidungen sowieso nur nach rein sachlichen Überlegungen. Das war Robert.

„Mag sein, dass die Zeichen verwittert sind. Das können wir nicht wissen. Das muss an den anderen Stellen nicht so sein. Los. Alle einsteigen. Wir fliegen zu dem Schattenhinweis des südlichsten Berges, des Arsia Mons.“

Schnell war man dort. Doch auch hier: Langes Suchen, kein Ergebnis. Die Enttäuschung wuchs. Und wieder war es Robert, der einfach weitermachte. Er flog über den Vulkan hinweg zur östlichen Schattenstelle. Der Flug dauerte nur wenig länger, die Sucherei aber nicht, und die Enttäuschung war nicht geringer. Denn es fand sich nichts.

Die Marsfahrer waren sich zwar einig, dass sie weitersuchen wollten, doch an einen Erfolg glaubte niemand mehr so richtig. Zumal Siggie keine Geruchsspuren fand, weder bei den südlichen noch bei den mittleren Schattenkoordinaten.

Neue Strophen[†]

Nur aus selbst auferlegtem Pflichtgefühl flog Robert zuletzt noch die Stelle des nördlichsten Kraters an. Judith, Till und Maxi schleppten sich lustlos zu dem Punkt, auf den Robert deutete. Der rollte langsamer hinterher. Nur Sigggi sprang vorneweg. Hier gab es wieder größere Felsbrocken, es sah an jeder der untersuchten Stellen anders aus.

Und plötzlich rief Sigggi: „Ich schnuppere die Froschwesen! Ja, ich kann sie riechen. Und da vorne, an einer windgeschützten Stelle, da sehe ich sogar die Spuren.“

Nun gab es kein Halten mehr. Die Kinder sausten zu Sigggi. Riechen konnten sie sie nicht, doch jeder wollte die Spuren als Erstes sehen. Es war so, wie Sigggi gesagt hatte. Hinter einem mächtigen Felsbrocken, sogar etwas größer als das Raketenauto, konnte man die Spuren erkennen.

Und kurz darauf sagte Maxi atemlos: „Nun dreht euch doch bloß mal um.“ Das taten alle. Und nun sahen es auch die anderen. Hinter ihnen, auf der Felswand, fanden sich die gleichen Zeichen wie auf der ersten Felsplatte, die sie gefunden hatten. Ehrfurchtsvoll betrachteten sie die Symbole. Hier hatten denkende Wesen eine Botschaft hinterlassen. Mochten diese Wesen vielleicht auch böse Absichten haben, schon allein die Tatsache, dass sie sich mittels Zeichen verständigen konnten, ergriff die Kinder, Sigggi und Maxi wieder im selben Maße, wie es schon bei ihrem ersten Fund geschehen war.

Inzwischen war auch Robert herangerollt. Er gratulierte Sigggi zur Entdeckung der Spur. Er gratulierte Maxi zur Auffindung der Zeichen. Und dann gratulierte er allen Anwesenden, zugleich auch sich selbst, dass sie die Suche nicht aufgegeben hatten.

Mit seinen Kamera-Augen machte er Aufnahmen von der Inschrift aus mehreren Blickwinkeln. Judith ließ es sich nicht nehmen und schoss ein Gruppenfoto von ihrer Mannschaft vor diesem Fund, auch diesmal mit Selbstauslöser.



Zurück im Auto übermittelte Robert die gespeicherten Bilder an Schildi und Kröti. Sie sollten Bieber damit füttern, damit er auch diese Strophe so schnell wie möglich entziffern konnte.

So erfreulich dieser Fund auch war. Im Text am ersten Stein war von sechs Tafeln die Rede. Nun hatten sie zwei. Wo waren die restlichen vier? Wo sollten die Freunde weitersuchen? Und die Zeit wurde knapp. Es war schon Sonntag. Man hatte nur noch einen Tag, den Montag, zur Verfügung. Denn am Dienstag mussten die Kinder wieder zur Erde zurück. Und es war gar nicht sicher, wann sie das nächste Mal zum Mond oder zum Mars fliegen konnten.

Nun hatte aber Till eine Idee. „Wer sagt denn, dass wir an allen Stellen zur Winterschattenzeit suchen müssen? Wäre es nicht sogar noch logischer, wenn die Froschwesen am südlichen Vulkan die Sommerschattenzeit gewählt hätten und am mittleren die Frühlings- oder Herbstschattenzeit?“

Roberts Strategie-Lämpchen begannen zu glühen. Das zeigte, dass er angestrengt nachdachte. Er überlegte, aber nicht lange. „Mein Freund von der Erde mag recht haben. Logisch ist das.“

Daraufhin nahm er wieder Kontakt zu den Schildkröten auf. Er gab die Anweisung durch, dass Bieber die Schattenpunkte für Frühling, Sommer und Herbst errechnen sollte. Wobei Frühling und Herbst auf den gleichen Punkt fielen. Denn zu diesem Zeitpunkt sind Tag und Nacht gleich lang. Man spricht auch von Tag-und-Nacht-Gleiche, auf der Erde wie auch auf dem Mars.

Da Robert diesmal genaue Angaben gemacht hatte, dauerte es gar nicht lange, bis der Piepser ertönte und die Schildkröten sich zurückmeldeten. Sie gaben vier neue Koordinaten durch, und die Mannschaft – oder sollte man besser sagen Kind- und Tierschaft? – begab sich auf den Weg zum Herbstpunkt des mittleren Vulkans, dem Pavonis Mons.

Wie immer landete Robert etwa fünfzig Meter entfernt von den genauen Koordinaten. Es war eine Gegend, in der ebenfalls viele, große Steinblöcke herumlagen. Dazwischen gab es reichlich Sandverwehungen, an manchen Stellen ziemlich hoch, an anderen nicht ganz so dick.

Siggi rannte wieder vorneweg. Als Maxi, die Kinder und Robert ihn erreicht hatten, verkündete er: „Tut mir leid, aber hier kann ich keine Spur wahrnehmen.“

Das war ja nicht gerade ermutigend. Trotzdem suchte der Trupp die verschiedenen Felsblöcke und Steine in

einem großen Umkreis ab. Aber weder fand man Zeichen, noch konnte Siggì irgendwo eine Witterung aufnehmen.

„Lasst uns zu den anderen Stellen fliegen“, schlug Robert vor und brach damit die Suche an diesem Ort ab.

Judith war maßlos enttäuscht. Sie befand sich gerade am weitesten entfernt vom Ausgangspunkt. Widerwillig trabte sie zurück zu den anderen. Dabei

wurde sie richtig ärgerlich. Schon wieder nichts! Wütend kickte sie einen kleineren Stein weg, genau an der Stelle, wo sich nach Biebers Berechnung die Zeichen befinden sollten. Die Sandschicht war hier nicht so dick, und bei ihrem Tritt stoben die Sandkörner in alle

Richtungen auf. Sie sah dem Stein hinterher, der erst in hohem Bogen wegflog und dann irgendwo im weichen Sand landete. Sie

rannte ihm nach, um ihn noch ein zweites Mal zu kickern.

Dieser Stein hatte beim Aufkommen eine Rinne in den losen Sand geschürft, bevor er noch ein Stückchen weitergerollt war. Ehe Judith zutrat, hielt sie kurz inne. War da nicht etwas auf dem Boden? Sie sah genauer hin und entdeckte ein \ddot{r} . Genau so etwas war doch auch auf dem anderen Stein, den sie als ersten entdeckt hatte. Sie scharfte mit dem Fuß noch ein bisschen weiter auf dem Boden herum. Unter der Sandschicht stieß sie auf festen Fels.



Derweil rief Till ungeduldig: „Judith, na, mach schon. Du kannst woanders auch noch Fußball spielen. Komm endlich her!“

„Wär vielleicht besser, ihr kommt mal alle hierher.“

Die andern schauten sich fragend an, doch nicht lange, als sie sahen, dass Judith weiter auf dem Boden herum-scharrte. Als Erster war wieder mal Sigggi bei ihr. Der konnte einfach am schnellsten sprinten.

Er entdeckte sofort die Zeichen. Inzwischen hatte das Mädchen schon mehrere freigelegt. Der Hund schnupperte daran und verkündete: „Hier ist sie, ja, hier ist die Witterung von den Fröschen.“

Bald halfen alle eifrig der Entdeckerin, den Sand beiseite zu wischen. Bis Robert als Nachzügler eintraf, waren sie beinahe fertig.

Wieder gab es eine Reihe von Symbolen. Einige waren den Freunden schon vertraut. Ganz sicher handelte es sich um eine weitere Strophe des Sternpiraten-Liedes.

„Phantastisch, das hast du phantastisch gemacht, meine liebe Freundin Judith von der Erde“, lobte Robert das Mädchen.

„War doch reiner Zufall“, wiegelte sie ab, doch stolz war sie auch ein bisschen. „Nun haben wir immerhin schon die dritte Strophe.“

Es kam, wie es kommen musste: Robert fuhr um die Felsplatte herum, machte von allen Seiten präzise Bilder, die er in seinem Elektronengehirn abspeicherte. Dann marschierten sie zum Auto und machten es sich darin bequem.

Bevor Robert startete, meldete er sich bei Schildi und Kröti und schickte ihnen die Bilder von der neuen Strophe. Dann warf er die Senkrechtdüsen an, das Auto hob sich kerzengerade ein paar Meter in die Höhe. Darauf kippte Robert die Düsen ganz allmählich weiter nach hinten, und

das Raketenauto schoss im Vorwärtsgang los. Begeistert beobachtete Till seine Operationen. Nach wie vor war er hin und weg von diesem Auto und der Art, wie man es steuerte.

Das nächste Versteck der Liedtafeln entdeckten die Freunde im Nu. Es befand sich genau an der berechneten Stelle, gut sichtbar an einer Felswand. Siggie nahm die Witterung auf, Robert machte Fotos. Nun hatten sie Strophe Nummer vier.

Wenn es so weiterging, sammelten sie heute noch die beiden letzten Texte ein. Das klappte wirklich gut bei Tafel Nummer fünf. Am späten Nachmittag landeten die Freunde bei der errechneten Position der Nummer sechs. Hier fanden sie eine Hügellandschaft vor, fast schon ein kleines Gebirge, sehr zerklüftet und die Anhöhen so hoch wie Hochhäuser.

Am vorausberechneten Punkt forschten sie vergeblich nach, auch Siggie konnte keine Witterung aufnehmen. In bewährter Manier suchten die Freunde die ganze Umgebung ab. Es war so wie bei anderen den Malen, wo sie trotz penibelster Suche partout nichts fanden.

Eine ganze Stunde verging. „Gegebenenfalls“, ließ sich Robert vernehmen, „reichen uns auch die fünf Strophen. Es mag ja sein, dass dort alles Wichtige besungen wird, was wir wissen müssen.“ Er machte eine Bewegung auf das Auto zu und sagte noch: „In Anbetracht der fortgeschrittenen Zeit sollten wir uns auf den Weg zum Mond machen. Dann haben wir dort noch lange genug Zeit, um uns zu beraten.“

Eigentlich sahen das alle ein, doch Maxi widersprach: „Noch nicht! Ich habe das Gefühl, wir müssen nochmals zu diesen Felsen.“ Sie deutete in eine Richtung, in der sich gar nicht weit weg drei Felsen erhoben. Sie ragten wie steinerne Türme steil auf und waren mit Spalten übersät.

Gut, niemand hatte etwas dagegen. Schaden konnte das ja nicht. Siggli lief als Erster los und umrundete einen dieser Brocken. Er hielt seine Schnauze dicht über der Erde und ganz am Rand des Felsens. In jede einzelne Lücke schnupperte er sorgfältig hinein.

Nachdem er seine Runde gedreht hatte, schaute er zu seinen Freunden, die sich unweit wie zu einem Gruppenfoto nebeneinander aufgebaut hatten und ihm interessiert zusahen. Siggli zog seine dicht behaarten Augen nach oben und schüttelte den Kopf. Nichts entdeckt.

Da löste sich Maxi aus der Gruppe und lief zu dem zweiten Turm. Auch der hatte Risse und Spalten. Die dritte Einbuchtung war etwas breiter und zu der marschierte die Katze. Siggli folgte ihr und steckte seine Schnauze fast ganz in den Spalt hinein. Kurz darauf zog er sie wieder heraus und rief: „Hier ist es! Hier ist die Witterung! Die Frösche waren hier.“

Alle eilten zu ihm hin. Keiner konnte etwas riechen, und sehen erst recht nicht. Der Spalt war zwar so breit, dass eine Hundeschnauze hineinpasste, aber trotzdem war es darin so eng und dunkel, dass niemand etwas entdecken konnte. Alle, bis auf Maxi. Die drängte sich jetzt nach vorne, hielt ihren Kopf an den Spalt, kniff ein Auge zu und linste mit dem anderen hinein. Dann drehte sie sich zu den anderen herum, sah sie triumphierend an und verkündete: „Da drinnen sind die Zeichen.“

Maxis Instinkt oder ihre Fähigkeit, ein bisschen hellzusehen, hatte sich wieder einmal bewährt, Strophe Nummer sechs war gefunden. Doch was hatten die Freunde davon? Keiner von ihnen war schmal genug, dort hineinzugelangen, selbst Maxi nicht, die Kleinste von allen und die, die am geschmeidigsten war und sich noch viel dünner machen konnte, wenn es darauf ankam.

Was die Kinder und Tiere nicht wussten, weil er sie noch nie benutzt hatte: Robert besaß eine Sonde, eine Teleskopsonde. Die konnte er gut vier Meter weit ausfahren. An der Spitze befanden sich eine Lampe und eine Minikamera. Damit konnte er den Spalt untersuchen und Aufnahmen machen.

Das war die Lösung, ganz klar. Robert postierte sich seitlich an dem Spalt. Eine kleine Klappe öffnete sich an seiner Hüfte und ein Stab kam zum Vorschein. Der ließ sich, wie der Roboter schon gesagt hatte, immer weiter verlängern und drang in den Spalt ein. Bald sahen Kinder und Tiere in dem Spalt einen Lichtstrahl hin und her wandern. Robert untersuchte offenbar die Spalte von links nach rechts und von oben nach unten.

Nach einer Viertelstunde war er fertig und sagte: „Ich konnte die ganze Strophe aufnehmen, Zeichen für Zeichen. Aber jetzt ...“

Der Kamerastab verschwand gerade in der Klappe, diese verschloss sich noch, aber dann tat sich nichts mehr. Robert führte seinen Satz auch nicht zu Ende. Mehrere Lämpchen blinkten wild durcheinander, doch nicht lange. Das Blinken wurde unregelmäßiger, die Leuchtkraft immer schwächer. Judith und Till sahen sich betroffen an.

„Was ist denn jetzt los?“, fragte Till. Er ging zu Robert und rief ihm direkt ins Mikrofon: „Hey, Robert, was ist denn los? Sag doch was!“ Dabei rüttelte er ihn an den Armen.

Leerer Akku

Zwecklos“, meldete sich Sigggi. „Der hat keinen Strom mehr. Das habe ich bisher nur einmal erlebt. Da hat Robert etwas aus dem Boden herausgebohrt. Einen Bohrer hat er nämlich auch noch. Es war genau wie jetzt hier. Gerade als er fertig war, blinkten die Lämpchen, Robert war nicht mehr ansprechbar und hat sich nicht mehr gerührt.“

„Und was habt ihr damals gemacht?“, wollte Judith wissen.

„Wir haben ihm die Akkus ausgebaut, sie geladen und dann wieder eingebaut.“

Till fragte nach, wo man denn die Akkus laden konnte. „Ganz klar“, erklärte Maxi, „in unserer Höhle. War ja auch dort passiert, in der Höhle, das mit dem Bohrer.“

„Ist bloß ein bisschen weit dorthin“, meinte Judith. „Ich fürchte, wir stecken ganz schön in der Klemme. Gibt’s denn noch eine andere Möglichkeit, die Akkus zu laden?“

„Nicht gleich den Mut verlieren“, meinte Sigggi. „Natürlich hat das Auto auch noch eine Ladestation.“

Den Kindern fiel ein Stein vom Herzen. Sigggi und Maxi machten sich daran, den Akku zu entnehmen. Es war erstaunlich, wie geschickt sie mit ihren Pfoten hantierten. Nachdem sie das Teil ein wenig herausgelöst hatten, half Till mit. Mit seinen Händen schaffte er das doch etwas schneller. Der Akku besaß auf seiner Oberseite ein Display, das den Ladezustand anzeigte. Und das zeigte null. Ganz leer. Doch darüber wunderte sich niemand. Es war genau so, wie Sigggi gesagt hatte.

Ganz schön schwer, das Teil, doch zu zweit klappte das Tragen ganz gut. Erst recht, als Judith noch mit anpackte. Auf dem Weg zum Auto wunderte sich Till, wie es

überhaupt dazu kommen konnte, dass bei Robert der gesamte Strom ausfiel. Die Warnlampen hätten doch viel früher aufleuchten müssen.

„Wahrscheinlich haben das Leuchten in dem Spalt, das Hin-und-her-Fahren mit der Sonde und das Fotografieren den Strom so schnell aufgebraucht, dass das Warnsystem gar nicht mitkam“, vermutete Siggi.

Am Auto angekommen, öffnete Siggi das Verdeck, die Kinder hoben den Akku über den Einstieg und Siggi rückte ihn auf dem Sitz zurecht. Judith und Till kletterten hinein. Siggi öffnete ein Kläppchen für das Ladekabel. Als er es herauszog, verzog er heftig die Miene. Das war sogar trotz des Fells zu sehen, das sein Gesicht zum Teil verdeckte. Der Stecker war komplett oxidiert. Lockerer Metallspan wie grünlicher Rost überzog das Verbindungsstück.

Till kramte sein Messer heraus und begann, vorsichtig den Grünspan abzuschaben, wie bei der Sonde Curiosity. Und plötzlich: Klick! Der Kontakt brach ab. „Mist“, entfuhr es dem Jungen. „Vielleicht kann man da ja was dranbasteln.“ Er war nicht so leicht zu erschüttern und machte sich daran, wenigstens den zweiten Kontakt blank zu bekommen. Aber: Klick! Und auch der zweite Kontakt war weg.

„O, o, o“, meinte daraufhin Siggi. „Jetzt kann ich Judith nur zustimmen. Wir stecken echt im Schlamassel. Wie sollen wir jetzt den Akku laden?“

Pause. Rätselraten. Judith schaute Till an. Till schaute Judith an. Till schaute in die Runde. Er sah Siggi und Maxi tief in die Augen. „Ich weiß, wo wir Strom herkriegeln können. Doch müsst ihr mir vertrauen.“

Damit konnte zunächst niemand etwas anfangen. „Wir müssen ein Stück fliegen.“

Ratlosigkeit in allen Gesichtern.

„Wir müssen zu Spirit.“

Die Ratlosigkeit vertiefte sich noch.

„Seine Sonnensegel funktionieren.“

Das schon. Alle hatten ja gesehen, dass die Lämpchen dort wieder angefangen hatten zu blinken. Doch die Ratlosigkeit blieb.

„Ihr wisst doch noch, bei Spirit gab es diese verschiedenen Anschlüsse. Wir haben uns gefragt, wozu sie dienen. Ich glaube, ich weiß jetzt, was die NASA damit vorhat. Sie haben weit, weit vorausgeplant. Sie hatten schon immer das Ziel, eine bemannte Marsmission durchzuführen. Und wenn eines Tages wirklich Astronauten auf dem Mars landen, sollen diese dann auch die alten Sonden aufsuchen. Bis dahin würden die nicht mehr funktionieren. Aber die Forscher könnten sie untersuchen und über diese Anschlüsse Kontakt aufnehmen mit der Sonde. So wie man Fehler in der Autowerkstatt ausliest. Einfach ein Kabel dran, und Daten können ausgetauscht werden. Es kann auch Strom geladen werden, und Spirit vermag auch Strom abzugeben, wenn seine Sonnensegel funktionieren. Und ich bin mir sicher, ich habe ein solches Kabel entdeckt. Das, auf der die Bezeichnung 6 Volt zu finden war, nämlich.“

„Und das passt dann genau zu Roberts Akku?“ Siggie blieb skeptisch.

„Der Stecker besteht aus weichem Kupferdraht. Den kann man sich so zurechtbiegen, dass er passt.“

„Und was, wenn Roberts Akku gar nicht mit sechs Volt geladen werden muss?“, war Judiths Einwand.

„Da kann ich dich beruhigen“, sagte Siggie. „Der Akku regelt sich selbst. Der kann mit jeder Spannung zwischen einem und zweihundertzwanzig Volt geladen werden.“

„Gut. Das mag dann ja gehen. Aber wer soll denn das Mondauto fliegen, bitte schön? Robert steht an dem Fels und rührt sich nicht“, wendete Judith ein.

„Deshalb sag ich ja: Ihr müsst Vertrauen zu mir haben. Ich werde fliegen. Ich denke, dass ich's kann. Von Anfang an habe ich Robert genau beobachtet. Ich habe mir alles gemerkt, was er gemacht hat, jeden einzelnen Handgriff. Ich wollte ihn sowieso bald fragen, ob er mich mal fliegen lässt. Natürlich wäre es besser, wenn wir beim ersten Mal einen Fahrlehrer hätten. Doch im Notfall muss es auch ohne gehen.“

Tills Mitfahrer schöpften ein wenig Hoffnung. Aber die Skepsis blieb. Konnte das klappen? Würden sie nicht abstürzen? Sollte man sich auf einen Piloten verlassen, der bisher nur zugeschaut hatte?

Unentschlossene Mienen. Till drängte nicht weiter. Alle überlegten. Jeder musste sich zu einer Entscheidung durchringen. Doch was gab es denn sonst für eine Alternative? Die Alternative war, auf dem Mars zu verhungern und zu verdursten, wenn die Vorräte aufgebraucht waren. Und auch der Sauerstoffstaub hielt ja nicht ewig vor.

„Gut, versuche es.“ Judith war die Erste, die sich zu einer Entscheidung durchrang.

„Ich finde auch, probiere es.“ Als Nächste schloss sich Maxi an. „Ich vertraue dir. Du wirst es schaffen.“

Als Letzter gab Siggi seine Zustimmung. Und sprach laut aus, was alle dachten: „Es ist unsere einzige Alternative.“

Till verwies allerdings auf die Uhrzeit. Auf der Erde wäre längst Schlafenszeit gewesen. Und er wusste: Für seine verantwortungsvolle Aufgabe musste er fit sein, fit und hellwach. Deshalb war er es, der diesmal äußerst vernünftig vorschlug, doch erst einmal eine Runde zu schlafen.

Erschöpft fielen die Marsfahrer einer nach dem anderen in den Schlaf. Doch anscheinend steckte in allen eine innere Unruhe, sodass sie fast gleichzeitig schon nach sechs Stunden wieder wach wurden.

Tills Flug

Ein schnelles Frühstück, dann machte sich Till bereit. Er kletterte auf Roberts Pilotensitz. Aufgeregt war er schon. Hatte er vielleicht doch zu viel versprochen? Überschätzte er sich nicht? Hatte er wirklich alle Handgriffe gesehen, die notwendig waren, um das Mondauto zu navigieren? Eigentlich war Till sich sicher. Im Geiste hatte er sich immer wieder genau auf diesen Platz gesetzt. Hatte die Knöpfe gedrückt, die Robert immer drückte, die Hebel gezogen, die Robert zog. Von Mal zu Mal war er sich sicherer, wie die Start- und Landevorgänge abliefen. Er konnte genau voraussehen, was Robert als Nächstes tun würde. Und zuletzt unterlief ihm kein Irrtum mehr.

Also: Tief durchatmen, Startknopf drücken. Die Raketen heulten auf, spuckten Feuer. Sie waren ja von der Landung noch nach unten gekippt. Till gab Gas, die Düsen rührten auf – und tatsächlich, das Auto hob sich. Jetzt musste er langsam die Düsen nach hinten kippen, das Auto glitt nach vorne, ruckelte, kippelte nach links, Till steuerte gegen. Es kippelte nach rechts, Till steuerte gegen. Nun flog es geradeaus. Das wäre also geschafft. In der Luft waren sie schon mal und bewegten sich vorwärts.

„Gut gemacht“, lobte Judith. „Ich hatte schon ein bisschen Angst gekriegt, als das Auto so gekippt ist. Aber du hast es ja wieder in den Griff bekommen.“

„Find ich auch“, sagten Maxi und Siggi fast gleichzeitig.

Gut, dass Till sich so hervorragend auf dem Mars auskannte. Gut, dass er sich so sehr dafür interessiert hatte. Gut, dass er die Marskarte fast auswendig kannte. Gut auch, dass er sich selbst das von Robert abgeguckt hatte: Wie man die Instrumente liest. So war es gar nicht mehr

verwunderlich, dass er genau Kurs auf Spirit nahm. Er brauchte für diese Strecke kaum länger als Robert.

Nun hieß es landen. Till drosselte die Geschwindigkeit, das Auto verlangsamte die Fahrt. Nun musste der Junge die Raketen nach vorne drehen, damit das Fahrzeug wieder abbremste und dadurch, dass die Düsen weniger feuerten, sich zudem langsam senkte. Dabei flog er wohl ein kleines bisschen zu schnell. Das ganze Auto machte einen Looping rückwärts. Alle schrien auf, alle, bis auf Till. Der blieb hoch konzentriert, wusste, er musste jetzt gegensteuern, tat das und vollbrachte einen Looping vorwärts. Wieder Gekreische, und wieder Gegensteuern.

Das Auto sank viel zu schnell. Noch ein paar Meter, und es würde auf dem Marsboden zerschellen. Ade, du schöne Welt! Doch Till gab volles Gas. Im letzten Moment hüpfte das Fahrzeug mit einem Ruck wieder nach oben. Geschafft. Alles blieb heil. Und Till wusste jetzt, wie stark er mit den Düsen schwanken durfte. Äußerst vorsichtig regulierte er die Stärke und die Richtung und ließ das Mondauto langsam in Richtung Marsboden sinken.

Fast war es geschafft, es blieben nur noch ein paar Meter. Womit Till aber gar nicht gerechnet hatte, waren die Windböen, die manchmal unvermittelt losbrechen auf diesem Planeten. Und genau das musste jetzt passieren. Das Auto hatte fast schon Bodenkontakt, da wurde es von einem Windstoß erfasst. Der pustete das Mondfahrzeug einfach weg, als sei es ein Krümel, den man vom Tisch bläst.

Krachend landete das Auto auf der Seite, mitten in dem aufgewirbelten Sand.

Und niemand schrie.

Ein bisschen schaukelte das Fahrzeug noch auf seiner gebogenen Kante hin und her, dann lag es ruhig da. Die In-

sassen mussten sich erst einmal aus ihrer ungewohnten Lage befreien. Am leichtesten gelang das Maxi, sie war ja die Beweglichste von allen. Während die anderen sich noch zurechtrückten, machte sie sich schon an der Ausstiegs- haube zu schaffen. Zum Glück war nichts verklemmt und Maxi konnte sie aufdrücken. Sofort sprang sie heraus, die andern drei folgten ihr kurz darauf.

Sie besahen sich die Bescherung und stellten erleichtert fest, dass das Fahrzeug anscheinend keine gravierenden Schäden aufwies. Ein paar Kratzer und Dellen hatte es vielleicht abbekommen. Doch die konnte man jetzt sowieso nicht erkennen, da die Kante ein Stück im Sand vergraben war. Was Spirit damals zum Verhängnis geworden war, dass er aus dem Sand nicht mehr herauskam, das war für die Freunde ein Glück. Auf felsigem Boden wäre der Schaden viel größer gewesen. Der Haken war nur: Jetzt lag das Auto halb auf der Seite. So konnten sie nicht starten.

„Lasst uns erst mal den Akku laden“, schlug Till vor. „Dabei können wir uns ja was überlegen.“

Judith kletterte sogleich ins schiefe Auto und schob Till den Akku entgegen. Dieser half, ihn mit hinauszuziehen. Dann kletterte sie wieder hinaus und wollte ihn mit ihrem Freund zusammen zu der Sonde schleppen.

Doch der schrie: „Halt, nicht hingehen. Spirit hat sich bewegt.“

Alle vier staunten nicht schlecht, aber alle konnten es sehen. Die Sonde stand nicht mehr am Kraterrand, sondern war zirka zwanzig Meter weit gefahren.

„Das hat ja geklappt“, freute sich Till. „Spirit hat den Betrieb wieder aufgenommen. Wäre allerdings ziemlich blöd, wenn die Kameras auch schon wieder funktionieren.“ Er wusste bloß nicht, dass die das schon längst taten ...

Seine Vorsichtsmaßnahme kam deshalb etwas verspätet. Er kletterte nämlich nochmals ins Auto und holte drei Tücher.

„Ihr bleibt bitte hier stehen.“ Das war beinahe Befehlston, aber niemand widersprach. „Ich schleiche mich mal von der Seite an, damit mich keine Kamera erfasst und Bilder zur Erde sendet. Dann hänge ich sie sicherheitshalber zu.“

Der Junge machte einen Bogen, um aus dem Gesichtsfeld der Kameras zu kommen. Von der Seite schlich er auf Spirit zu und warf die Lappen über die Linsen. Derweil kroch die Sonde zentimeterweise weiter. Hier, in der Nähe, konnte er die frischen Spuren, die sie hinterließ, gut im Sand erkennen, wenn sie auch schon von den Ausläufern der Windbö ein bisschen verstrichen waren.

Dann ging er zurück und half Judith, den Akku zur Sonde zu schleppen. Zum Glück hatte auch dieser an der Ladebuchse die Markierung Plus und Minus. Wenn Robert wieder funktionierte, musste Till ihn unbedingt fragen, wieso auf dem Mond die elektrischen Pole auch mit Plus und Minus markiert werden.

Wie der Junge vermutet hatte – die Stifte des Steckers ließen sich ohne großen Kraftaufwand zurechtbiegen, sodass sie in die Ladebuchse des Akkus passten. Sofort fing das Display an zu blinken. Es funktionierte, der Akku wurde aufgeladen. Und gleichzeitig, warum auch immer, blieb Spirit stehen.

„Wieso bleibt das Ding denn stehen?“, fragte Maxi. Und Siggie, der ja durchaus über technisches Verständnis verfügte, antwortete:

„Vermutlich, weil wir ihm jetzt Strom abzapfen. Die verbleibende Energie reicht halt nicht mehr zum Weiterfahren.“ Der Grund war aber in Wirklichkeit ein ganz anderer.

„Jedenfalls lädt der Akku“, meinte Till. Das klappte also schon mal. „Gleich wird es dunkel. Und ich möchte eigentlich nicht in einem schief stehenden Mondauto schlafen.“

„Wir müssen versuchen, es aufzurichten“, schlug Maxi vor. Niemand glaubte wirklich, dass das klappen könnte. Aber ein Versuch konnte nicht schaden. Schließlich war hier ja alles gerade mal ein Drittel so schwer wie auf der Erde. So marschierten die vier zum Auto. Sigggi und Maxi stellten sich unter den Rand, um ihn mit dem Rücken nach oben zu drücken. Judith und Till positionierten sich rechts und links von ihnen und packten an.

Dann riefen sie: „Hau – ruck, hau – ruck!“, und bei jedem ‚ruck‘ drückten oder zogen sie mit aller Kraft nach oben. Aber das Auto bewegte sich um keinen Millimeter. Nach einer Weile waren alle ganz schön außer Puste und Judith keuchte:

„Pause, ich kann nicht mehr.“

Und Till ergänzte: „Nicht nur Pause. Wir hören auf. Bringt ja doch nichts.“

Sigggi sagte: „Wenn es hier nur irgendwelche Stangen oder Balken gäbe. Dann könnten wir einen Hebel ansetzen.“

„Tja“, meinte Judith, „hier wächst ja nichts. Kein Baum, kein Strauch.“

Maxi fragte: „Was hat denn Robert an Zubehör in seiner Werkzeugkiste?“

Wagenheber

Niemand wusste das genau, bis jetzt noch nicht. Aber wenig später. Till kletterte ins Auto, öffnete die Klappe und inspizierte den Kasten. Tolle Ausstattung. Für die meisten Notfälle schien etwas Geeignetes vorhanden zu sein. Auch für Fälle wie diesen.

„Juhu“, frohlockte Till. „Das ist die Rettung! Hier ist ein Wagenheber.“

Ja, das schien die Lösung. Till reichte ihn raus, kletterte hinterher. Er setzte ihn am Rand an, steckte den Hebel in die vorgesehene Öffnung und fing an zu pumpen. Tatsächlich, das Raketenauto bewegte sich. Ganz allmählich hob der Wagenheber es hoch. Es dauerte lange, und trotz der Hebelwirkung durch die Stange kam Till ganz schön ins Schwitzen.

„Lass mich mal weitermachen“, bot sich Judith an.

„Schaff das schon“, widersprach Till, und der Schweiß lief ihm ins Auge. Er musste ihn wegwischen, und in diesem Moment ergriff Judith den Hebel und machte einfach weiter. So richtig böse konnte Till ihr nicht sein. Schnaufend trat er einen Schritt zurück und sah dem Mädchen zu, wie es sich jetzt abrackerte. Der Rand des Autos ragte schon längst aus dem Sand heraus, sicher schon einen Meter über dem Boden. Es fehlte nicht mehr viel, und es musste in seine richtige Lage kippen.

„Schluss“, meinte Judith plötzlich. „Es geht nicht weiter.“

„Auch das noch“, seufzte Siggi, „ihr habt es doch fast geschafft. „Vielleicht gelingt uns das letzte bisschen jetzt doch selbst.“



„Müssen wir probieren“, befand auch Till, der sich inzwischen wieder halbwegs erholt hatte.

Doch Judith keuchte: „Warten wir ’nen kleinen Moment ab, bitte.“

Klar, das war doch selbstverständlich. Nach fünf Minuten meinte sie: „Okay, an die Arbeit!“

Alle vier begaben sich in Position. Am schwierigsten war es für Maxi. Sie musste sich richtig strecken, um überhaupt an den Rand zu kommen, und auch Siggie fiel es schwer. Doch ein bisschen mithelfen konnten sie beide.

Und wieder ging’s: „Hau – ruck, hau – ruck!“ Und noch mal: „Hau – ruck, hau – ruck!“ Und jedes Mal Drücken, Schieben aus Leibeskräften. Tatsächlich, das Auto wackelte ein bisschen. Aber es kippte nicht dorthin, wo es hinsollte. Alle ackerten, bis sie nicht mehr konnten. Dann machten sie eine Pause.

Nach einer Weile forderte Maxi die andern auf: „Los, wir machen weiter. Schade, dass Robert nicht hier ist. Der hätte Kraft genug. Aber wir sind ja nur hier, weil der eben nicht hier ist. Wenn der da wäre, wären wir ja nicht hier.“

„Geht’s noch’n bisschen komplizierter?“, schimpfte Siggie. „Nix da mit wenn und wäre. Kommt alle, packt an!“

Doch Till wiegelte ab. „Ich glaube, ich habe eine Idee. Da drüben steht ja so was wie ein Roboter.“

Alle waren baff. „Da ist doch bloß die Sonde“, widersprach Judith.

„Ja, das ist aber auch ein Roboter. Der fährt wie Robert und der hat auch Apparaturen. Einen Greifer zum Beispiel zum Bodenproben-Sammeln.“

„Nun steht der aber da drüben. Wie willst du ihn denn herlocken? Und dass er Bodenproben sammeln kann, davon haben wir hier auch nichts.“

„Ich glaube, der lässt sich steuern. Die Wissenschaftler auf der Erde mussten ihn ja auch von außen bedienen können. Und mit dem Greifarm können wir das Auto umkippen.“ Nach einem kurzen Moment des Nachdenkens fügte er hinzu: „Hoffe ich wenigsten.“

Da niemand eine bessere Idee hatte, begaben sich Tiere und Kinder also wieder zu Spirit. Till untersuchte die Sonde genau und fand wirklich etliche Knöpfe und Schalter. Er probierte sie alle aus. Tatsächlich, mit dem einen konnte er die Räder bewegen, vorwärts und rückwärts, mit einem anderen lenken. Und bald entdeckte er auch die Bedienung des Greifarms, der nach vorne zeigte und wie eine kleine Baggerschaukel hin und her geschwenkt werden konnte.

Nachdem Till also einigermaßen Bescheid wusste, wie Spirit funktionierte, setzte er ihn in Bewegung. Vorher klemmte er allerdings Roberts Akku ab, der blieb erst einmal an Ort und Stelle stehen. Von Hand gesteuert lief die Sonde sogar viel schneller, als wenn sie von der Erde aus dirigiert würde. Denn die Kinder übersahen ja den Weg, und es bestand keine Gefahr für Spirit, irgendwo gegenzustößen. Die Wissenschaftler hingegen mussten extrem vorsichtig sein und konnten die Sonde nur sehr langsam fortbewegen.

Also war Till mit seinem neuen Gefährt recht schnell beim Raketenauto. Er bemerkte gar nicht, dass der Lappen von der vorderen Navigationskamera herunterfiel.

Er steuerte zum Rand des Autos und baute Spirit davor auf. Er stellte die Bremsen für die sechs Räder fest und fuhr den Greifarm aus. Mit diesem drückte er nun gegen das Blech. Die Sonde rutschte ein Stück zurück, das Auto schwankte ein bisschen, aber auch nicht mehr, als die vier mit ihrem Hau-ruck bewirkt hatten.

„Wir müssen die Räder blockieren“, war Siggis Idee.

„Ja, holt ein paar Steine. Die legen wir hinter die Räder“, stimmte Maxi zu. Judith und Till mussten nicht weit gehen, Brocken lagen reichlich hier herum. Sie schleppten sechs davon herbei und klemmten sie hinter die Räder. Maxi und Siggi rückten sie zurecht, denn sie wollten auch etwas zum Gelingen beitragen. Steine tragen konnten sie ja nicht.

Als hinter jedem Rad jeweils ein Stein lag, fuhr Till den Greifarm nochmals aus. Er drückte gegen das Auto. Die sechs Räder rutschten zurück und schoben die sechs Steine mit nach hinten. Das Fahrzeug wackelte etwas, doch kippen wollte es nicht.

Unsere Freunde waren ratlos.

Houston 2

Ratlos war man auch anderswo. Ganz woanders. Weit weg. Im Kontrollzentrum Houston nämlich.

Hoherfreut waren die Wissenschaftler, dass Spirit wieder Bilder schickte. Und als wenn das nicht genug wäre, er fing auch wieder an, sich über den Marsboden zu bewegen. Ganz egal, was es war, das dazu geführt hatte. An Kinder, Tiere und einen Roboter namens Bob als Auslöser glaubte hier niemand. Mr. Sandwich schickte Befehle zu Spirit, die sicherstellten, dass er sich erst einmal von dem gefährlichen Sandhügel entfernte. Damit er nicht wieder stecken bleiben würde.

Ein paar Stunden lang ging alles gut. Und dann fing der Betrugsfilm von Neuem an. Man gaukelte den Wissenschaftlern vor, als käme das Raketenauto angefliegen. Doch es sah aus, als sei der Pilot besoffen. Es schwankte hin und her, unternahm wohl mehrere Versuche zu landen. Dann krachte es herunter und wirbelte eine Menge Staub auf. Als der sich gelegt hatte, lag das Auto auf der Seite. Ganz bestimmt nicht so, wie Bob hätte landen wollen.

Nach einer Weile hob sich die Haube, die Katze sprang heraus. Es folgten der Hund und die Kinder. Das Auto befand sich zwar in einiger Entfernung von Spirit, doch trotzdem konnten die Wissenschaftler das, was vorging, genau erkennen. Die Wesen schienen sich zu beraten. Aber Bob, wo war der? Der fehlte. Der Junge kletterte noch einmal ins Auto und kam mit Stofftüchern wieder heraus. Er schritt vom Auto weg, die andern blieben davor stehen. Der Junge war jetzt nicht mehr zu sehen. So schnell konnte Spirit die Kamera nämlich nicht drehen.

Plötzlich fiel das Bild aus. Der Bildschirm wurde dunkel. Kurz darauf passierte das Gleiche mit den Navigationskameras. Den Wissenschaftlern sollte wohl vorgegaukelt werden, dass die Lappen über die Linsen gehängt wurden. Wie dem auch sei, keine Bilder, somit keine Möglichkeit, zu sehen, wohin Spirit rollte. Das war Mr. Sandwich zu gefährlich. Er schaltete den Motor ab. Die Räder standen still. Kurz vorher war noch aufgefallen, dass der Stromverbrauch deutlich zugenommen hatte, obwohl kein neues Gerät in Betrieb genommen wurde.

Aber immerhin, Spirit konnte ja noch hören. Die Mikrofone waren nicht abgeschaltet. Und was man mit ihrer Hilfe vernahm, waren dieselben Stimmen wie bei den vorherigen betrügerischen Aufnahmen. Aber was diese Wesen erzählten, ergab keinen Sinn. Dass sie einen Akku an die Sonde angeschlossen hätten. Dass Spirit wohl deshalb stehen bleiben würde, weil der Strom zum Weiterfahren nicht reichte.

Das war natürlich vollkommener Quatsch. Houston hatte ihn abgestellt, weil er nicht blind durch die Gegend fahren sollte.

Was das alles sollte? Niemand von den Wissenschaftlern konnte sich das erklären. Die Stimmen jedenfalls entfernten sich. Aus der Ferne hörte man nach einer Weile mehrmals so etwas wie Hau-ruck. Dann Gemurmel, das man nicht verstehen konnte, und dann näherten sich die Stimmen wieder. Als sie auf Hörweite herankamen, man glaubt es kaum, sprachen die Wesen davon, dass sie Spirit als Arbeitsroboter benutzen wollten. An den Anzeigen konnten die Wissenschaftler wenig später erkennen, dass die Sonde plötzlich über Handbetrieb gesteuert wurde.

Wie konnte das denn sein? Irgendjemand konnte ja anscheinend Bilder einschleusen, aber wie sollte der sich an Spirit zu schaffen machen? Und ihn auch noch steuern?

Unmöglich!

Doch die Instrumente zeigten eindeutig: Spirit bewegte sich, und zwar in einem Irrsinnstempo. Nein, ein Irrsinnstempo war es eigentlich nicht, es war gerade mal so schnell, dass ein Mädchen, ein Junge und zwei Tiere bequem neben ihm herlaufen konnten. Doch im Vergleich zur Arbeitsgeschwindigkeit, mit der Spirit auf dem Mars normalerweise unterwegs war, war es wahnsinnig rasch. Hoffentlich passierte nichts.

Und plötzlich wieder Bilder. Die vordere Navigationskamera funktionierte wieder. Sollte das so sein? Wollten das die komischen Filmemacher? Jedenfalls rollte Spirit mit dieser Wahnsinnsgeschwindigkeit auf das Raketenauto zu. Wenn das so weiterging, würde er daran zerschellen.

Doch es ging nicht weiter. Kurz davor blieb er stehen. An einer Stelle war ein Wagenheber unter dem Rand der Karosserie ausgefahren, hatte es aber wohl nicht vermocht, das Auto ganz in die richtige Position zu drücken. Bald darauf sahen die Wissenschaftler, dass der Greifarm von Spirit ausgefahren wurde. Sie registrierten auch, dass Spirit sich selbst vom Auto wegdrückte.

Nun entnahm man dem Gespräch, dass Steine herangeschafft werden sollten, damit die Sonde nicht mehr wegrutschen konnte. Doch die Filmemacher flunkerten den Wissenschaftlern vor, dass das angeblich auch nicht helfen würde, das Auto aufzurichten.

Jetzt zeigte die Kamera, dass Spirit seitlich an den Rand der Karosserie gefahren wurde. Jemand steuerte den Greifarm so, dass er wie ein Bagger Sand wegschaufelte. Das Auto neigte sich ein bisschen, Spirit schaufelte noch einmal, da hörte man die Mädchenstimme schreien: „Das Auto kippt!“

Wenn das alles echt wäre, dann müsste Spirit jetzt zerquetscht werden.

Helfer Spirit

Weit, weit von ihnen entfernt, viele Millionen von Kilometern, erkannte auch dieser unbekannte Junge die Gefahr. Blitzschnell legte er die richtigen Schalter um. Der Greifarm zog sich zurück und Spirit raste mit Vollampf im Rückwärtsgang aus der Gefahrenzone.

Endlich kippte das Raketenauto zurück. Wie vor jeder Landung hatte Till die Räder ausgefahren, und die federten den Aufprall weich ab. Es entstanden keine neuen Schäden.

Die Marsabenteurer waren äußerst zufrieden. Jetzt musste nur noch Roberts Akku aufgeladen werden, dann konnte es endlich weitergehen. Till bugsierte Spirit wieder auf den Platz, auf dem er vorher gestanden hatte. Unterwegs fand er das verlorene Tuch. Er ärgerte sich zwar, dass es runtergefallen war, doch er glaubte nicht, dass Spirit schon Bilder zur Erde schickte. Das war ja eine reine Vorsichtsmaßnahme. Irgendwie hätte man anhand der Kontrolllämpchen doch merken müssen, wenn das passierte. Meinte er. So ein Lämpchen: Bin auf Sendung. Jede Kamera blinkt irgendwie, wenn sie aktiv ist. Trotzdem, er hängte den Lappen wieder auf die Navigationskamera, legte mit Spirit die paar Meter zurück, stellte die Handsteuerung ab und schloss den Akku wieder an.

Und dann konnten sie sich endlich eine Ruhephase gönnen. Denn alle waren erschöpft – von der Anstrengung, als sie versuchten, das Auto zu bewegen, vom Steineschleppen und vor allem auch infolge der Aufregung durch die Bruchlandung und der Unsicherheit, ob sie je wieder mit dem Auto fahren könnten.

Maxi, Siggi, Judith und Till krochen in die Kabine und freuten sich, dass diese wieder waagrecht stand. Sie brachten die Sitze in Liegeposition, und es dauerte nicht lange, da überfiel sie ein tiefer Schlaf.

Als Judith aufwachte, war es hell, die Sonne strahlte. Ein neuer Tag hatte begonnen. Das Mädchen sah auf die Uhr: Über zwölf Stunden waren vergangen, und die anderen schliefen immer noch. Was sollte sie tun? Eigentlich war sie ausgeschlafen. Doch wollte sie niemanden wecken. Vorsichtig schlich sie sich aus dem Auto und ging rüber zu Spirit. Sie besah sich die Ladekontrolle von Roberts Akku und stellte fest, dass er randvoll war. Sie konnten also zurück.

Vergnügt marschierte sie auf das Auto zu und piffte ein fröhliches Liedchen vor sich hin. Anscheinend waren die andern auch nicht mehr im Tiefschlaf, denn ihr Trällern hatte gereicht, sie zu wecken. Sie räkelteten sich ein bisschen und wunderten sich, dass Judith schon draußen rumsprang. Sie strahlte sie an und verkündete: „Hallo ihr, guten Morgen. Der Akku ist voll!“

Nun ging alles ziemlich schnell. Judith und Till klemmten den Akku ab und schleppten ihn ins Auto. Judith und die Tiere stiegen ein. Till ging nochmals zu Spirit und sammelte die Tücher von den Kameras wieder ein. Falls sie doch irgendwann einmal wieder funktionieren sollten, dann sollten sie ja auch Bilder senden können. Dann schlich er im Bogen wieder zum Auto, stieg ein, verschloss die Haube und zündete die Senkrechttraketen.

Diesmal klappte es wie am Schnürchen. Vorwärtsskippen, Fahrt aufnehmen, die Räder einfahren und mit Karacho zu Robert. Zur Stelle der Strophe Nummer sechs.

Dort angekommen bauten sie Roberts Akku ein und warteten, dass er wieder zum Leben erwachte. Nach einer

Weile meinte Judith, da müsste sich doch langsam etwas tun. Es kam ihr so vor, als wäre schon eine Ewigkeit um. „Es tut sich ja gar nichts“, meinte sie deshalb enttäuscht.

+++

Dafür tat sich aber auf der Erde etwas. Mr. Sandwich hatte nämlich entschieden, dass auch die neuen Aufnahmen von der Aktivität Spirits veröffentlicht werden sollten. Man wusste jetzt aus den Gesprächen der Wesen, dass sie sich gegenseitig Judith, Till, Siggi und Maxi nannten. Vielleicht konnte die Ausstrahlung bewirken, dass man den Fälschern auf die Spur käme.

Weltweit wurden also die Bilder im Fernsehen und im Internet gezeigt, und auch die Tonspur der Gespräche wurde gesendet. Jeder auf der Erde glaubte die Theorie mit der Fälschung. Die Aufregung war aber schon nicht mehr ganz so groß wie bei der ersten Ausstrahlung.

Nur zwei Elternpaare waren aufgeregt, das waren Lisa und Theo Eulerling und Isabell und Erich Dörfel. Sie waren froh, ein Lebenszeichen ihrer Kinder zu erhalten und beobachteten genau, was die beiden da machten, da oben auf dem Mars, wo niemand ihnen helfen konnte.

Etwas Schreckliches musste passiert sein. Das Raketenauto hatte eine Bruchlandung hingelegt. Robert war nicht mehr zu sehen. Was war mit ihm? Nur er konnte die Kinder sicher zurückbringen. Wer war denn überhaupt geflogen? Doch nicht etwa Till? Erich Dörfel war entsetzt. Mit den Raketenrädern, ja damit kannte sich der Junge offenbar sehr gut aus. Die beherrschte er wie im Schlaf. Aber so ein Mondauto zu steuern, das war doch etwas ganz anderes. Und wer sollte es ihm beigebracht haben? Wäre der

Roboter so unvernünftig, ein Kind damit fliegen zu lassen? Konnte ein Roboter überhaupt unvernünftig sein?

Dass Till sich gern hinter das Steuer setzen würde, das war ihm schon klar. Dafür kannte er seinen Sohn zu genau. Vielleicht hatte er Robert so lange bedrängt, bis der endlich eingewilligt hatte. Till wusste auch ganz genau, wie er ihn selbst, als Vater, um den Finger wickeln konnte. Was hatte er nicht alles schon aus ihm herausgeleiert? Die aus-rangierten Raumanzüge waren da noch das Harmloseste.

Wie dem auch sei. Till – oder Judith? – hatte alleine das Raketenauto gesteuert, das war sicher. Wäre Robert an Bord gewesen, hätte der so eine Bruchlandung zu verhindern gesucht. Doch aus irgendeinem Grund war Robert ausgefallen. Die Kinder und die Tiere mussten ja seinen Akku laden. So viel konnte man den Gesprächen entnehmen.

Herr Dörfel machte sich seinen Reim. Robert ausgefallen, Akku leer. Die Kinder allein auf dem Mars. Sie überlegen, wo sie den Akku laden können und kommen auf Spirit. Fliegen ohne den Roboter hin und stürzen ab. Oder zumindest stürzen sie halb ab. Das Akkuladen klappt, aber sie kriegen das Auto nicht auf die Beine. Deshalb nehmen sie Spirit zu Hilfe. Schaufeln mit ihm Sand weg, so dass das Auto auf seine vier Räder fällt. Dann ruhen sie sich aus. Als der Akku voll ist, reisen sie wieder ab. Till entfernt die Lappen von Spirits Kameras, denn man kann kurz sehen, wie er das macht. Man sieht ihn, wie er von der Seite zum Auto schleicht. Anscheinend nimmt er dann tatsächlich auf dem Pilotensitz Platz. Und wenig später hebt das Auto ganz elegant ab und rast davon.

Auto weg. Kinder weg. Ungewissheit. Was werden sie noch erleben? Können sie Robert aktivieren? War es wirklich nur sein Akku, der leer war? Oder war er vollkommen hinüber? Daran wollte Erich Dörfel gar nicht denken.

Wieso hatte der Roboter nicht gemerkt, dass ihm der Saft ausging? Wieso hatte er keinen Ersatzakku im Auto? Oder wenigstens ein Ersatz-Ladegerät? Wieso mussten die Kinder den Akku an einer Marssonde laden?

Fragen über Fragen. Und keine Antwort. Antwort würden sie von den Kindern erst morgen bekommen. Dann, wenn die Ferien zu Ende wären. Wenn sie denn kämen. Wenn sie denn hoffentlich kämen. Hoffentlich würden sie wiederkommen, die Marsabenteurer.

Und niemals würde Erich Dörfel sie wieder fliegen lassen. Sofort würde er ihnen die Quarksraketen abnehmen und künftig in seinem Institut aufbewahren. Dort, wo niemand ohne Zugangsberechtigung rein- oder rausgehen konnte.

Doch so weit war es noch lange nicht. Seine Frau Isabella und die Eulerings machten sich die gleichen Gedanken und hatten die gleichen Sorgen und Ängste. Alle bibberten, dass es gut gehen mochte.

Und dann diese Fragen, diese Telefonanrufe. Sämtliche Freunde, Klassenkameraden, viele aus der Verwandtschaft hatten schon angerufen. Wieso sie Judith und Till einen solchen Quatsch machen ließen. Dafür seien die Herbstferien doch nicht da.

Selbst der Klassen-, der Sport- und der Zeichenlehrer riefen an. Man kann doch nicht die ganze Welt zum Narren halten. Das sei ja schon ein starkes Stück. Bewundernswert zwar, wie sie selbst die NASA veräppelten. Aber nun sei es doch mal gut. Die Eltern sollten die Sache endlich aufklären.

Und all diese Lügen. Nein, das seien nicht Judith und Till. Klar, die Kinder im Film sehen genauso aus. Und sie sprechen sich auch mit den gleichen Namen an. Aber das seien wirklich Fälschungen. Raffinierte Zeichentrickfilme. Anschei-

nend habe jemand die Kinder heimlich gefilmt und baue aus diesen Bildern jetzt ungeniert diesen Bluff zusammen.

Das Telefon schnarrte. „Direktor Maier am Apparat. Maier mit A – I, wie ich gerne sage.“

Mit diesen Worten meldete sich der Direktor sowohl bei den Eulerings als auch bei den Dörfels und fragte, ob er Judith bzw. Till mal sprechen könnte. Doch beide Elternpaare hatten sich verständigt. Der Direktor erfuhr nur, dass die zwei angeblich eine Fahrradtour machten und nicht zu erreichen wären.

„Ich weiß doch, dass Judith ein Handy hat. Das hat sie doch immer bei sich“, widersprach der Direktor. „Da muss man sie doch erreichen können.“

„Diesmal wollte sie es nicht mitnehmen. Sie meinte, sie braucht mal ihre Ruhe. Hat es hiergelassen und ausgestellt“, log ihr Vater munter drauflos.

Und Herr Dörfel behauptete einfach, Till habe sein Ladekabel zu Hause liegen lassen.

Der Direktor war immer noch nicht zufrieden und wollte wissen, wohin die beiden denn fahren wollten. Diesmal war Herr Eulering ganz ehrlich. Er wusste es nicht. Also konnten sie auch in irgendeinem Filmstudio sitzen und die Marsaufnahmen fälschen. Außerdem sei es doch ziemlich verantwortungslos, Kinder so alleine losziehen zu lassen, und dann auch noch ohne Handy.

„Erlauben Sie mal“, schimpfte jetzt Herr Eulering, „ich erziehe meine Tochter zur Selbstständigkeit. Das ist sehr verantwortungsvoll. Außerdem ist sie kein Kind mehr, sondern eine Jugendliche. Wenn sie in Schwierigkeiten gerät, dann kann sie immer jemanden um Hilfe bitten. Und jede Jugendherberge hat ein Telefon. Sie ist ja nicht stumm,

taub oder blind. Sie können sie ja am Donnerstag selbst fragen, was sie gemacht hat.“

„Das werde ich, darauf können Sie sich verlassen.“

„Glaub ich Ihnen aufs Wort. Auf Wiederhören.“

Damit war dieses unerfreuliche Gespräch beendet.

Nun mussten sie am Mittwochabend, wenn Judith zurück war, genau besprechen, was sie ihren Klassenkameraden, den Lehrern, dem Direktor, den Freunden, den Tanten und Onkels, den Cousinen und Cousins erzählen sollte. Und der ganzen Nachbarschaft auch. Judith und Till, die waren ja jetzt bekannt wie die bekanntesten Filmstars.

Wenn sie denn zurückkämen...

+++

Und diese Filmstars standen zur gleichen Zeit um einen blechernen Roboter herum und warteten auf seine Lebenszeichen. Gerade hatte Judith resigniert ausgestoßen: „Es tut sich ja gar nichts“, worauf Siggie antwortete:

„Der muss jetzt erst mal hochfahren. Wie ein Computer. Das dauert seine Zeit. Robert ist ja viel komplizierter konstruiert als ein Rechner. Keine Sorge, das ist ganz normal.“

Judith beruhigte sich, und bald bewahrheitete sich, was Siggie behauptet hatte. Lämpchen begannen zu blinken. Irgendetwas knackte tief in Robert drin, er rollte ein bisschen vor und zurück, dann bewegten sich die Arme, der Kopf drehte sich, so als wolle er sich ein bisschen recken und strecken.

„O, ich hatte einen Ausfall. Bewegungs-Check abgeschlossen. Bin voll funktionsfähig. Roboter Robert Robertson bittet um Aufklärung, was vorgefallen ist.“

Die Tiere und Kinder fingen an, draufloszuplappern, Judith merkte aber schnell, dass das so nicht ging. „Halt, halt!“, forderte sie. „Nicht alle durcheinander. Am besten erklärst erst mal du, Siggi, wie es zu dem Stromausfall kam beziehungsweise wieso der Akku leer war. Dann berichtet Till über das abgebrochene Ladegerät. Dann schildere ich den Flug und den Absturz ...“

Bei dem Wort Absturz zuckte Robert zusammen. Doch sogleich beruhigte Judith ihn: „Es ist ja alles gut gegangen.“

Einer nach dem anderen erzählten die Marsfahrer all das, was vorgefallen war. Wenn ein Roboter staunen könnte, dann hätte Robert mit Sicherheit gestaunt.

„Da staune ich aber“, sagte er, als er davon erfuhr, dass Till sein Auto gesteuert hatte, „dass das geklappt hat.“ Konnte er also doch staunen? Oder sagte er das nur deshalb, weil er wusste, dass lebendige Wesen so etwas sagten?

Nach Hause – zum Mond

Jedenfalls brach Robert hier die Schilderung ab. „Liebe Freunde von der Erde, liebe Mondtiere“, sagte er, „entschuldigt, dass ich euch unterbreche. Wir haben hier alles gefunden, was wir suchten. Und die Zeit schreitet voran. Wir haben einen langen Rückflug vor uns. Die Daten von der Strophe in der Spalte müssen zu Bieber. Lasst uns zurückfliegen. Und unterwegs berichtet ihr den Rest.“

So wurde es gemacht. Robert fand die Kratzer an der Karosserie nicht sonderlich schlimm und wollte sie demnächst überlackieren und polieren. Dann würde man nichts mehr davon sehen.

Er setzte sich hinters Steuer und wollte losbrausen. Dann überlegte er es sich anders und schlug vor:

„Mein Freund Till von der Erde, lass uns die Plätze tauschen. Du bist der Pilot. Ein Pilot in Ausbildung, sozusagen. Ich bin der Kopilot und Ausbilder.“ Till strahlte wie die aufgehende Sonne. „Wer weiß, wann wir den nächsten Notfall haben. Und dann solltest du, wenn es irgend geht, keine Bruchlandung mehr hinlegen.“

Robert meinte, es könnte nicht schaden, wenn er Till zu einem richtigen Piloten ausbilden würde. Es wäre ja die Rettung gewesen, dass er ihn so genau beobachtet hatte und im Geiste schon immer mitgeflogen war. Auch hätten sie sonst den Akku nicht laden können. Er wäre für immer und ewig an der Spalte stehen geblieben, regungslos und stumm. Und die Kinder und seine Tiere?

„Daran will ich lieber gar nicht denken“, sagte er.

Und sprechen wollte er auch nicht mehr darüber. Stattdessen ließ Robert Till zunächst erklären, welchen Handgriff er als Ersten vorhatte. Er bestätigte, dass Till

richtig lag, und der Junge führte sein Vorhaben aus. Jeden Schritt musste Till erst ankündigen. In den allermeisten Fällen stimmte der Roboter einfach zu, nur selten musste er ihn korrigieren.

Als sie ihre Reisegeschwindigkeit erreicht hatten, schickte Robert die Aufnahmen von der letzten in Stein gehauenen Strophe zu den Schildkröten.

Die Insassen des Mondautos schilderten der Reihe nach, wie es weitergegangen war bei ihrer Rettungsaktion. Wie sie mit Hilfe des Wagenhebers und Spirits Greifarm das Raketenauto wieder in die richtige Position gebracht hatten. Und wie sie den Akku schließlich wieder geladen hatten.

Dann rätselten sie weiter. Wie kam es, dass fünf der Strophen in frei zugängliche Flächen gehauen waren, eine davon allerdings auf dem Boden? Und die sechste war kaum auffindbar und erreichbar in diesem Felsspalt. Wie groß bzw. wie klein mochten die Froschwesen denn sein, wenn sie in solche Spalten kriechen konnten? Oder waren es mehrere Arten von Lebewesen, die an der Entstehung der Lieder beteiligt waren und an die sich die Strophen richteten? Die Sternpiraten, vielleicht waren das gar nicht nur Riesenfrösche, eventuell gehörten auch kleinere Wesen dazu. Eichhörnchen oder Mäuse, auch Ratten, würden zum Beispiel ohne weiteres in diesen Spalt passen.

Sie wussten es nicht. Sie konnten es nicht wissen. Doch hofften sie, dass sie es noch herausbekommen würden.

Die Fahrt war langwierig, aber langweilig war sie nicht. Nachdem das Notwendige besprochen war, schaute Judith in die Sterne. Sie besah sich die Milchstraße, die verschiedenen Sternzeichen und überprüfte mit Till, ob sie sich ihre Namen richtig gemerkt hatte. Ihr unterliefen dabei nur wenige Fehler.

Bald tauchte die Erde auf und wenig später der Mond. Das kannten unsere Abenteurer schon, die rasante Schnelligkeit, mit der er größer wurde, sie erkannten die Meere, die Krater und konnten viele davon bereits benennen.

Nun überflogen sie die Montes Pyrenaeus. Diese waren benannt nach den Pyrenäen, einem Gebirge im Norden von Spanien. Wenn man von Osten kam, war es nicht mehr weit. Till setzte zum Landeanflug an, flog tiefer und drosselte die Geschwindigkeit.

Er landete diesmal ganz ohne Probleme. Nun, auch die Landung an der Felsspalte war schon fast perfekt gewesen, und zwar ohne Lehrer. Robert gab ihm ein paar kleine Tipps, und Till setzte butterweich auf. Robert lobte ihn ausgiebig. Stolz wie ein Schneekönig stieg der Junge aus. Und auch Judith war stolz auf ihren tollen Freund. Er hatte ihnen allen das Leben gerettet.

Parken in der Felsgarage, Marschieren durch den Schleusengang, das ging alles flott und wie am Schnürchen. Die Schildkröten waren sehr erleichtert, als die fünf Freunde bei ihnen eintrudelten. Und auch im Aquarium setzte Getuschel ein und so mancher eifrige Wellenschlag – vor Freude mit der Schwanzflosse ausgelöst.

Lange hielt sich aber niemand im Erdgeschoss auf. Robert holte den Fahrstuhl, und es ging runter zu Bieber. Bieber hatte die fünf Tafeln schon komplett entziffert. Da er die Schriftzeichen und die Sprache bereits entschlüsselt hatte, war es diesmal viel schneller gegangen. Die Zeit des Rückfluges hatte ihm ausgereicht, auch die letzte Strophe zu übersetzen.

Lied der Sternpiraten

Es stellte sich heraus, dass die Strophe, die sie zuerst Entdeckt hatten, die dritte war. Bieber präsentierte jetzt alle in der richtigen Reihenfolge. Erwartungsvoll lauschten die Freunde der ersten Strophe.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Und alle Galaxien
werden unsre Beute sein.
Keiner kann mehr fliehen,
fallen wir zum Plündern ein.*

*Nen neuen Stern zu rammen,
stehn wir überall bereit.
Dies Lied führt uns zusammen,
es nennt uns Ort und Zeit.*

*Die Erde, diese fiese,
ein Ziel, das sich bald lohnt.
Die Strophe eins ist diese.
Wir sprengen flugs den Mond.*

*Es sind noch tausend Jahre,
dann ist es wohl so weit.
Schnell auf die Totenbahre
die Menschheit weit und breit!*

*Wir schröpfen die Erdlinge,
sie machen uns ganz reich.
Viel tausend schöne Dinge,
die holen wir sogleich.*

*Sucht euch die andern Strophen,
ihr wisst ja, wo sie sind!
Denn auch dem letzten Doofen
verraten sie geschwind,*

*mit welchen Kriegsgeräten
die Kaperfahrt gelingt;
dass wir uns nicht verspäten,
was uns um die Beute bringt.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

„Ist ja nicht gerade beruhigend“, erkannte Judith ganz richtig. „Die wollen die Erde ausrauben. Und die ganze Menschheit auf die Totenbahre legen. Vielleicht wollen sie uns wirklich ausrotten. Mindestens versklaven werden sie uns. Das haben doch Piraten immer so gemacht.“

„Na ja, schön ist das nicht“, fand auch Till. „Aber wir wissen ja nicht, wann sie das da eingemeißelt haben. Wenn das vor hundert Jahren war, dann haben wir noch neunhundert Zeit. Und außerdem, die Menschen werden sich ja nicht so einfach ausrotten oder versklaven lassen. Wir können uns ja auch wehren. Die werden schon was erleben, wenn sie kommen und uns fangen wollen.“

„Eure Überlegungen sind ganz richtig“, bestätigte Robert. „Doch lasst uns weiter hören, was Bieber herausgefunden hat.“

Der fuhr auch schon fort und sang die zweite Strophe vor.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Was wir genau betrachten:
die Erde, unser Ziel.
Man muss es schon beachten,
schlaue Wesen sind dort viel.*

*Holen Stoffe aus dem Boden,
wirklich ganz fantastik.
Ha-ben ihre Methoden
und machen massig Plastik.*

*Platin, Silber und Eisen
holn sie aus Berg und Tal,
Porzellan aus Meissen,
alles nehmen wir uns mal.*

*Lasst ruhig die Menschen machen,
vielleicht noch tausend Jahr,
dann klaun wir ihre Sachen,
ist das nicht wunderbar!*

*Ihr Plastik wir gebrauchen,
so ist das allemal.
Ihr Leben sie aushauchen,
ist uns jedoch egal!*

*Was soll das doofe Bargeld,
wenn sie nur Plastik horten?
Uns gehört nun ihre Welt!
Die Schätze wir schon orten.*

*Wir froblocken volltonig,
und wenn das Glück uns hold,
dann haben sie auch Honig
– viel wertvoller als Gold!*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

„Aha“, meinte Till zu verstehen. „Die sind also nur hinter Bodenschätzen und Plastik her. Anscheinend wollen sie uns doch nicht versklaven, sondern wirklich alle beseitigen. Wir sollen ja unser Leben aushauchen.“

„Aber wenn sie wissen, dass wir Plastik erfunden haben, dann können die Inschriften ja gar nicht so alt sein. Nicht mal hundert Jahre. Also haben wir neunhundert Jahre Zeit“, war Judiths Überlegung.

Jetzt mischte sich Robert ein: „Sie kennen offenbar noch viele Planeten und andere Völker und Lebewesen. Und anscheinend haben alle irgendwann einmal Plastik erfunden. Bei unserem Marsvolk war es ja genauso. Sie können vielleicht ganz gut abschätzen, wann intelligente

Wesen Plastik erfinden. Also sagt uns das leider nichts über das Alter der Steinplatten.“

Und Siggie ergänzte: „Sie scheinen ja sowieso alles zu nehmen, was sie kriegen können, Platin, Silber, Eisen – sogar Porzellan.“

„Und wieso wollen die Honig?“, wunderte sich Maxi. Tatsächlich, das Ziel der Sternpiraten, sich auf ihren Raubzügen Honig zu verschaffen, war in der Aufregung bisher ganz untergegangen. Der schien ihnen ja ganz besonders wichtig zu sein. Es musste für sie ein wahres Glück sein, wenn sie den fanden.

„Könnte vielleicht ihre Lieblingsspeise sein. Und auf anderen Planeten scheint es nicht so viel davon zu geben“, vermutete Till.

Siggie unterbrach ihn ungeduldig. „Ist doch jetzt egal, was die gern essen, hört mal. Da können wir doch immer noch drüber reden. Wollt ihr nicht wissen, wie das Lied weitergeht?“

Das wollten wirklich alle, und Robert piepste mit Bieber und der sang die dritte Strophe.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Ist alles dann im Grünen,
schwingen wir die Gerte.
Die schweren Wühlmaschinen,
sie graben durch die Erde.*

*Mit unserem Geräte
wird alles klein gebackt,
auch Dörfer, ganze Städte,
und die Trümmer eingepackt.*

*Wir nehmen, was wir brauchen,
das ist so wunderschön.
Der Rest, der soll verrauchen,
kann in Flammen aufgehn.*

*Wir nehmen, was der Mensch so hat,
Gold, Plastik, Silberknollen,
und vor allem Honig satt,
das ist es, was wir wollen.*

*Wann ist's so weit, ist's denn so weit?
Das teilen wir euch mit;
die letzte Strophe hält's bereit
in diesem alten Lied.*

*Gemeinsam schlagen wir dann zu,
nur uns kann man nicht schaden.
Gern gehören wir dazu,
wir sind die Sternpiraten.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

„Ist ja langweilig“, meinte Maxi. „Die kennen wir doch schon. Die hätte Bieber doch auch weglassen können.“

„Na ja, jetzt kennen wir aber den Zusammenhang“, wandte Judith ein. „Piraten sind Räuber. Die nehmen andern was weg. Schätze. Hier, die Sternpiraten, klauen Bodenschätze. Aber nicht einfach Erze oder Erdöl, so wie sie als Rohstoffe aus dem Boden kommen. Nein, sie wollen sie bereits fertig verarbeitet haben. Und der ersten Strophe können wir jetzt genau entnehmen, dass sie die Erde zum Ziel haben.“

„Das war ja nur eine kurze Strophe“, stellte Siggie fest. „Aber jetzt wissen wir eines. Die wollen riesige Maschinen auf die Erde bringen. Wie groß mögen die denn sein, wenn sie sich durch ganze Städte wühlen wollen? Anscheinend haben sie noch andere Möglichkeiten, zu klauen und zu rauben. Aber auf der Erde wollen sie diese Maschinen einsetzen. Alle anderen Piraten wissen wahrscheinlich genau, welche gemeint sind.“

„Das müssen ähnliche Apparate sein wie Kartoffelernemaschinen. Wie die funktionieren, habe ich vor drei Jahren mal in den Ferien auf dem Bauernhof gesehen. Der Bauer hat mich sogar mal den Traktor fahren lassen.“

„Vor drei Jahren mit dem Traktor unterwegs“, lachte Judith, „und heute mit dem Mondraketenauto. Wenn das keine Steigerung ist!“

Till musste auch grinsen, aber er erzählte weiter. „Der Trecker zieht die Maschine, die wühlt sich in die Erde. Die wird auch Roder genannt. Auch bei der Rodung von Wäldern kommen ja spezielle Maschinen zum Einsatz. Das ist, als wenn mal einen Teelöffel in die Zuckerdose schiebt. Die Erde auf dem Kartoffelfeld wird dann mit einem Förderband nach oben befördert. Dort fällt sie auf ein Rüttelsieb,

das sich ständig hin und her bewegt. Die Erde zerbröseln und fällt durch, die Kartoffeln bleiben in der Maschine.“

„Prima“, meinte Judith. „Und du meinst, diese Dinger in riesig, die rütteln dann ganze Städte durch. Häuser, Straßen, Fabriken, Eisenbahnanlagen und alles?“

„Kann doch sein. Oder hast du 'ne bessere Idee?“

„Nee, hab ich nicht.“

„Bisschen komplizierter wird die Maschine schon sein, die die da haben. Die Frösche. Diese verdammten Frösche. Aber nach dem Prinzip wird es funktionieren.“

Maxi hatte eine Idee: „Vielleicht geben die sich auch damit zufrieden, wenn die Menschen Plastik und so was freiwillig abgeben. Vielleicht kann man mit denen ja verhandeln.“

„Wenn das richtige Piraten sind, dann glaube ich das nicht. Die nehmen sich einfach, was sie wollen und so viel sie wollen“, entgegnete Judith. Till und Robert sahen das genauso.

„Aber eines verstehe ich nicht“, überlegte Judith weiter, „wenn die so hinter Honig her sind, was wollen sie dann mit solchen Riesenmaschinen? So bekommen die doch nie welchen. Die machen doch die ganzen Bienenstöcke damit kaputt.“

Alle rätselten herum, aber das Rätselraten führte zu nichts.

Deshalb ließ sich Robert, da der Gruppe die Ideen ausgingen, von Bieber die vierte Strophe vorsingen.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Die Menschen sind gefährlich,
die Menschen haben Waffen.
Doch sind wir einmal ehrlich,
sie werden uns nicht schaffen.*

*Die Menschheit muss verschwinden,
für sie ist es zu spät.
Wir wer'n ein Mittel finden,
ganz ohne viel Gered.*

*Was soll ihr Zorn uns kümmern,
denn wir sprengen den Mond.
Der platzt zu achtzehn Trümmern,
und niemand wird verschont.*

*Achtzehn Teile sausen
ganz weit ins All hinaus.
Ein Teil fällt auf die Erde
und löscht die Menschheit aus.*

*Macht Fluten und Erdbeben,
und zwanzig Jahre später
konnts keiner überleben,
weg sind die Übeltäter.*

*Dann kommen wir geflogen
und sammeln alles ein.
Das Glück ist uns gewogen,
so wird es wieder sein.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

Das war der Hammer. Niemand sagte etwas. Jeder dachte nach, grübelte. Selbst Robert schienen diese Verse zu schaffen zu machen. Die Sternpiraten meinten es anscheinend bitterernst.

„Zwanzig Jahre sind für die ja ein Klacks“, meinte Judith schließlich.

„Für uns auch“, gab Sigggi zu und lachte dabei ein bisschen.

„Ach klar“, meinte Till, „ihr seid ja zehntausend Jahre alt oder so. Da können wir nicht mitreden.“

„So alt will ich auch gar nicht werden“, sagte Judith. „Ist ja langweilig. Eigentlich erlebt man doch im Laufe der Zeit gar nichts Neues mehr.“

„Das stimmt“, gab Maxi zu. „Zum Glück seid ihr gekommen. Ihr bringt ein bisschen neuen Schwung in die Bude.“

Judith und Till sahen sich an und dann zur Katze. Sie schien es ernst zu meinen.

„Wie dem auch sei“, sagte Till. „Wieso in genau achtzehn Teile?“ Hätte er ein bisschen nachgedacht, dann wäre er vielleicht selbst auf die Lösung gekommen. So aber begann Robert zu erklären:

„Es wird wohl so sein, dass sie achtzehn Sprengungen vornehmen wollen, an achtzehn ausgewählten Punkten zünden sie dann die Sprengsätze.“

„Und welche Punkte sind das?“ Maxis Frage zeigte, dass sie diesmal nichts voraussehen konnte.

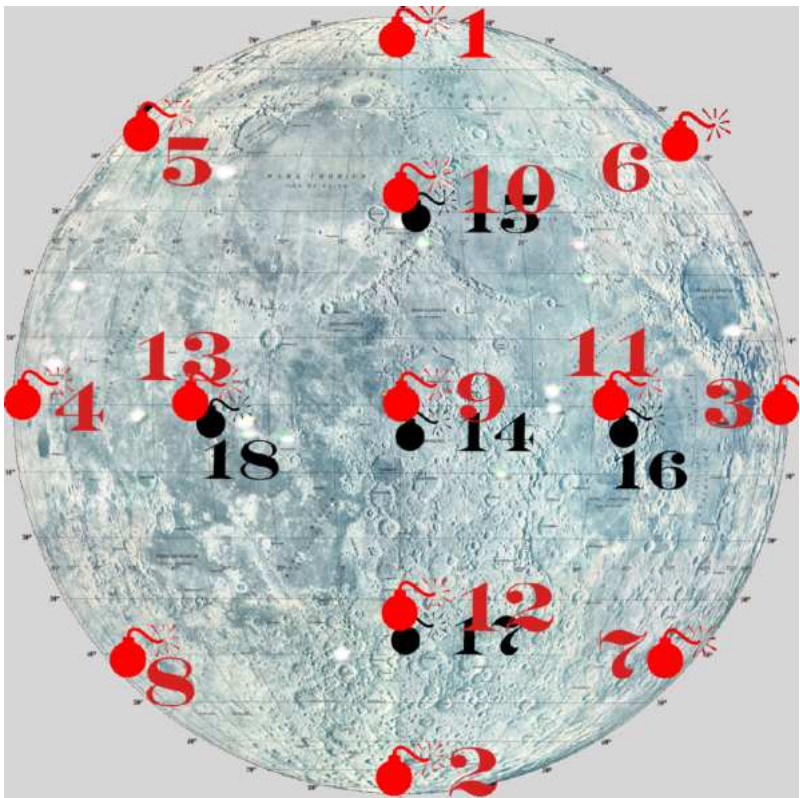
Robert holte eine Stift und eine alte Mondkarte und begann, darauf herumzuzeichnen und zu schreiben.

„Das hier ist also der Mond. Fangen wir bei den Polen an. Nordpol und Südpol.“ Er malte zwei Bomben an die entsprechenden Stellen. Und dann noch zwei weitere jeweils am Rand, genau am Äquator. „West und Ost“, fuhr er fort, „da haben wir schon vier Punkte. Und genau da-

zwischen auch immer noch einen, dann sind es bereits acht Punkte.

Auch der Äquator bekommt einen Punkt, genau vorn. Das ist dann ein zusätzlicher Punkt. Von dort aus halbe Strecke nach Nord, Süd, Ost und West sind es nochmals vier Punkte mehr, also fünf. Insgesamt dreizehn.

Das Gleiche, müsst ihr euch vorstellen, passiert auch auf der Rückseite. Dort kommen nochmals fünf Punkte dazu, das macht zusammen achtzehn Punkte. Achtzehn Punkte, achtzehn Sprengungen, achtzehn Teile. Sie stieben in achtzehn verschiedene Richtungen davon. Ein Teil trifft genau auf die Erde. Vielleicht auch mehrere, je nachdem



wie viele durch die Schwerkraft angezogen werden. Das bewirkt dann einen Zusammenprall wie mit einem unwahrscheinlich großen Asteroiden.“

„Wieso sprichst du denn von einem Asteroiden“, wollte Maxi wissen. „Sind das dann nicht auch Kometen?“

„Kometen sind auch Brocken, die durch das Weltall fliegen“, bestätigte Robert. „Doch sie sind viel kleiner, nur ein paar Zentimeter groß, höchstens ein paar Meter. Asteroiden dagegen können mehrere Kilometer im Durchmesser betragen. Mehrere hundert Kilometer sogar.“

Derweil hatte Judith ihre Stirn in Falten gezogen. „Wenn aber der Mondbrocken auf die eine Seite der Erde aufprallt, das glaube ich schon, dass dort die Menschen alle tot sein können. Doch auf der anderen Seite? Wieso sollten die nicht überleben?“, gab Judith zu bedenken. Da ist doch die ganze, dicke Erde dazwischen.“ Sie wollte sich damit nicht abfinden. „Die Erde wird doch nicht zerplatzen. Dann hätten die Sternpiraten ja auch nichts davon.“

„Aber wie aus dem Lied schon hervorgeht“, nahm Till ihr jede Hoffnung, „wird es riesige Zerstörungen geben – durch Tsunamis, Erdbeben und Vulkanausbrüche. Wir hatten es ja in der Schule: So sind auch die Saurier ausgestorben. Durch einen Asteroideneinschlag. Und der Brocken, der damals auf die Erde aufgeschlagen ist, war bestimmt nicht so riesig wie ein Achtzehntel-Mond. Vor allem verdunkelte sich damals auch der Himmel von dem aufgewühlten Staub. Die Pflanzen bekamen kein Licht, konnten schlecht wachsen. Die Saurier hatten nichts zu fressen mehr. Sie sind ausgestorben. Kleinere Tiere konnten überleben.“

„Aber der Mensch ist doch viel kleiner, als es die Saurier waren.“

„Der Asteroid war ja auch viel kleiner. Nur zehn Kilometer groß, nimmt man an. Und der Mondbrocken misst

an einer Seite ja schon fast vierzehnhundert Kilometer. Stimmt's, Robert?"

„Stimmt“, bestätigte dieser. „Die Erde hat einen Umfang von vierzigtausend Kilometer, der Mond von elftausend. Die Piraten teilen dieses Maß auf allen Seiten in acht Teile. Gut gerechnet, Till. Das sind dann nicht ganz eintausendvierhundert Kilometer. Dafür wird allerdings die Aufprallgeschwindigkeit nur einen Bruchteil von der eines Asteroiden betragen. Doch die Folgen werden verheerend sein.“

Judith sah ihre Hoffnungen schwinden. Doch aufgeben wollte sie nicht. „Wir müssen halt die Explosionen verhindern“, schlug sie ganz keck vor.

„Dazu müssten wir auf jeden Fall wissen, wo die Sprengungen stattfinden sollen.“ Sie musste nicht lange warten, bis diese Frage beantwortet wurde. Bieber spielte, als die Freunde für einen Augenblick verstummten, die fünfte Strophe vor.

Sprengpunkte

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Unsere tollen Bomben,
zum Zünden und Erwecken,
unsere tollen Bomben,
die sollt ihr hier verstecken:*

*Nordpol, Südpol Couder,
Sinus Medi-i,
ergeben einen Schauder,
auch Mare Smythi-i.*

*Lipskiy, Bruce und Vavilov,
Mont Blanc, Rima Messier,
Catalán geht auch noch droff,
es wird immer bessier.*

*Dunér, Riemann, Glazenap,
Proctor und McLaughlin.
Leut', es geht die Post dann ab,
Von Kármán ist mit drin.*

*Ja, das wird ein Freudentag,
wir sind schon ganz versessen,
so wie es ein jeder mag,
doch Gum auch nicht vergessen.*

*Unsre tollen Bomben
hauen alles in Scherben.
Uns ist es doch völlig gleich,
dass die Menschen sterben.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

Bieber teilte auch gleich mit, dass es sich bei den genannten Punkten ungefähr um die Positionen handelte, die Robert vorausgesagt hatte. Nur in einer anderen Reihenfolge hatten die Piraten sie aufgezählt. Erst die Pole, das war klar, dann ziemlich unregelmäßig weitere Positionen auf den beiden Halbkugeln, auf Vorder- und Rückseite.

Fast alles waren Krater, bis auf das Mare Smythii, das nach einem englischen Astronomen benannt ist, und den Sinus Medii, der Bucht der Mitte. Diese liegt genau im Mittelpunkt der Mondscheibe, wie man sie von der Erde aus sieht. Und das würde mit ziemlicher Sicherheit der Brocken sein, der auf die Erde knallen sollte. Genau hier waren ja 1967 die beiden Sonden Surveyor 4 und Surveyor 6 gelandet. Es wäre also eine sehr merkwürdige Art und Weise, wie die beiden wieder zurück auf die Erde befördert werden sollten. Surveyor 4 war allerdings vermutlich abgestürzt, bevor er Bilder schicken konnte. Dafür gelang das Surveyor 6 mit 16 000 Aufnahmen.

Wieder herrschte entsetztes Schweigen. Die Froschpiraten hatten sehr genaue und sehr ausgereifte Pläne.

„Verdammte Kerle“, schimpfte Judith als Erste. „Ihre Bomben bezeichnen sie als toll. Es ist denen ganz egal, dass sie den ganzen Mond in Stücke reißen. Und dass sie das

Leben auf der Erde vernichten. Und wer weiß, was die anderen Brocken irgendwann und irgendwo noch für Schänden anrichten werden.“

„Das weiß niemand“, pflichtete ihr Robert bei. „Aber es ist nun mal so, dass im Weltraum immer irgendwelche Brocken herumsausen. Es ist letztendlich eine Frage von Glück und Pech, ob eine Katastrophe passiert oder nicht.“ Als Roboter ging es nicht anders, er musste sachlich bleiben.

„Wichtig wäre es vor allem zu wissen, wann diese Katastrophe über die Erde hereinbrechen soll. Vielleicht muss man sich ja erst in ein paar Tausend Jahren Gedanken über Gegenmaßnahmen machen. Immerhin, wir kennen ihre Pläne und man kann darangehen, sie zu durchkreuzen.“

„Dann lasst uns die letzte Strophe anhören“, schlug Siggie vor. „Das, was uns an Informationen noch fehlt, werden die Piraten darin bestimmt singen.“

Und sie sangen. Sie sangen folgendes Lied. Die Piraten sangen es allerdings nicht selbst, Bieber sang es vor, so wie er es für Robert, die Tiere und die Menschenkinder übersetzt hatte.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Die Erd wird niemand warnen,
das kann ich euch vertellen.
Die Bomben wir gut tarnen
an den finstren Stellen:*

*Nordpol, Südpol, Cou'er,
Sinus Medi-i,
die haben Wahnsinns-Power,
eine Kraft wie nie.*

*Die Zeit dazu wird kochen,
wir sitzen auf Titan,
dann zünden wir die Bomben
und folgen unsrem Plan.*

*Gekommen ist die richtige Zeit,
wenn Sonne, Mond und Erden
plus Saturn, die Kleinigkeit,
zu einer Linie werden.*

*Die Bomben, unsre tollen,
die machen uns dann reich,
und falls wir Honig hollen,
ist alles sonst uns gleich.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

„Das ist aber ein kurzes Lied, hat ja nur fünf Strophen“, meinte Maxi. Dann fügte sie ernst hinzu: „Ich habe so ein Gefühl, ein sehr dummes Gefühl.“

Alle sahen die Katze mit Sorge an. „Was für ein Gefühl denn?“, drängte Judith.

„Wir befinden uns in großer Gefahr – sehr bald schon.“

„Was meinst du denn mit bald?“, hakte Till nach. „In fünf Minuten oder in einem Jahr?“

„Irgendwo dazwischen. Genauer sagt es mir mein Gefühl nicht.“

„Da wird uns Bieber weiterhelfen können“, meinte Till. „Es kommt bestimmt nicht oft vor, dass alle diese Himmelskörper genau in einer Reihe stehen. Zwischen Sonne und Saturn müssen die Erde und der Erdenmond eine Linie bilden. So verstehe ich das wenigstens. Auf der Erde herrscht in diesem Moment eine Sonnenfinsternis, weil der Mond sie verdeckt. Und gleichzeitig breitet sich über den Saturn eine Sonnenfinsternis. Weil die Erde genau vor der Sonne steht.“

Doch Judith hatte einen Einwand: „Nur davon wird man auf dem Saturn nicht viel merken, von dort aus wird die winzige Erde vor der riesigen Sonne gar nicht zu bemerken sein.“

„Da hat meine kluge Freundin von der Erde vollkommen recht“, pflichtete ihr Robert bei. „Die Erde ist viel zu weit entfernt. Mehr als acht Astronomische Einheiten nämlich.“

Dann erklärte er noch, was eine Astronomische Einheit ist. „Damit die Astronomen nicht mit so riesigen Zahlen rechnen müssen, reden sie nicht von Kilometern. Sie sprechen zum Beispiel von Lichtjahr. Das ist die Strecke, die das Licht in einem Jahr zurücklegt. Das sind nämlich zehn Billionen Kilometer. Das ist für das Weltall nicht viel. Aber für das Sonnensystem ist es doch zu viel. Das Licht braucht von der Sonne zur Erde achteinhalb Minuten. Deshalb nimmt man hier als Maßeinheit diese Entfernung und hat sie als Astronomische Einheit bezeichnet. Das sind rund hundertfünfzig Millionen Kilometer.“

Till wurde ein wenig ungeduldig. „Lass doch die ewigen Erklärungen. Haben wir nicht andere Probleme?“

„Mann“, schimpfte Judith, „das interessiert mich aber. Und die Minute macht den Kohl auch nicht fett.“

Robert war ja sowieso fertig mit seinen Erläuterungen und fing an zu piepen. Bieber piepte zurück.

Derweil überlegte Judith weiter: „Und auf dem Titan sitzen die Piraten und zünden von dort aus ihre Bomben.“

Es dauerte keine fünf Minuten, da meldete sich Bieber schon wieder. Robert lauschte und verkündete dann:

„Der nächste Zeitpunkt dieser Übereinstimmung ist in 42 Tagen, 16 Stunden, 19 Minuten und 34 Sekunden, gerechnet ab Ausgabe des Ergebnisses. Der übernächste Zeitpunkt ist in 16 225 Jahren, 285 Tagen, 3 Stunden, 48 Minuten und 22 Sekunden.“ Dann erklärte er noch weiter: „Die Platzierung ‚Cou’er‘ meint den Mondkrater Couder auf der Rückseite. Das Lied hat in dieser Strophe nur ein paar Bombenstellen als Beispiele erwähnt.

„Genau sechs Wochen“, sagte Till entsetzt. Ob ‚Cou’er’ oder ‚Couder’, das war ihm im Moment ziemlich egal. „Gerade mal eineinhalb Monate. Du hast vollkommen recht gehabt, Maxi. Das ist sehr bald. Was sollen wir bloß tun?“

„Das ist ja fürchterlich“, meinte auch Judith. Sie war ganz blass geworden. „Die Froschpiraten scheinen ja viel Zeit zu haben. Ich denke aber nicht, dass sie nochmals sechzehntausend Jahre warten wollen. Und trotzdem, wir dürfen nicht den Kopf verlieren. Wir haben einen Monat Zeit. Zeit, die wir nutzen müssen!“

„Wir werden sie nutzen“, versprach der Roboter Robert Robertson. „Die Piraten müssen Vorbereitungen treffen. Sie müssen die Bomben an Ort und Stelle bringen, wenn sie nicht schon längst dort sind. Wir kennen ihre Platzierungen. Die werden wir ab sofort beobachten, jede einzelne.“

Dann rechnete er kurz nach und sagte: „Der Zeitpunkt der Bekanntgabe, ich habe ihn abgespeichert, war 21 Uhr, 55 Minuten und 57 Sekunden.“

„Ach du Schreck“, fiel ihm Till ins Wort, „schon zehn Uhr? Ich merke ja gar nichts davon, dass es schon so spät ist.“

„Ist doch im Moment wohl auch egal“, warf ihm Judith an den Kopf. „Meinst du, ich merke, wie schnell die Zeit vergeht? Bestimmt wollte uns Robert gerade ausrechnen, wann die Bomben hochgehen.“

„Da hat sie vollkommen recht, meine Freundin Judith von der Erde. Aber auch Till hat recht. Wir müssen sehen, dass wir bald eine Weile zur Ruhe kommen, so aufregend die Sache auch ist. Also: Die Sprengung ist vorgesehen am 13. Dezember um 14 Uhr 15 und 31 Sekunden.“

Eine Weile noch wurde gesprochen, überlegt, nachgedacht. Doch es war spät, sehr spät, das hatte Robert vollkommen richtig erkannt. Die Gespräche wurden immer schleppender, und doch wollte niemand so recht an Schlaf denken – bis der Einzige, der nicht wirklich Schlaf brauchte, wieder einmal daran erinnerte, wie sehr sie eine Ruhepause brauchten. „Ich muss bemerken“, schaltete sich Robert nochmals ein, „dass wir nicht recht vorankommen. Ich denke, eine Mütze Schlaf könnte allen gut tun.“

Das stimmte. Judith aber wunderte sich doch wieder einmal, woher der Roboter solche Sprüche hatte. Aber sie war zu müde, ihn danach zu fragen.

Gegenplan

Als am Mittwochmorgen nach und nach alle wieder zu sich kamen, hatte Robert bereits sein leckeres Mondfrühstück vorbereitet. Das tat dem Magen gut, und das erhellte auch die Stimmung. Die Sorgen und Ängste vom Abend vorher waren verschwunden. Nein, wirklich verschwunden waren sie nicht. Und es war auch keineswegs sicher, ob es gelingen könnte, die Katastrophe zu verhindern. Doch im Moment wollte daran niemand zweifeln.

Siggi griff als Erster die Ideen vom Vortag wieder auf. Ein wichtiger Schritt wäre es, die Stellen im Auge zu behalten, an denen die Piraten die Bomben vergraben wollten. Ihre wunderbaren Bomben, wie sie im Lied sangen.

Robert pflichtete ihm bei.

„Und wer soll das machen?“, wandte Maxi ein. „So viele sind wir doch gar nicht. Und man kann ja schlecht die Fische dort aussetzen.“

„Das nicht“, meinte Robert. „Aber da alle Mondwesen betroffen sind, werden alle bei dieser Aufgabe mithelfen. Ich denke an die freundlichen Stechmücken. Die fallen am wenigsten auf.“

Das war eine gute Idee. Nun wurde weiter besprochen, wie man am besten und am schnellsten die anderen Mondbewohner benachrichtigen konnte. Judith schlug vor, dass das zumindest teilweise die blauen Mondpferdchen übernehmen konnten, allein wegen ihrer Schnelligkeit. Dieser Vorschlag fand Zustimmung, und Robert erweiterte die Idee, indem er ankündigte, die Tiere mit seinem Auto zu verschiedenen Mondregionen zu bringen, damit sie dort die bedrohliche Nachricht kundtun konnten.

Aber irgendwie musste man noch Genaueres erfahren von der Absicht der Piraten – wer sie genau waren und wie sie genau vorgehen wollten. Das hatten sie ja in ihrem Lied nur angedeutet. Aber ihren Kumpanen schienen diese Andeutungen offenbar zu reichen.

Doch Judith plagten andere Sorgen. „Unsere Zeit hier oben ist fast abgelaufen“, sagte sie zu Till und sah in die Runde. „Wir müssen heute noch zurück zur Erde. Unsere Herbstferien sind vorbei. Unsere Eltern drehen vollkommen durch, wenn wir nicht erscheinen. Sie wissen ja überhaupt nicht, dass wir uns auf dem Mond und auf dem Mars rumtreiben. Wenn wir nicht pünktlich zurückkommen, lassen sie uns vielleicht nicht so schnell wieder weg.“

Ganz klar, da hatte sie recht. Recht hatte sie nur damit nicht, dass die Eltern von ihren Weltraumtouren nichts wussten.

„Gut“, bestätigte Robert. „Ihr reist ab. Ich erarbeite mit den Stechmücken einen Plan. Und ihr auf der Erde, ihr macht euch auch eure Gedanken, was man gegen die Sprengung des Mondes unternehmen könnte. Hoffentlich fällt uns allen etwas Gutes ein.“

Es brauchte nicht viel an Vorbereitungen. Judith ließ sich von Bieber nochmals das ganze Piratenlied vorsingen und nahm es mit ihrem Smartphone auf. Dann brachten Robert und alle Tiere die Kinder zum Höhlenausgang. Till und Judith schlüpfen in ihre Raumanzüge, ließen sich hinausschleusen, bestiegen ihre Raketenräder und brausten zurück zur Erde.

+++

Frau Lisa Eulerling, Frau Isabell Dörfel, Herr Theo Eulerling und Herr Erich Dörfel hatten sich in dem kleinen Wäldchen postiert, etwas im Dickicht verborgen. Seit drei Stunden harrten sie hier aus. Sie warteten auf ihre Kinder, die nach ihren Herbstferien und ihrer angeblichen Fahrradtour wieder nach Hause kommen sollten.

Sie kamen und kamen nicht. Keiner der vier Erwachsenen wusste eine Uhrzeit für die Ankunft. Denn bei einer Radtour kann man nie genau wissen, wann man ankommt. Das ist ja nicht wie auf einem Bahnhof beim Eintreffen von Zügen. Und selbst die haben oft genug Verspätung.

Anfangs hatten sich die Eltern noch lebhaft unterhalten. Dann ging ihnen der Gesprächsstoff aus. Die Dämmerung setzte ein, im Herbst wird es nun einmal schon früher dunkel. Und Angst schlich sich ein. Angst, dass dort oben auf dem Mars irgendetwas Schlimmes passiert sein konnte. Es gab so viele Unwägbarkeiten. Hatten sie überhaupt den Akku wieder aufladen können? Konnten sie ihn wieder einsetzen? Hatten sie es geschafft, den Roboter Robert Robertson wieder zu aktivieren? Ohne diesen Roboter hatten sie keine Chance, je vom Mars wieder wegzukommen. Sie mussten dort oben verdursten, verhungern und im Marswinter erfrieren.

Diese Gedanken setzten den wartenden Eltern zu. Jeder der vier wusste, dass alle ähnliche Befürchtungen hegten. Sie getrauten sich gar nicht mehr, sich gegenseitig anzuschauen.

Plötzlich deutete Lisa Eulerling zum Himmel. „Seht mal!“, rief sie aufgeregt. „Das sieht ja aus wie eine Sternschnuppe. Aber sie verglüht nicht. Das könnten sie sein.“

Recht hatte sie. Die Lichtspur wurde größer und näherte sich schnell. Bald war ein doppelter Strahl auszumachen und wenig später konnte man bereits die vier

Feuerstrahlen der vier Raketen erkennen. Es sah aus wie verirrte Funken von einem Feuerwerk.

Dann ein Zischen, die Feuerschweife senkten sich elegant auf die Wiese herab, man konnte im Halbdunkel die Umrisse von Judith, Till und ihren Rädern erkennen. Nein, die Umrisse der Kinder eigentlich nicht, sondern die ihrer Raumanzüge.

Die Eltern waren übergücklich. Doch sie hielten sich noch zurück. Es war alles gutgegangen, alles. Keine hundert Meter entfernt nahmen ihre Kinder die Helme ab.

Die Erwachsenen hörten Judith sagen: „Hat ja gut geklappt. Ich denke, wir sind auch nicht zu spät. Viel früher sind wir bestimmt nicht erwartet worden. Hatten ja auch keine konkrete Uhrzeit ausgemacht.“

„Seh ich auch so“, meinte Till. „Schnell die Raumanzüge aus, die Raketen abmontiert. In unser Versteck damit und dann radeln wir nach Hause. Nächsten Freitag geht's dann wieder zum Mond.“

Von wegen, dachte Erich Dörfel. Zum Mond geht's so schnell nicht mehr. Das werde ich dem Sohnmann schon schonend beibringen.

Die Kinder brachten ihre Anzüge und die Raketen ins Wäldchen und schoben sie unter eine Hecke. Als sie alles verstaut hatten und sich umdrehten, standen die Eltern vor ihnen.

„Auweia“, entfuhr es Till. „Wieso ...?“

Weiter kam er nicht. Seine Mutter eilte die paar Schritte auf ihn zu, riss ihn an sich und drückte ihn so fest, dass er fast keine Luft mehr bekam.

Judith erging es nicht anders. Sie war total überrascht. Nicht nur, dass die Eltern sie offensichtlich hier erwartet hatten, nein, dass auch die Schimpftirade ausblieb.

So lange, so herzlich, so stürmisch waren beide Kinder von ihren Müttern schon lange nicht mehr gedrückt worden. Doch die Drückerei war noch nicht zu Ende. Die beiden Väter drängelten schon, sie wollten ihre Sprösslinge endlich auch selbst an sich pressen.

Till kam sich fast vor wie in einem Schraubstock – sein Vater drückte ja noch fester zu als seine Mutter. Und auch Judiths Vater ließ es sich nicht nehmen, seine Tochter in die Arme zu nehmen. Er entriss sie fast ihrer Mutter, weil es ihm nicht schnell genug gehen konnte. Als er das Mädchen so nahe bei sich spürte, küsste er sie auf beide Wangen, streichelte ihr über den Kopf und sagte: „Judith, Judith, bin ich froh, dass ich dich wiederhabe.“ Dabei rannen vor Glück ein paar Tränen aus seinen Augen.

Beim Blick in die Runde bemerkte er, dass alle sehr, sehr feuchte Augen hatten – auch die beiden Kinder. Dann sagte er: „So, lasst uns nach Hause gehen. Ich glaube, es gibt einiges zu erzählen. Viel zu erzählen.“

„Ja, lasst uns aufbrechen“, stimmte Erich Dörfel zu. „Die Weltraumsachen habt ihr ja gut verstaut. Die können wir morgen holen. Aber mit nächstem Freitag wieder zum Mond – oder sonst wohin – das wird nichts.“

„Aber ...“, setzte Till zum Protest an.

„Kein Aber, basta. So was will ich nicht noch mal durchmachen.“

„Nu lass ihn doch“, wandte seine Frau ein. „Lasst uns erst mal nach Hause gehen. Ich hab auch mächtig Hunger von der ganzen Warterei.“

„Wie lange habt ihr denn gewartet? Und woher ...?“ Auch Judith konnte ihre Frage nicht beenden.

„Ist doch egal. Wir wussten ja nicht, wann ihr kommt. Wir haben nur gehofft, dass ihr überhaupt kommt. Und falls ihr kommt, das hatten wir vereinbart, gehen wir zu-

sammen zu Dörfels. Denn wir müssen vieles klären“, sagte Judiths Mutter.

Auweia, die Strafpredigt würde also doch noch kommen. „Aber sagt doch schon mal, woher habt ihr erfahren, dass wir mit den Raketenrädern weg sind?“ Judith war doch sehr neugierig.

„Aus dem Fernsehen. Ihr seid ja richtige Stars. Superstars. Weltweit.“

„Hä?“, kam es von beiden Kindern gleichzeitig.

„Wartet mal ab“, entschied Tills Vater, „bis wir zu Hause sind. Ein bisschen sollt ihr ruhig auf die Folter gespannt werden.“

Gut, es war wohl nichts zu machen. Schnellen Schritts strebten alle sechs nach Hause. Nicht ganz, ein Kind lief nicht, ein Mädchen, genauer gesagt. Theo Eulering wollte es sich nicht nehmen lassen, seine Tochter zu schleppen. Doch weit kam er nicht mit ihr. Sie war halt keine fünf Jahre mehr alt, sondern zwölf. Schon nach hundert Metern musste er aufgeben und sie ganz außer Puste wieder absetzen.

Bei Dörfels angekommen stellten die Kinder schnell fest, dass Tills Mutter ein richtiges Festessen vorbereitet hatte. Auf einem ausgezogenen Tisch standen sechs Teller mit Besteck. Tills Mutter eilte in die Küche und stellte den Backofen an.

Dann kam sie ins Wohnzimmer zurück, wo ihr Mann bereits den Fernseher angeschmissen hatte. Er schaltete den Festplattenrekorder ein. Er startete die Aufnahme genau an dem Punkt, wo vor ein paar Tagen die Übertragung angefangen hatte.

Zunächst gab der Fernseher nur einzelne Geräusche von sich, die an Lautstärke zunahmen. Der Bildschirm blieb schwarz. Und dann konnte man Stimmen hören. Ja, es waren menschliche Stimmen.

Videoaufnahmen

Zuerst vernahmen sie eine ganz komische Stimme, irgendetwas nicht menschlich. Doch Judith und Till erkannten schnell, dass es Maxi war, die sprach und die verkündete, dass da ein Lämpchen leuchtet.

Daraufhin erklang ein Gewirr von mehreren Stimmen. Teilweise wie Kinderstimmen. „Wo, wo?“, hörte man jetzt. Die Kinder erkannten ihre eigenen Stimmen. Kurz darauf auch Siggis Stimme, der feststellte, dass bereits mehrere Lämpchen blinkten.

Judith und Till schwante schon, was sie da zu hören bekamen. Es war das Gespräch, das sie geführt hatten, als Till an Spirit die Sonnensegel saubergewischt hatte und daraufhin einige Lämpchen an der Sonde anfangen zu leuchten und später zu blinken.

Wenig später schaltete sich auch Robert in das Gespräch ein, der feststellte, dass Till die Energieversorgung aktiviert hatte. Doch wie kamen diese Aufnahmen auf die Erde?

Plötzlich erschien auf dem Monitor sogar ein Bild. Eine der Kameras sendete wieder Bilder. Sehr viele Bilder, in dichter Abfolge. So konnte man den Eindruck haben, es sei ein Videofilm, der stark ruckelte. Am Anfang war wenig zu erkennen, lediglich eine Bewegung, so als würde eine dicke Dreckschicht von einer verschmutzten Scheibe weggeschwungen. Wie ein Tuch, das von außen ein verklebtes Fenster freischwimmt.

Und wieder Tills Stimme: „Die sind ja kein bisschen verkratzt.“

Das wiederholte sich bei den anderen Kameras, und plötzlich flimmerten Bilder von allen vier über den Bildschirm. Die beiden Hauptkameras waren die 3D-Kameras.

Bei den zwei anderen handelte es sich um die vordere und die hintere Navigationskamera. Auf dem Bildschirm erschienen abwechselnd verschiedene Bildausschnitte. Manchmal zeigte der Fernseher zwei oder drei Abschnitte gleichzeitig. Da konnte man zum Beispiel auf den unteren Füße herumstapfen sehen, und auf den oberen blitzten zur selben Zeit Haarschöpfe auf.

Nun sagte Till: „Am besten schieben wir Spirit mal ein Stück hoch. Der hat sich hier ja richtig festgefahren. Seht mal, hier an den Rädern sind Schleifspuren. Und sie sind fast vollständig eingebuddelt. Der wollte sich bestimmt aus dem Krater rausarbeiten und hat es nicht geschafft. So wie ein Auto, das im Matsch steckenbleibt und abgeschleppt werden muss.“

Die Bilder der Kameras begannen zu ruckeln.

„Vielleicht kann er, wenn die Batterien wieder geladen sind, doch noch ein bisschen auf dem Mars herumfahren“, meinte Till dann.

Judith und Till begriffen, dass Spirit schneller wieder funktioniert hatte als gedacht. Kaum waren die Sonnensegel ausgerichtet, hatte er auch schon ihre Gespräche übertragen, und wenig später, als Till die Linsen frei gewischt hatte, die Bilder.

Ein Weilchen ging das nun so weiter. Judith und Till konnten beobachten, wie sie auf die Suche nach den Spuren der Froschwesen gingen. Nachdem sie ausgeströmt waren, was man gut erkennen konnte, und wieder zurückgekehrt waren, berichteten sie sich gegenseitig, dass sie nichts gefunden hatten.

Robert schlug dann vor, zu Curiosity und den anderen Marssonden zu fliegen.

Die Gruppe bewegte sich nun von Spirit weg.

In einiger Entfernung stand Roberts Raketenauto, in das die fünf einstiegen. Nach einer Weile schossen Feuerstrahlen aus den Düsen. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung und drehte ab nach Nordwesten. Die Übertragung war zu Ende. Niemand im Wohnzimmer der Familie Dörfel sagte etwas. Alle sahen sich nur an, die Eltern die Kinder, die Kinder die Eltern.

Frau Dörfel ging in die Küche und schaltete den Backofen aus. „So, jetzt wird erst mal gegessen!“, befahl sie. Judith und Till hatten nichts dagegen. Sie merkten auf einmal, dass sie großen Hunger hatten.

Und Tills Mutter fuhr etliche Leckereien auf, als Erstes servierte sie eine schmackhafte Kürbissuppe. Die passte zur Herbstzeit.

Derweil ergriff Herr Dörfel das Wort. „Also, lasst es euch schmecken, aber lasst uns gleichzeitig beginnen mit unserer Aussprache. Die Aufnahmen, die ihr da gerade gesehen habt, liefen am Freitag im Fernsehen.“

„Und da wusstet ihr Bescheid“, seufzte Till.

„Ja, da wussten wir Bescheid. Ich war zuerst vollkommen von den Socken und dann stinkesauer. Mir war sofort klar, dass du meine Raumanzüge und die Quarksraketen benutzt hast.“

„Deine Raumanzüge und deine Quarksraketen“, mischte sich seine Frau ein. „Du hast sie Till geschenkt. Also sind es seine Raumanzüge und seine Quarksraketen.“ Dann wandte sie sich an Till. „Ja, dein Papa war sauer. Ihm war erst gar nicht klar, in welcher Gefahr ihr da oben stecken konntet.“

„Nun, nach einem Satz von deiner Mutter hatte ich es aber kapiert. Jetzt bin ich heilfroh, dass ihr wieder hier seid.“ Dann fragte der Vater seinen Sohn aus, wie er darauf

gekommen sei, die Raketen wirklich zu benutzen und zum Mars zu fliegen.

Till erzählte es in groben Zügen, und in der Zwischenzeit tafelte die Mutter weiter auf. Es gab wunderbaren Wildschweinbraten mit Kartoffelklößen und Rotkohl. Währenddessen wechselten Fragen und Antworten einander ab.

Auch Till war neugierig. „Wieso haben uns denn nicht gleich NASA-Mitarbeiter bei unserer Ankunft erwartet und befragt? Jetzt, wo sie die Bilder ausgewertet haben.“

„Die wissen ja nichts von eurer Existenz. Die glauben, das sei eine Fälschung. Oder Spirit würde fehlerhaft arbeiten und spinnen, nach so vielen Jahren Sendepause.“

„Aber wenn das auf der ganzen Welt ausgestrahlt worden ist – uns muss doch jemand erkannt haben!“

„Klar, alle haben euch erkannt“, erklärte Judiths Mutter. „Was glaubt ihr, wer alles angerufen hat: all eure Freunde, die Klassenkameraden, die Lehrer, eure Onkels, Tanten, Cousins und Cousinen.“

„Und keiner hat der NASA was gesteckt?“

„Nein, denen haben wir ja auch weisgemacht, das wären Fälschungen. Ihr wärt auf einer Fahrradtour und in Jugendherbergen unterwegs. Jemand müsste eure Bilder benutzt haben, um die Fälschungen herzustellen.“

„Und die haben das geglaubt?“

„Ja, alle haben es geglaubt. Nur der Schuldirektor, der ließ sich kaum überzeugen.“

Deshalb besprachen die Familien jetzt, was die Kinder über ihre Ferien erzählen sollten. Denn sie würden morgen, am ersten Schultag, von allen Seiten ausgequetscht werden. Also nichts von Quarksraketen und auch nicht von irgendwelchen Trickfotostudios, in denen Marsbilder gefälscht wurden. Sie sollten bei der Version bleiben, sie hätten die Fahrradtour gemacht.

Till hatte Bedenken. „Die wollen doch sicher genau wissen, in welchen Orten und Herbergen wir waren. Und wenn dort jemand nachfragt, dann fliegt das Ganze auf.“

Der Einwand war nicht verkehrt. Also wurde die Geschichte abgewandelt. Die Kinder wollten das Geld für die Herbergen sparen. Stattdessen krochen sie zum Schlafen in verschiedenen Scheunen unter. Die sind ja auf dem Land so gut wie nie verschlossen. Sie legten sich mit ihren Schlafsäcken einfach ins Stroh.

Auf einer Karte suchten sie Ortschaften in der Umgebung heraus, in denen die Kinder angeblich gewesen wären.

Der Hauptgang war beendet. Die beiden Mütter räumten ab. Derweil machte sich Vater Dörfel wieder am HD-Rekorder zu schaffen.

„Willst du uns das nochmal zeigen?“, fragte Till.

„Ich zeig das nicht noch mal. Ihr seht jetzt die Fortsetzung.“ Judith und Till sahen sich fragend an, doch wenig später wussten sie, was Herr Dörfel meinte.

Der Anfang war beinahe so wie beim ersten Mal. Der Bildschirm war dunkel, man hörte nur Stimmen. Dann ein Wischen von hinten über die Mattscheibe, und eine Kamera war freigelegt. Keine Frage, das konnte nur Curiosity sein. Auch hier konnten die Kinder sich nun dabei beobachten, wie sie ihre Suchaktion durchführten.

„Was, verdammt noch mal, habt ihr da eigentlich gesucht?“, fragte Judiths Vater. „Ihr sucht doch was, das sieht man ja. Und ihr meldet ja auch der Reihe nach, dass da nichts war.“

Judith wollte schon zu einer Antwort ansetzen. Leicht würde es nicht sein, das alles zu erklären. Doch Frau Dörfel erlöste sie aus ihren Überlegungen – vorerst jedenfalls.

„Später, jetzt gibt's erst mal Nachtisch. Und dann das dritte Video.“ Sie hatte Mousse au Chocolat aufgefahren und darüber machten sich alle sechs jetzt her.

„Es gibt noch ein Video?“, fragte Till.

„Ja, und als wir das sahen, haben wir richtig Angst bekommen. Wir haben gemerkt, dass etwas schiefgelaufen ist. Wir wussten, wenn ihr das nicht hinbekommen würdet, dann würden wir euch nie mehr wiedersehen.“

„Wart ihr denn nicht sowieso sauer, dass wir euch angelogen haben, mit der Fahrradtour?“ Judith konnte es immer noch nicht glauben, dass ihre Eltern ihnen keine Strafpredigt hielten.

„Ihr habt uns ja nicht angelogen“, sagte ihre Mutter. „Ihr habt ja wirklich eine Radtour gemacht, so wie ihr es gesagt habt. Ihr habt halt nur nicht verraten, dass es auf den Mars geht. Ich glaube, da hätte ich wohl nicht zugestimmt.“

Doch Tills Vater war nicht ganz zufrieden. „Na ja, ordentlich geflunkert habt ihr ja schon, früher, meine ich. Da hattet ihr behauptet, ihr würdet zu den Onkels fahren. Jeder zu dem Onkel des anderen. Wir haben gar nicht nachgefragt, wir haben das einfach geglaubt.“

„Na jaaa, das ist ja so“, erklärte Till. „Der Robert, also der Roboter Robert Robertson, der ist ja so was wie mein Onkel. Und der ist ja auch so was wie Judiths Onkel. Also fuhr ich zu Judiths Onkel Robert und sie zu meinem Onkel Robert.“ Dabei grinste er etwas verschmitzt.

„Da habt ihr euch aber eine schöne Ausrede zurechtgelegt“, meinte Tills Vater. „Als Notlüge will ich das heute ausnahmsweise mal gelten lassen. Es ist ja wirklich ein besonderer Tag. Es kommt mir vor, als wäre mir mein Junge zum zweiten Mal geschenkt worden.“

Dabei strahlte er seinen Sohn an. Der strahlte zurück, drehte sich zu seinem Vater und drückte ihn. Alle waren sehr gerührt.

Daraufhin zeigte Herr Dörfel die dritte Aufnahme. Das Raketenauto kam, wollte landen, wackelte und krachte auf die Seite. Anscheinend war niemand verletzt, alle stiegen aus, nur Robert fehlte. Till machte einen großen Bogen um Spirit und plötzlich hingen Lappen über allen Kameras.

„Die Mühe hätte ich mir auch sparen können“, erkannte Till.

Aus dem Gespräch ging hervor, dass Roberts Akku leer war und dass die Rückkehr der Sternenflieger davon abhing, ob sie ihn laden konnten. Das sollte Spirit mithilfe seiner Sonnensegel machen. Außerdem stellte sich heraus, dass sie die Sonde später brauchten, um das Raketenauto freizuschaukeln. Mit einem Wagenheber hatten sie es schon ein Stück in die richtige Richtung gewuchtet, doch es fehlte der letzte Ruck.

Till steuerte die Marssonde zu dem Auto. Dabei rutschte das Tuch von der Navigationskamera, und man erkannte, wie Spirit auf die Karosserie zurollte. Später sah man auf den Bildern, wie sein Greifarm Sand wegschaukelte. Und dann kippte das Raketenauto tatsächlich in die richtige Position.

Till brachte Spirit zurück, ärgerte sich, dass ein Tuch abgefallen war, glaubte aber sowieso nicht, dass die Sonde schon Bilder zur Erde schicken würde. Trotzdem schlich er in einem großen Bogen zum Auto zurück.

„Wieder umsonst gewesen“, meinte Till.

„Das ist ja nicht so schlimm. Aber was jetzt kommt, das hat mir doch ziemlich die Sprache verschlagen“, sagte Herr Dörfel. „Nach allem, was man gleich sehen kann, bist

du anscheinend selbst geflogen. Es erstaunt mich, wie Robert dir so schnell beibringen konnte, wie man so ein kompliziertes Fahrzeug steuert.“

Judith und Till sahen sich an. Sollten sie es sagen? Die Eltern würden ja noch mal einen riesigen Schrecken kriegen. Doch was sollte es? Schluss mit der Lüge.

„Niemand hat Till irgendetwas beigebracht. Er hat sich alles nur abgeguckt.“ Jetzt sahen sich die Eltern entsetzt an.

„Da krieg ich ja jetzt im Nachhinein noch einen Riesenschreck“, stöhnte Tills Mutter auf. „Gut, dass ich nicht dabei war. Ich glaube, ich wäre gestorben. Aber warum hast du das denn gemacht?“

Da berichteten die Kinder, dass Roberts Akku plötzlich leer war. Irgendwie mussten sie ihn ja laden. Und am Ladegerät im Auto waren die Kontakte abgebrochen. Die einzige elektrische Energiequelle war halt Spirit. Und Till sagte, dass er ganz fasziniert davon war, wie Robert sein Auto steuerte. Jeden Handgriff hatte er sich gemerkt, und im Geiste war er schon hundertmal damit geflogen.

Das bestätigte Judith. Sie erzählte, nachdem sie zum ersten Mal mit dem Mondauto geflogen waren, hätte Till ja nach der Rückkehr auf die Erde am liebsten nichts anderes mehr spielen wollen.

„Schön und gut“, sagte Herr Dörfel. „Ich bin wirklich heilfroh, dass ihr wieder hier seid. Dass ihr das Abenteuer überlebt habt.“ Für ihn war eigentlich alles geklärt. Die Kinder waren wieder da. Es war ausgemacht, was sie ihren Mitschülern und Lehrern sowie ihren Freunden erzählen sollten.

„Für heute war's das, glaube ich. Es interessiert mich natürlich schon, wie das da oben aussieht, auf dem Mars. Doch euren Bericht darüber können wir uns ja für morgen

Abend aufheben. Morgen ist ja auch noch ein Tag. Es ist auch ganz schön spät geworden.“

Er ahnte noch nicht, dass es noch viel später werden sollte an diesem Abend.

„Aber eines muss ich dir doch noch sagen, mein lieber Sohnmann. Hätte ich gewusst, was du mit den Raumanzügen und den Quarksraketen machst, dann hätte ich sie dir nie und nimmer gegeben.“

Bericht von den Sternpiraten

Ist vielleicht ganz gut so, dass du sie mir gegeben hast. Sonst würden wir alle bald nicht mehr leben. So haben wir wenigstens noch eine Chance.“

„Was soll denn der Quatsch jetzt?“, fragte sein Vater und wirkte leicht gereizt.

„Der Mond wird gesprengt“, erklärte Till kurz.

„Aha, der Mond wird gesprengt.“ Jetzt war Herr Dörfel wirklich sauer. Und selbst seine Frau, die Till sonst immer in Schutz nahm, sah ihn böse an.

„Doch, wirklich“, unterstützte Judith ihren Freund. „Der Mond soll gesprengt werden.“

„So ein Quatsch!“, fauchte ihre Mutter sie jetzt an. „Judith, hör auf. Für heute reicht es. Ich glaube, ihr müsst dringend ins Bett. Bei euch gehen wohl jetzt im Nachhinein sämtliche Sicherungen durch. War wohl doch etwas viel für euch das Ganze.“ Sie hielt kurz inne und fragte dann aber doch nach: „Und wer, bitte schön, soll denn den Mond sprengen?“

„Die Sternpiraten.“ Tills Vater lachte laut auf. „Das wird ja immer schöner. Sternpiraten, ha. Ihr habt wohl zu viel Science-Fiction gelesen. Und diese Sternpiraten, die haben euch Naseweisen von der Erde gesagt: ‚Hört mal, wie sprengen euern Mond‘, ja?“

Judith holte ihr Handy hervor. Sie suchte kurz darauf herum, dann hatte sie die Steintafel mit der Inschrift auf dem Display.

„Die haben uns nichts gesagt. Wir haben das zufällig entdeckt. Hier auf dieser Steintafel.“

Sie zeigte das Handy herum. Die Eltern betrachteten das rostrote Felsstück mit der eingeschlagenen Inschrift.

Es sah so ähnlich aus wie ein mit Schriftsymbolen bedeckter Stein aus dem alten Ägypten. Seltsame Zeichen waren das, aber jedenfalls keine Hieroglyphen.

Der Anblick ließ die Erwachsenen verstummen. Dieses Bild strahlte eine Faszination aus, der sie sich nicht entziehen konnten.

„Und das stammt vom Mars?“, fragte Tills Vater jetzt nach. Er war wieder ganz ruhig, aber nur kurz.

„Ja, den hat Judith bei unserer Notlandung entdeckt.“ Das Wort Notlandung versetzte den Vater wieder in helle Aufregung, und nicht nur ihn.

Nun kam also auch diese Geschichte zur Sprache. Dass Tills Raumhelm anschließend zertrümmert wurde, das behielten die Kinder erst einmal für sich.

Dann berichteten die beiden, wie Bieber diese Inschrift entziffert hatte. Dass es ein Lied war, das Lied der Sternpiraten. Doch vorher mussten sie erklären, wer oder was Bieber war. Judith erzählte den Eltern, dass sie zuerst die dritte Strophe entdeckt hatten, und spielte diese vom Handy ab.

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

*Ist alles dann im Grünen,
schwingen wir die Gerte.
Die schweren Wühlmaschinen,
sie graben durch die Erde.*

*Mit unserem Geräte
wird alles klein gebackt,
auch Dörfer, ganze Städte,
und die Trümmer eingepackt.*

*Wir nehmen, was wir brauchen,
das ist so wunderschön.
Der Rest, der soll verrauchen,
kann in Flammen aufgeb'n.*

*Wir nehmen, was der Mensch so hat,
Gold, Plastik, Silberknollen,
und vor allem Honig satt,
das ist es, was wir wollen.*

*Wann ist's so weit, ist's denn so weit?
Das teilen wir euch mit;
die letzte Strophe hält's bereit
in diesem alten Lied.*

*Gemeinsam schlagen wir dann zu,
nur uns kann man nicht schaden.
Gern gehören wir dazu,
wir sind die Sternpiraten.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

Es verschlug den Erwachsenen die Sprache. Sie wollten eigentlich nicht glauben, was sie hörten. Sie wussten nicht

recht, was sie damit anfangen sollten. Als Spinnerei konnten sie das Wort Sternpiraten nun nicht mehr abtun.

Nach einer Weile äußerte Herr Dörfel: „Till, ich muss mich bei dir entschuldigen. Ich dachte, du wärst durchgedreht, als du anfingst vom Mondsprengen und von Sternpiraten zu reden. Was habt ihr denn danach gemacht?“

Nun erzählten die Kinder abwechselnd, dass auch Robert schnell der Ansicht war, dass hinter der gefundenen Strophe sehr Ernstes stecken konnte. Ihnen war klar, dass sie weitere Strophen suchen mussten. Sie reisten also nochmals zum Mars. Das dauerte mit dem Mondauto allerdings viel länger als mit den tollen Quarksraketen. Dafür bot aber Roberts Fahrzeug für alle genug Platz. Siggie und Maxi sollten ja auch mitkommen. Siggie mit seinem super Geruchssinn und Maxi mit ihren Vorahnungen, die manchmal sehr nützlich sein konnten. Und ein Roboter auf einem Fahrrad, das wäre nicht gut gegangen.

Nun wussten die Eltern, wonach der seltsame Trupp auf dem Mars gesucht hatte. Und sie freuten sich mit den Kindern, dass die Marsfahrer nach all den Schwierigkeiten alle sechs Steinplatten mit den Inschriften gefunden hatten.

Sie ließen sich nun alle anderen Strophen vorspielen. Die letzte endete mit den Versen:

*Die Zeit dazu wird kochen,
wir sitzen auf Titan,
dann zünden wir die Bomben
und folgen unsrem Plan.*

*Gekommen ist die richtige Zeit,
wenn Sonne, Mond und Erden
plus Saturn, die Kleinigkeit,
zu einer Linie werden.*

*Die Bomben, unsre tollen,
die machen uns dann reich,
und falls wir Honig hollen,
ist alles sonst uns gleich.*

*Wir sind die alten Sternpiraten,
wir kämpfen besser als Soldaten.
Wir werden immer Sterne kapern,
drum kann es uns an gar nichts hapern.*

„Eine Linie“, überlegte Herr Dörfel. „Also ähnlich wie bei einer Mondfinsternis. Da stehen Sonne, Mond und Erde in einer Linie. Nun kommen hier zwei weitere Himmelskörper hinzu, Saturn und einer seiner vielen Monde, der Titan. Das wird nicht so oft vorkommen.“

„Das kommt genau in 41 Tagen vor, das nächste Mal in 16 000 Jahren“, sagte Till.

Seiner Mutter fiel die Schüssel aus der Hand, die sie gerade vom Tisch genommen hatte, um sie in die Küche zu bringen. Ihrem Mann blieb der Mund offen stehen und Judiths Eltern wurden schreckensbleich.

Als käme sie aus einer Schockstarre wieder zu sich, rührte sich Frau Dörfel nun wieder und besah die Scherben auf dem Boden. „Jetzt eine Schüssel. Und bald liegt hier alles in Scherben.“ Sie setzte sich auf ihren Platz und stützte ihren Kopf mit den Händen ab.

„Das ist ja grässlich“, stieß Judiths Vater hervor. „Wie hat denn Robert darauf reagiert?“

„Der will Wachposten aufstellen“, erklärte seine Tochter. „Er will die freundlichen Steckmücken überreden, mitzumachen. Das heißt, zu überreden braucht er sie nicht, meinte er. Denn wenn den Sternpiraten nicht Einhalt geboten wird, sind ja alle verloren.“

Judith und Till mussten ihren Eltern gar nicht mehr erklären, wer die freundlichen Stechmücken waren. Das hatten die Kinder längst erzählt. Und Frau Eulerling hatte sogar alles aufgeschrieben. Ein ganzes Buch war es geworden, der Abenteuermond. Nur hatte niemand den Kindern geglaubt. Doch diesmal glaubten die Erwachsenen den Kindern alles. Und es sah schlimm aus für sie. Für die gesamte Menschheit. Und auch für die Mondwesen.

„Eines verstehe ich nicht“, meinte Herr Dörfel. „Womit wollen die Piraten den Mond denn sprengen? In achtzehn Teile zerbersten lassen? Mit Atombomben geht das nicht. So schrecklich die auch sind. Deren Kraft reicht nicht aus. Die würden den Mond nicht zerstören können. Die Sternpiraten müssen also noch viel verheerendere Bomben haben.“

Nachdenklich hielt er inne. „Ich denke, wir dürfen niemandem etwas davon sagen. Man wird uns für verrückt erklären. Morgen frage ich einen Kollegen. Der kennt sich aus mit Kernphysik, das ist sein Spezialgebiet. Ich werde so tun, als würde ich mir einfach nur mal so Gedanken machen. Ihr fliegt wieder zum Mond und unterstützt Robert, so gut ihr könnt.“

Dabei sah er Judith und Till fest an, und dann schaute er fragend zu seiner Frau und Judiths Eltern.

„Vorhin hast du noch gesagt, die Kinder dürfen nie mehr auf den Mars. Und auf den Mond. Die Raketenräder wolltest du ihnen abnehmen“, erinnerte ihn seine Frau.

„Die Situation hat sich gewaltig geändert. Am liebsten würde ich selbst mit rauffahren. Doch wird es eine Weile dauern, bis ich noch mal unauffällig Quarksraketen abzweigen kann. Und für Erwachsene müssen es ja auch größere sein.“

„Das wird aber auffallen, wenn wir morgen nicht in der Schule erscheinen“, wandte Judith ein, so gerne sie auch wieder auf den Mond wollte. Am liebsten mitsamt ihren Eltern. „Da machen wir uns doch erst recht verdächtig“, ergänzte sie.

Dieser Überlegung stimmten die anderen zu. Robert erwartete die Kinder sowieso nicht vor Freitagabend. Sie sollten die Woche über ganz normal in die Schule gehen. Alle miteinander sollten versuchen, in dieser Zeit irgendeine Idee zu entwickeln, was man gegen die Mondsprengung unternehmen könnte. Zuerst musste man aber unbedingt wissen, um was für einen Sprengstoff es sich überhaupt handelte, den die Piraten benutzen wollten.

Falls es notwendig würde, sollten die Kinder die Woche drauf aus der Schule beurlaubt werden. Doch da protestierte Judiths Mutter: „So einfach kann man kein Kind aus der Schule herausnehmen. Da muss es schon triftige Gründe geben.“

„Notfalls muss der Kinderarzt ein Attest ausstellen“, war die Idee des Vaters. „Unsere Tochter ist dann schulunfähig. Das ist ja nicht einmal gelogen. Wer hat denn schon die Nerven, dem Unterricht zu folgen, wenn er weiß, dass der Mond gesprengt wird?“

Das sahen alle anderen genauso. Und es war ja nur eine Möglichkeit für den Notfall. Jetzt schien es so, als wäre im Moment nicht mehr zu tun und zu besprechen.

„Um Gottes willen“, stieß Frau Eulerling plötzlich aus, als sie auf ihre Uhr sah. „Es ist halb zwei. Höchste Eisenbahn.“

Höchste Eisenbahn war es. Höchste Eisenbahn fürs Bett und höchste Eisenbahn, den Sternpiraten das Handwerk zu legen. Die erste Eisenbahnfahrt war einfach. Sie führte direkt in die Schlafzimmer der Eltern und in die Bet-

ten der Kinderzimmer. Mit der zweiten Eisenbahnfahrt verhielt es sich komplizierter. Nichts wusste man von dieser Reise – wohin die führen würde und ob man sie heil überstehen würde.

+++

Die Nacht war kurz, sehr kurz. Auch für Papa Dörfel. Die halbe Nacht lag er wach und grübelte. Und kam doch zu keinem Ergebnis.

Sollte man nicht doch die Polizei benachrichtigen? Oder den Geheimdienst? Oder die NASA? Aber was konnten die tun? Die brauchten doch Monate, um überhaupt Vorbereitungen zu treffen. Er müsste bekannt geben, dass sein Institut über Raketen mit Quarksantrieb verfügt. Das war ein strenges Betriebsgeheimnis.

Nein, schweren Herzens musste er sich dazu durchringen, seinen Sohn nochmals auf den Mond zu schicken und zu hoffen, dass er Robert helfen konnte, die Sprengung zu verhindern. Aber durfte er zulassen, dass Judith Eulerling wieder mit hinauffuhr? Sein Sohn hatte sie da in etwas hineingerissen, was er eigentlich nicht verantworten konnte. Doch waren die beiden ein so gutes Team, sie konnten sich anscheinend gegenseitig unterstützen und helfen. Und wenn Robert keinen Erfolg hatte, dann waren sie sowieso alle miteinander verloren.

Und eine zweite Frage quälte Erich Dörfel. Wie sollte das denn gehen, die Sprengung des Mondes? Er fand keine plausible Erklärung. Alles, was es bisher an Sprengstoffen gab, hatte viel zu schwache Sprengkraft. Aber Manne Rügen, den wollte er fragen. Das war der Kollege aus der Abteilung Kernphysik.

Als der Wecker klingelte, war Tills Vater gerade für zehn Minuten in Tiefschlaf gefallen. Er hörte das Gerät nicht, seine Frau musste ihn rütteln und schütteln, um ihn wach zu bekommen. Zerschlagen machte Herr Dörfel sich fertig, trank eine Unmenge Kaffee und frühstückte überhaupt nicht. Till, fand er, war erstaunlich munter.

Der Kollege

Auch in der Firma konnte Herr Dörfel kaum abschalten. Er war ziemlich fahrig und versuchte nur, bis zur Mittagspause durchzuhalten. Zum Glück hatte er heute keine allzu komplizierten Aufgaben zu verrichten, so dass es niemandem auffiel, wie unkonzentriert er war. War er froh, als er endlich in die Kantine gehen konnte! Er suchte sich Lasagne nach Art des Chefs aus und setzte sich zu Manne. Zum Glück saß niemand anders an dem Tisch.

„Na, ist dein Marsonaute wieder heimgekehrt?“ Das sollte natürlich ein Scherz sein, doch Herrn Dörfel fiel fast das Tablett aus der Hand.

„Wie ...?“

„Nun tu nicht so. Ich kenne doch deinen Sohn. Der war doch die ganze Woche dauernd im Fernsehen. Hat ja die ganze Welt veräppelt mit seinen Marsbildern.“

„Ist doch alles Quatsch“, entgegnete sein Vater. „Der hat eine Radtour gemacht. Ganz normal, was Jungs so tun in den Ferien.“

Vorsichtig versuchte Tills Vater, das Gespräch auf das Thema zu lenken, das ihn eigentlich interessierte.

„Sag mal, du liest doch auch Science-Fiction.“

„Jau.“

„Kennst du diesen alten Schinken von Neal Stephenson, Amalthea heißt der auf Deutsch?“

„Hab davon gehört. Hab ihn aber nicht gelesen. Glaube auch nicht, dass ich ihn lesen werde. Der soll ja unglaublich lang sein. Wie ist er denn?“

„Ich habe ihn auch noch nicht gelesen. Es geht aber in der Hauptsache darum, dass der Mond explodiert. Und

das ist etwas, was mich ganz einfach beschäftigt. Glaubst du, dass es möglich wäre, den Mond zu sprengen?“

„Nö. Komische Frage. Das weißt du doch selbst. Da reicht die Kraft aller Atombomben nicht aus, die wir hier auf der Erde haben. Und wenn man tausendmal so viele baut, dann ist das immer noch nicht genug.“

„Ist doch klar. Geht ja auch um die Vorstellung, ob so was denkbar wäre. Die Fantasie, wie es möglich wäre.“

„Trotzdem, bei aller Fantasie. Ich kann ich mir das nicht vorstellen.“

„Kannst du dir denn irgendetwas anderes mit großer Sprengkraft vorstellen außer Atombomben? Nehmen wir mal an, du kannst aus all den vielen Kernteilchen irgendeines nehmen und daraus eine Bombe bauen. Nur rein theoretisch, nur als Fantasiegebilde.“

„Nein, nein und nochmals nein! Und jetzt lass dir mal deine Lasagne schmecken. Die ist ja bestimmt schon kalt. Guten Appetit.“

Pech gehabt, sagte sich Herr Dörfel. Das Pastagericht war wirklich fast kalt, aber auch warm hätte es ihm nicht sonderlich geschmeckt.

Ein bisschen mehr Erfolg hatten Judith und Till. Sie wurden, wie erwartet, mit Fragen überhäuft. Judiths Klassenlehrerin änderte sogar ihren Unterrichtsstoff und sprach über Fälschungen in der Kunst, auf Fotos und im Film. Sie glaubte der Schülerin voll und ganz und nahm die Aufregung um die Marsbilder als Ausgangspunkt für diese Stunde. Trotzdem schickte sie Judith in der großen Pause zu Direktor Maier, weil der auch noch ein paar Fragen hätte.

Herr Maier fragte nicht nur. Es wurde ein regelrechtes Verhör. Als hätte Judith ein Verbrechen begangen. Ganz genau erkundigte er sich danach, was sie in den Herbstferien gemacht hätte. Penibel ließ er sich die Strecke beschreiben, die sie angeblich mit Till mit dem Rad abgefahren wäre. Präzise wollte er wissen, in welcher Scheune sie übernachtet hatten. Er gab nicht eher Ruhe, bis Judith alles haarklein berichtet hatte. Es war nur gut, dass sie diese Strecke so genau besprochen hatten. Doch er wollte noch mehr wissen. Ob sie eine Digitalkamera hätte. Ob sie mit Photoshop umgehen könnte. Ob sie irgendein Fotostudio kennen würde. Ob irgendjemand schon einmal Trickaufnahmen mit ihr oder von ihr gemacht hätte.

Das alles konnte Judith guten Gewissens verneinen.

„Und wie kommt es dann, dass du die ganze Zeit auf den angeblichen Marsbildern zu sehen warst?“

„Das weiß ich doch nicht. Entweder habe ich eine Doppelgängerin oder jemand hat eigenmächtig meine Bilder benutzt.“

Die große Pause war um, als Maier sie endlich gehen ließ. Pausenlos hatte er sich Notizen gemacht.

„Jetzt konnte ich nicht mal meine Stulle essen“, maulte Judith.

„Gut, iss deine Stulle. Du darfst zehn Minuten später in den Unterricht gehen. Ich regele das mit deiner Lehrerin.“

Doch darauf verzichtete Judith. Sie stand jetzt schon vollkommen im Mittelpunkt des Interesses. Sie wollte nicht noch mehr auffallen durch Sonderbehandlung.

Nach der Schule ging sie mit Till nach Hause. Eigentlich wollte sie dringend mit ihm reden, doch beide wurden von einer ganzen Schar Schüler umringt. Komischerweise meinten sie alle, sie müssten heute zufällig den gleichen Weg gehen, weil sie noch irgendetwas besorgen wollten. Und dabei löcherten sie Judith und Till ständig mit Fragen. Das war ja beinahe schlimmer als das Kreuzverhör des Direktors.

So konnten sich die beiden erst am Nachmittag ungestört unterhalten. Till war in einer anderen Pause beim Direktor Maier gewesen. Genau die gleichen Fragen wie Judith hatte er ihm gestellt. Nun hofften beide, dass sie auch das Gleiche gesagt hatten.

Außerdem waren sie gespannt, was Tills Vater in seinem Institut erfahren hatte. Sie konnten kaum erwarten, dass er zum Feierabend heimkam. Doch die Enttäuschung war groß, als er endlich eintraf. Er konnte nur berichten, er glaube, dass sein Kollege ihn wahrscheinlich für verrückt erklären würde, sich solche Gedanken zu machen.

Bis Freitag hatte die Aufregung ihrer Mitschüler schon sehr abgenommen. Kaum einer hakte noch nach wegen der Marsbilder. Nach der Mittagspause aber wurden Judith und Till nochmals gemeinsam zum Direx bestellt. Sie kamen sich vor wie Angeklagte, die vor dem Richter saßen. Denn er holte seine Aufzeichnungen heraus und warf

ihnen vor, es gäbe eine Diskrepanz. Sie hätten ihn anscheinend angelogen.

„Eine Disko – was?“ Judith ließ sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

„Eine Diskrepanz. Unstimmigkeit bedeutet das. Könnt ihr euch schon mal merken. Also Judith“, fuhr er fort, „du hast gesagt, ihr seid von Honigsburg nach Zuckerratt geradelt. Du aber, Till, hast gesagt, ihr seid von Honigsburg aus nach Karamellien geradelt. Wie erklärt ihr euch die Diskrepanz?“

Die Kinder sahen sich an. „Meinetwegen sind wir auch nach Karamellien gefahren“, gab Judith etwas genervt von sich. „Das ist mir eigentlich schnuppe. Ich hab doch kein Tagebuch geführt. Wir sind bestimmt durch dreißig Ortschaften gekommen. Das geht einem nach ein paar Tagen schon ein bisschen durcheinander.“

„Geht mir genauso“, pflichtete Till ihr bei. „Vielleicht war’s auch Zuckerratt. Haben Sie eine Fahrradkarte da? Vielleicht kann ich mich dann erinnern.“ Direktor Maier ging zum Regal und zog eine Karte heraus. Derweil stieß Till Judith an und machte mit der Hand eine Bewegung, mit der er rechts herum andeutete.

Der Direktor breitete die Karte vor den Kindern aus. Danach schickte er Till vor die Tür. Judith sollte sich anhand der Karte nun entsinnen, ob sie in Zuckerratt oder Karamellien waren. Sie suchte auf der Karte Honigsburg und ihren Weg bis dorthin. Wenn sie in diesem Ort rechts abgebogen wäre, dann wäre sie in Karamellien gelandet. Sie deutete auf die Karte und sagte:

„Ja, ich erinnere mich. Hier sind wir rechts abgebogen und dann nach Karamellien gekommen.“

Nun musste sie rausgehen und Till zum Direx schicken. Nach kurzer Zeit wurde sie wieder hereingerufen,

und anscheinend war Maier endlich zufrieden. „Ich muss euch wohl glauben“, sagte er. „Die Diskrepanz hat sich geklärt.“ Er entschuldigte sich sogar für seine Befragung und meinte, das alles sei ihm doch sehr, sehr merkwürdig vorgekommen. Zumal er all die Marsunternehmungen sehr genau verfolgt hatte. Er sei nun mal von Raumfahrt und Raumforschung absolut fasziniert und lasse sich keinerlei Neuigkeiten entgehen. Und er konnte sich einfach nicht erklären, wie diese Bilder zustande kamen. Aber da sei er ja nicht der Einzige. Das wüssten selbst alle Fachleute immer noch nicht.

Beobachtungsposten

Tills Vater konnte es kaum erwarten, dass sein Sohn aus der Schule kam. Er wollte, dass er und Judith sich so schnell wie möglich wieder zum Mond aufmachten. Mit Eulerings hatte er sich abgesprochen und ihnen angeboten, dass Till auch alleine zu Robert fliegen könnte. Er wollte nicht, dass ihre Tochter in etwas Schlimmes hineingezogen würde. Doch die Eulerings hatten entgegnet, sie würde doch nicht in etwas Schlimmes hineingezogen, sie steckten schon alle zusammen in einer schlimmen Situation.

So kam es, dass beide Elternpaare die Kinder zu dem kleinen Wäldchen begleiteten. Judith diskutierte noch kurz mit ihrer Mutter, weil diese ihr unbedingt Butterstullen für die Reise mitgeben wollte. Das lehnte das Mädchen erst einmal strikt ab. Bei Robert gab es ja alles zu essen, was das Herz begehrte. Doch dann besann sie sich eines Besseren. Hatten nicht Tills Leberwurststullen ihr kürzlich erst das Leben gerettet?

„Gib schon her“, nickte sie schließlich und nahm die Brote an sich.

Vater Dörfel ließ es sich nicht nehmen, die Quarksraketen selbst zu schleppen. Und Tills Mutter trug die Raumanzüge in einer Reisetasche. Doch Vater Eulering bestand darauf, sich dieses Gepäckstück auch noch umzuhängen. Das gehörte sich so für einen Kavalier, meinte er.

Am Versteck baute Tills Vater höchstpersönlich die Raketen an die Räder an und verkabelte sie. „Das können wir doch alleine“, protestierte sein Sohn.

„Ich weiß. Aber lass mich mal. Ich bin einfach ein bisschen beruhigter, wenn ich das mache.“

Bevor die Kinder in die Raumanzüge schlüpfen, wurden sie von ihren Eltern noch einmal heftig umarmt, gedrückt und abgeküsst. Sie herzten sie beinahe noch kräftiger als bei ihrer Rückkehr am Mittwochabend.

„Alles, alles Gute wünschen wir euch.“ Dieser Wunsch wurde mehr als einmal ausgesprochen.

Der Abschied fiel allen nicht leicht, besonders weil es vom Mond aus keine Möglichkeit gab, Kontakt mit den Eltern aufzunehmen. Handys funktionierten nicht über so eine weite Entfernung. Und über die riesigen Antennen, mit denen die Verbindung zu den verschiedenen Mondmissionen aufrechterhalten werden konnte, verfügten nur Raumfahrt-Gesellschaften wie die NASA oder die ESA.

Die Kinder sollten am Sonntag zurückkommen, wenn es auf dem Mond nichts mehr zu tun gäbe, oder sie sollten bleiben, falls es nötig wäre. Die Eltern würden sie in diesem Fall in der Schule krankmelden.

Herr Dörfel trat ein bisschen zurück, stellte sich mitten auf den Weg, schaute nach allen Seiten und rief: „Alles frei hier. Kommt her – und ab mit euch!“

Judith und Till zögerten nicht. Sie schoben ihre Raketenräder auf den Weg. Noch ein kurzer Blick zu den Eltern, dann traten sie in die Pedale, sausten den Hügel hinunter, auf der anderen Seite wieder hoch, rissen am Lenker, so dass die Raketen zündeten. Ein Qualmen, Zischen und Feuerstrahlen folgten. Die Radler rasten davon, hoben ab vom Boden und entschwanden schneller, als es den Eltern lieb war.

Da fuhren sie dahin, ihre Sprösslinge. Was mochten sie diesmal erleben, dort oben, auf dem Mond?

+++

Die Reise klappte wie am Schnürchen. Die Kinder steuerten das Fruchtbarkeitsmeer – das Mare Fecunditatis – und dann den Krater Vendelinus an. Maxi hatte schon geahnt, dass sie kommen würden. Das Empfangskomitee, bestehend aus Maxi, Siggi, Robert und den Schildkröten, begrüßte sie am Höhleneingang. Ohne größere Umstände ging es zu Roberts Behausung und an seinen Küchentisch. Robert wollte auftafeln, doch die Kinder lehnten ab.

„Nicht für uns“, sagte Judith. „Unsere Eltern haben uns nicht ohne Mittagessen losziehen lassen und meine Mutter hat mir noch Stullen für unterwegs mitgegeben.“

„Was sind denn Stullen?“, wollte Kröti wissen.

„Ach, das sind so langweilige Brotscheiben, mit Butter drauf und dann noch Wurst oder Käse. Damit man in der Schule was zu essen hat. Oder auf Reisen.“

„Darf ich mal probieren?“

Judith packte eine Stulle aus und gab sie Kröti. Die biss hinein und sagte: „O, wie lecker!“

Judith schenkte sie ihr, und es war ja völlig klar, dass Schildi auch probieren wollte. Also bekam sie die andere Stulle und verspeiste sie mit Genuss.

Robert hatte geduldig gewartet. „Wissen eure Eltern, dass ihr fort seid?“, fragte er dann. „Und wissen sie auch, wohin ihr unterwegs seid?“

Daraufhin erzählten Judith und Till, dass die Marssoniden ihre Bilder gesendet hatten. Und dass ihre Eltern die Ausstrahlung im Fernsehen gesehen und sofort gewusst hatten, dass die beiden Kinder nicht nur den Mond, sondern auch den Mars bereisten. Sie schilderten die Gespräche, die sie mit ihren Eltern geführt hatten, und berichteten, dass diese ihnen schließlich geglaubt hatten, dass die Sternpiraten den Mond und die Erde bedrohten. Sonst hätten sie sie auch nicht wieder zum Mond reisen lassen. Tills Vater hatte eigentlich sei-

nem Sohn die Raketen gleich abnehmen und in einem Safe in seinem Institut verwahren wollen.

„Nun, das kann ja nur von Vorteil sein, wenn wir weitere Unterstützer haben“, war Roberts Ansicht. „Aber wieso sind denn eure Eltern nicht gleich mit heruntergekommen? Die können sich doch auch Quarksraketen an ihre Räder bauen.“

„Mein Vater hat keine Raketen für Erwachsene. Und er kann auch im Moment keine mehr beschaffen, weil er jetzt in einer anderen Abteilung arbeitet. Doch er hat gesagt, wenn er uns irgendwie unterstützen kann, dann sollen wir es ihn wissen lassen.“

„Er unterstützt uns ja schon, indem er euch wieder herunterfahren ließ. Ich hätte ihn sogar verstanden, wenn er es verboten hätte.“

Dann berichtete Robert, was sich inzwischen auf dem Mond getan hatte. Er hatte eine riesengroße Konferenz einberufen. Als die Mondbewohner von den Plänen der Piraten erfuhren, waren sie geschockt und alle versprachen mitzuhelfen, die Explosion zu verhindern. Zuerst mussten Beobachtungsposten eingerichtet werden. Das übernahmen die freundlichen Stechmücken, ohne mit den Putzarmen zu zucken. Sie waren sogar stolz darauf, dass ihnen diese wichtige Aufgabe zukam.

Hühner und Grünlinge, alle technisch hochbegabt, entwickelten auf die Schnelle funktionierende Mini-Funkgeräte, mit der die Zentrale jederzeit über alle Vorgänge informiert werden konnte.

„Können die nicht auch Funkgeräte bauen, mit deren Hilfe wir Kontakt zu unseren Eltern aufnehmen können?“, fragte Judith. Eine solche Möglichkeit wäre ihr schon sehr lieb gewesen.

„Ich werde einmal sehen, was sich machen lässt“, ließ Robert verlauten. „Für ganz unmöglich halte ich das nicht.“

Sonst allerdings konnten Robert und seine Tiere nicht viel Neues berichten. Es hatte sich noch nichts Entscheidendes getan. Die Mücken schwirrten an den vorgesehenen Bombenlöchern herum, doch dort passierte nichts. Kein Pirat ließ sich blicken. Eine gute Idee, was sonst noch getan werden konnte, um die Piraten abzuwehren, hatte niemand. Am schlimmsten wäre es gewesen, wenn die Bomben schon längst vergraben waren.

Also mussten Judith und Till mehr oder weniger unverrichteter Dinge am Sonntagabend wieder zurück zur Erde fliegen. Ziemlich enttäuscht berichteten sie den Eltern davon, dass es nichts zu vermelden gab. Und es waren noch genau 37 Tage bis zur Explosion. Als die Sprache auf die Beobachtungsstationen der Stechmücken kam, war Theo Eulering allerdings hellauf begeistert und meinte: „Na, das ist doch was. Ein Anfang wenigstens. Ab sofort können die Sternpiraten zumindest an diesen Stellen nicht heimlich irgendetwas anstellen.“

Da hatte er allerdings recht. Bei Judith und Till hob sich die Laune wieder, sie wurden zuversichtlicher. Es war ja wirklich so. Die Mondwesen überließen sich nicht tatenlos ihrem Schicksal.

Viel tat sich auch auf der Erde nicht die Woche über – Schule, Hausaufgaben, die Eltern gingen arbeiten. Kaum jemand sprach Judith oder Till noch auf die Marsfotos an. Jeden Abend versammelten sich die Familien Eulering und Dörfel abwechselnd mal bei diesen, mal bei jenen. Die Eltern und Kinder aßen zusammen, dachten nach und beratschlagten, was man eventuell gegen die drohende Katastrophe unternehmen könnte. Doch ohne dass man

Näheres über das Vorgehen der Sternpiraten wusste, blieb alles reine Spekulation.

Schweren Herzens blieben die Eltern bei dem Entschluss, die Kinder auch an diesem Freitag nach der Schule wieder zum Mond zu schicken. Nur sollten sie äußerst vorsichtig fahren. Sie sollten dort oben Augen und Ohren aufsperrn und Robert kräftig dabei helfen, alles zu unternehmen, um die Sprengung des Mondes zu verhindern. Und alle ärgerten sich, wie die Zeit nutzlos verrann.

+ + +

Am Donnerstag fand das letzte gemeinsame Treffen statt. Es blieben nur noch 33 Tage bis zur Explosion des Mondes. Als Tills Vater an diesem Tag nach Hause kam, strahlte er. Seine Frau bemerkte das sofort und fragte: „Na, haben wir im Lotto gewonnen?“ Das war als Witz gemeint, weil die Dörfels gar kein Lotto spielten.

„Und selbst wenn ich gespielt und auch noch gewonnen hätte, das wär mir völlig egal. Aber ich habe etwas erfahren“, gab er preis.

Till kam neugierig hinzugerannt, doch sein Vater meinte: „Wir können doch warten, bis die Eulerings kommen.“ Lange Gesichter bei Till und seiner Mutter.

„Na gut, ich kann ja schon mal verraten, um was es geht“, gab er nach. „Also, heute in der Kantine kam mein Kollege, der Manne, noch mal zu mir. Ich hatte ihn die ganze Woche nicht mehr getroffen. Er sagte, meine Frage wäre ihm ja am Anfang saublöd vorgekommen. Doch dann hätte sie ihn mehr beschäftigt, als er dachte. Und gestern sei ihm so eine Idee gekommen. Das ist aber wahnsinnig kompliziert.“

Gut, die erste Neugierde war fürs Erste gestillt. Immerhin, eine theoretische Möglichkeit könnte es geben, den Mond zu sprengen.

Higgs-Bomben

Es dauerte auch nicht mehr lange, und Judith trudelte mit ihren Eltern ein. Ein neues Festmahl wurde aufgeföhren. Nachdem jeder von jedem erfahren hatte, dass es ihm gut ging, berichtete Erich Dörfel von seinem Kollegen.

„Der meinte, wenn es eine Möglichkeit dazu gäbe, dann könnte man Higgs-Bomben bauen.“

Sprachloses Erstaunen, fünf offene Münder starrten Herrn Dörfel an. Jeder vergaß das Kauen. Das hörte sich doch eher nach einem Witz an. Nach jemandem, der betrunken ist, einen Schluckauf hat und dauernd ‚Hicks‘ macht.

„Also Papa, ich glaube, du willst uns jetzt veräppeln.“ Till war der Erste, der die Sprache wiederfand. Ihm war es richtig peinlich vor Judith und ihren Eltern, dass sein Vater in einer so ernstesten Angelegenheit einen solchen Schwachsinn von sich gab.

„Gewiss nicht“, widersprach der. „Ich kann euch nicht verdenken, dass ihr vom Higgs noch nie etwas gehört habt. Genau genommen heißt es Higgs-Boson. Es ist benannt nach einem englischen Kernforscher, Peter Higgs. Ich habe ihn auf einem Kongress sogar einmal kennen gelernt. Sehr netter Kerl. Der kann ja auch nichts dafür, dass er so heißt.“

„Nun erzähl schon weiter“, drängte Till. „Und aus diesem Higgs-Bison kann man Bomben bauen?“

„Kann man nicht. Und das heißt Boson, nicht Bison. Higgs-Boson. Also wir, wir hier auf der Erde, wir können das nicht. Aber vielleicht können das ja die Sternpiraten. Die scheinen technisch viel weiter entwickelt zu sein als wir.“

„Was hat es denn mit diesem Boson überhaupt auf sich?“, wollte Judith wissen. „Ich kenne nur Elektronen,

Protonen und Neutronen. Daraus setzen sich alle Atome zusammen.“

„Eine Sorte kennst du auch noch. Das sind die Quarks. Damit fahrt ihr ja seit einiger Zeit zum Mond und neuerdings auch zum Mars. Davon gibt es allerdings sechs Sorten. Und von jeder Sorte drei verschiedene, damit existieren dann schon achtzehn. Und diese alle doppelt, weil es auch ...“

„Nun hör aber auf!“, unterbrach ihn Tills Mutter. „Das interessiert uns doch jetzt überhaupt nicht. Nun erzähl doch mal was von den Higgs-Dingern.“

„Boson“, berichtigte ihr Mann, und sie begann, gefährlich zu knurren.

„Also, die Higgs-Bosonen, die gibt es nicht mehr.“

Wieder ratlose Gesichter. „Und was soll das Ganze dann?“ Langsam schien sich Tills Mutter richtig zu ärgern.

„Higgs-Bosonen haben nur eine ganz kurze Zeit während des Urknalls existiert. Sie haben alle anderen Atomteilchen mit Masse aufgeladen und sind dadurch wieder verschwunden. Ohne die Bosonen würde unser Weltall nicht existieren.“

„Aber wenn sie weg sind, wie kann man denn daraus Bomben bauen?“ Jetzt fragte auch Judiths Vater nach.

„Man kann sie schon erzeugen“, verriet Herr Dörfel. „Das ist aber verdammt schwierig. Das ist auf der Erde nur einmal gelungen. Und zwar in der riesigen Forschungsanlage CERN in der Schweiz. Dort hat man Teilchen in einem kilometerlangen Ringsystem auf wahnsinnige Geschwindigkeiten beschleunigt und dann aufeinanderprallen lassen. Und dabei ist es gelungen, Higgs-Bosonen zu erzeugen. Aber nur ein paar, und nur für Bruchteile von Sekunden. Sie lösen sich ja sofort wieder auf.“

„Also sind sie gar nicht geeignet zum Bombenbauen“, sagte jetzt Frau Eulerling.

„Uns Menschen gelingt das nicht. Jedenfalls noch nicht. Wer weiß, was noch kommt. Auch mein Kollege Manne hat gesagt, dass das für die Menschheit derzeit noch unvorstellbar wäre. Doch wenn man theoretisch mal annimmt, man schafft das, dass in einer Bombe zu einem bestimmten Zeitpunkt massenweise Higgs-Bosonen entstehen, dann dürfte man damit auch den Mond sprengen können. Wenn nicht sogar viel größere Gebilde. Die Erde zum Beispiel.“

„Um Gottes Willen!“, entfuhr es seiner Frau.

„Theoretisch, alles theoretisch. Aber wir sind ja auf der Suche. Ich denke, Judith und Till, ihr teilt Robert diese Idee mal mit. Vielleicht kann er ja etwas daraus machen. Vielleicht nutzt ihm das irgendetwas.“

„Machen wir, ist doch klar“, stimmte Judith sofort zu. „Doch weiß ich immer noch nicht, wieso der Mond dann explodiert.“

Nun schilderte Herr Dörfel, wie sich sein Kollege das vorgestellt hatte. Wenn die Higgs-Teilchen ganz zahlreich in einem Moment entstehen, dann erzeugen sie in ihrer Umgebung riesige Anziehungskräfte. Sie ziehen alles an sich heran. Erde, Steine, Felsen, alles schrumpft zu einem kleinen Ball zusammen. Und im nächsten Augenblick ist die Wirkung schon wieder vorbei. Der zusammengezogene Klumpen dehnt sich in einer irrsinnigen Geschwindigkeit wieder aus und zerplatzt. Wie ein Luftballon, den man zu stark aufpumpt.

Tills Vater hatte auch schon weiter gedacht, seinem Kollegen aber nichts davon verraten. Er hatte sich überlegt, wenn nun die Piraten an achtzehn Stellen auf dem Mond tiefe Löcher bohren, dort ihre Higgs-Bomben hineinversenken und alle gleichzeitig zünden, dann zieht sich der Mond an diesen achtzehn Stellen zusammen. Und dehnt sich danach wieder aus. Und die achtzehn Teilstücke rumpeln anei-

inander und jedes drückt die Nachbarstücke von sich weg, so dass der Mond dann in diese achtzehn Teile zerfällt.

Darüber wurde in der Sechserunde noch lange diskutiert. Der Nachttisch war längst aufgegessen, als sich Judith und ihre Eltern verabschiedeten. Beide Elternpaare hatten sich für morgen Nachmittag frei genommen. Sie wollten ihre Kinder verabschieden vor der nächsten Mondreise.

Noch einmal Schlafen, noch einmal Schule. Irgendwie konnten Judith und Till es kaum erwarten, dass die Zeit herumging. Doch sie ging herum. Bevor sie am Freitagnachmittag das Haus verließen, bat Judith ihre Mutter um die Butterstullen.



Kaum dass die frühe Dämmerung an diesem Abend begann, gingen die Familien zum Wäldchen. Die Väter unterstützten die Kinder beim Flottmachen der Raketenräder und die Mütter halfen ihnen beim Anziehen der Raumanzüge. Der Abschied war wieder herzlich und ein bisschen wehmütig.

Die Väter standen Wache, und als die Luft rein war, riefen sie: „Auf die Plätze – fertig – los!“ Judith und Till traten in die Pedale, so fest und so schnell sie konnten, rasten den Berg hinunter, dann die Senke hinauf und rissen die Lenker hoch. Die Raketen zündeten und trugen sie bald in die Höhe und in die Ferne.

Auch diesmal stand Robert mit seinem Empfangskomitee am Höhleneingang schon bereit. Kaum dass man sich begrüßt hatte, lobte der Roboter die Eltern, dass sie ihre Kinder so bereitwillig weiterhin zum Mond fliegen ließen.

„Ja, und mein Vater hat sogar etwas herausgefunden“, gab Till die Neuigkeit preis. „Er hat sich mit einem Kolle-

gen besprochen, einem Kernphysiker. Der war der Ansicht, die Mondsprengung könnte mit Higgs-Bomben gelingen.“

Nun mussten die Kinder ihren Mondfreunden erklären, was es damit auf sich haben könnte. Robert meinte schließlich, ja, er halte das für möglich. Aber er wollte noch wissen, ob dieser Kernphysiker jetzt auch über die Sternpiraten Bescheid wüsste. Till erklärte ihm, dass der Vater so getan habe, als würde ihn das nur theoretisch interessieren, weil so etwas in einem alten Science-Fiction-Roman beschrieben sei.

Es war ja nicht zu fassen, aber Robert wusste wirklich nicht, was Science-Fiction ist.

Nachdem er darüber aufgeklärt war, berichtete er, was sich inzwischen auf dem Mond getan hatte. Er führte Judith und Till ins Wohnzimmer, wo in einer Ecke eine Kontrollstation eingerichtet war. Es gab achtzehn Lämpchen und zu jedem ein paar Knöpfe und Regler. Ein Schaubild, das grob die Koordinaten des Mondes zeigte, verriet, welche Lampe auf welche Stelle auf dem Mond verwies. In der Mitte prangte ein großer Monitor. Hier liefen also alle Informationen zusammen, die die Mücken von den achtzehn Bombenstellen schickten.

Gerade als sich der Trupp der Station näherte, blinkte das Lämpchen Nummer eins. Auf dem Monitor erschien die Abbildung des Nordpols des Mondes, und aus dem Lautsprecher drang eine aufgeregte Stimme:

„Ein Raumschiff, ein Raumschiff kommt angefliegen!“

„Wie groß ist es denn?“, wollte Robert wissen.

„So ungefähr, na, womöglich ist es doppelt so groß wie dein Mondauto.“

„Und wie sieht es aus?“

Piraten-Raumschiff

Wie ein Zylinder. Es ähnelt einer großen Blechbüchse. Ohne was dran. Keine Fenster, keine Antennen, nichts.“

„Schade, dass wir keine Kameras installiert haben. Aber wir machen uns gleich auf den Weg. Wie weit ist es denn noch weg?“

„Nicht mehr weit. Es kommt rasch näher. Es steuert wirklich genau auf den Nordpol zu.“

„In Ordnung, wir kommen. Gespräch beendet.“

Niemand musste mehr nachfragen, allen Beteiligten war klar, was sie machen mussten. Eilig strebten sie zum Höhlenausgang, rieben sich mit Sauerstoffstaub ein und schleusten sich aus. Robert holte das Auto aus der Felsgarage, flugs waren alle eingestiegen, und schon ging es los in Richtig Nordpol. Der ist übersät mit einer Menge von Kratern. Einer von ihnen heißt Whipple. Hinter dessen Rand versteckten sich die Mücken.

Robert musste sehr niedrig fliegen, als er sich der Polregion näherte. Es wäre fatal gewesen, wenn die Sternpiraten ihn entdeckt hätten. Dann hätten sie gewusst, dass man ihnen auf die Schliche gekommen war. In den Whipple-Berg hinein-fliegen wollte er nicht, denn der ist 3000 Meter tief. Und damit bestand ein großes Dilemma. Um vom Grund des Kraters an seinen Rand zu gelangen, hätte es eine ewig lange Bergsteigerei für die Freunde bedeutet.

Der Berg ist 500 Meter hoch. Robert landete genau dahinter. Judith, Till, Maxi und Sigggi sprangen schwingvoll aus dem Auto, aber als sie den Kraterrand mühevoll erklimmen hatten, waren sie ziemlich erschöpft. Denn 500 Meter

bergan zu klettern, das kostet viel Kraft, selbst hier auf dem Mond, wo alles nur ein Sechstel des Gewichts der Erde hat.

Als sie sich oben umsahen, waren sie zusätzlich enttäuscht. Vor den Freunden lag der riesige Schlund des Kraters. Die Mücken hielten genau auf der anderen Seite Wache. Sie mussten, um zu ihnen zu gelangen, also den ganzen Kraterrand entlanglaufen. Und das waren fast vierzig Kilometer. Dazu würden sie einen ganzen Tag brauchen, einen Erdentag. Enttäuscht wollten sie sich zurückziehen. Doch dann deutete Judith auf eine Stelle, die zirka zehn Meter erhöht über den Rand hinausragte. Sie schlug vor, dort hinaufzuklettern. Das taten die vier, und von ihrer erhöhten Position aus konnten sie den Nordpol einsehen. Der war aber viel zu weit entfernt, als dass sie irgendetwas Genaues erkennen konnten. Nur ab und zu blinkte etwas auf, so wie Glitzer-Schminke in der Sonne funkelt.

Während ihrer Aktion war Robert stets mit der Zentrale verbunden. Die Schildkröten betreuten dort die Empfangsstationen und konnten Kontakt zu Robert aufnehmen. Die Mücken wiederum nahmen Kontakt zu den Schildkröten auf, und diese leiteten die Durchsagen an Robert weiter. Die Kinder hatten ebenfalls Funkgeräte bei sich. Robert meldete, dass Judith und Till, Maxi und Siggi zurück zum Auto kommen sollten. Die Mücken hätten wichtige Mitteilungen gemacht, und sie seien hier viel zu weit vom Geschehen entfernt, um selbst etwas zu sehen.

Der Abstieg war viel angenehmer, und Judith ließ es sich wieder nicht nehmen, ihre tollkühnen Hopsen zu vollführen, obwohl die Situation alles andere als entspannt war.

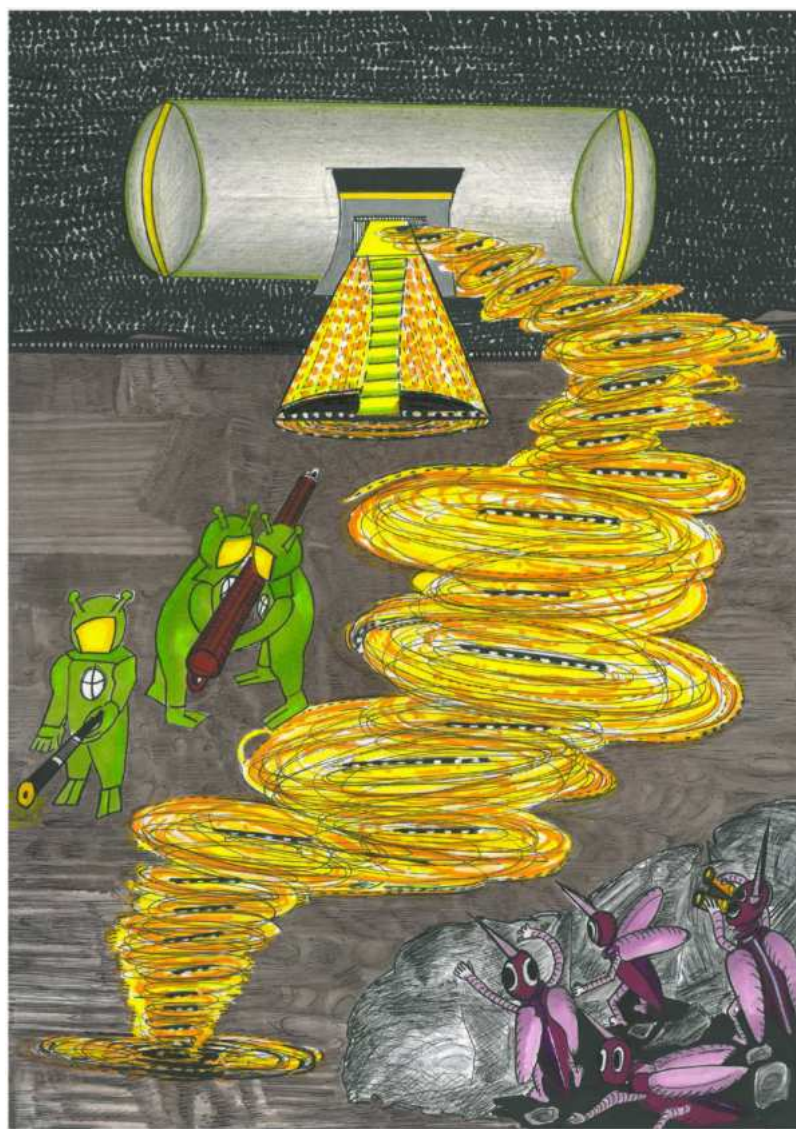
Im Auto berichtete Robert von den Mitteilungen der Mücken. Einige von ihnen hatten sich nach der Sichtung des Zylinders sogleich zum Nordpol aufgemacht. Das

fremde Raumschiff landete direkt daneben. Die Mücken beobachteten, wie sich ein Teil der Büchsenwand öffnete. Das Teil klappte einfach nach unten, die Innenseite bestand aus einer Treppe. Kurz darauf stiegen drei Raumfahrer aus. Sie markierten eine Stelle im Boden. Dann strömte aus dem Raumschiff ein Schwarm winziger Funken. Der flog genau zur markierten Stelle und bildete dort eine Feuerstange. Die vielen Funken konnten sich zu vielen verschiedenen Formen zusammenschließen. Ähnlich wie ein Schwarm Fische das tun kann.

Es bildete sich sodann eine Spitze aus wie bei einem riesigen Bleistift. Dieser senkte sich nun auf den Boden und wirbelte dort Staub auf. Die Spitze versank schnell in der Tiefe, bis der ganze Stift von der Oberfläche verschwunden war. Die Raumfahrer, ein bisschen größer als Robert, aber deutlich breiter, schauten zu. Die ganze Zeit stiebte Staub aus dem Loch, das dieser Feuerstift in den Mond hineinbrannte.

Nach einer Weile stieg der Stift wieder nach oben. Er löste sich auf, und nur winzig kleine Funken stoben im Vakuum herum.

Die Raumfahrer gingen zurück ins Raumschiff und kamen kurz darauf mit einem länglichen Gegenstand wieder. Der sah sehr nach einer Bombe aus, länglich rund, Halbkugeln an den beiden Enden und hinten eine große, runde Öse. Er musste sehr schwer sein, denn die Raumfahrer schienen sich sehr anstrengen zu müssen, ihn an das Loch zu transportieren. Nun richteten sie die Bombe senkrecht auf, die Öse nach oben. Und als ob die Funken wüssten, was sie tun mussten, formten sie einen Haken, eine Art Seil und so etwas wie ein Dach. Sie sahen nun aus wie ein kleiner Regenschirm, an dem unten die Bombe hing. Es war aber jetzt eher eine große Düse, die die Bombe anhe-



ben konnte. Sie bugsierte sie über die Öffnung des Loches und ließ sie darin herab, glitt mit ihr in die Tiefe.

Nach einer Weile sah man die Funken in Gestalt einer Wolke wieder herausstreben und zum Raumschiff schweben. Die drei Astronauten legten eine Steinplatte über das Loch, schaufelten etwas Mondstaub darüber und zogen sich ebenfalls ins Raumschiff zurück. Kurz darauf starteten sie und verschwanden nach Süden.

Robert lobte die Mücken ausgiebig für ihre gute Beobachtung. Eigentlich war ganz klar, was geschehen war. Die Sternpiraten hatten die erste Bombe versenkt. Ob es wirklich eine Higgs-Bombe war, das wusste niemand. Vielleicht verfügten die Piraten ja auch noch über ganz andere Waffen.

Jedenfalls überlegte Robert nicht lange. Er startete und legte die paar Kilometer zum Nordpol in einer Minute zurück. Schon vom Auto aus konnten alle Mitfahrenden erkennen: Im Mondstaub zeichneten sich die gleichen Spuren wie auf dem Mars ab! Siggi sprang als Erster heraus und sagte nach kurzem Schnuppern: „Das ist die gleiche Witterung wie auf dem Mars. Ich weiß genau, die erinnert mich an was. Möchte bloß mal wissen, woran. Blöd, dass die Piraten durch die Raumanzüge geschützt sind und ich nur einen Hauch ihres Geruchs wahrnehmen kann.“

Es nutzte nichts, wenn er sich nicht erinnern konnte, konnte er sich nicht erinnern.

Robert rollte aus seinem Fahrzeug und wollte das Loch, in dem die Piraten die Bombe abgesenkt hatten, untersuchen. Die Kinder schoben den Staub und die Steinplatte zur Seite. Robert hielt einen Ultraschallsensor über das Loch und schickte einen Ultraschall-Stoß hinein. Mit seinem Sensor konnte er das Echo auffangen und aus der Zeit, bis es eintraf, errechnen, wie tief das Loch war. Ul-

traschall ist auch Schall. Der würde sich auf dem Mond überhaupt nicht ausbreiten. Doch auch hier half der Sauerstoffstaub.

„Achthundert Kilometer. Das ist ungefähr die Hälfte der Strecke bis zum Mondmittelpunkt. Das stimmt schon, wenn achtzehn solche Bomben losgehen, dann kann der Mond in achtzehn Teile zerrissen werden. Erstaunlich nur, wie schnell diese Funkenmaschine das Loch gebohrt hat.“

„Was können denn das für Funken gewesen sein?“, fragte Judith.

Till hatte eine Idee. „Vielleicht sind das ferngesteuerte Mini-Raumschiffe oder Raketen, die sich zu einem großen Gerät zusammenschließen können.“

„So etwas in dieser Art kann gut möglich sein“, bestätigte Robert.

Kaum hatte er ausgesprochen, meldeten sich die Schildkröten. Die Mückenbeobachter am Südpol hatten ebenfalls ein Raumschiff gesichtet.

„So schnell schaffen wir es nicht, dorthin zu kommen“, sagte Robert. „Wir können dort auch nichts ausrichten. Unsere Mücken halten sich im Krater Shackleton auf. Der liegt ganz nahe am Südpol. Vor über zwanzig Jahren ist dort mal eine Raumsonde heruntergekracht. Die hatte ich mir einmal angesehen. Anscheinend hatte sie wirklich abstürzen sollen, denn sie besaß keinerlei Schutzvorrichtung. Seltsam, diese Menschen. So viel Geld geben sie aus, und dann lassen sie eine Sonde einfach kaputt krachen. Und das, obwohl die Viking 1 und 2 dreißig Jahre früher heil abgesetzt wurden.“

So flogen die Freunde zurück zur Kommandozentrale, also in Roberts Höhle. Dort meldeten die Mücken, dass ein büchsenförmiges Raumschiff mitten im Shackleton-Krater gelandet und in der Tiefe verschwunden war. Also

nicht genau am Südpol, sondern dicht daneben. Robert wunderte sich nicht so sehr darüber. Denn anscheinend bevorzugten die Piraten Krater, auch wenn die nicht genau an den 45-Grad-Koordinaten lagen. Da mussten sie vielleicht nicht ganz so tief bohren, um die Bomben zu versenken. Komisch nur, dass sie genau den Nordpol gewählt hatten und nicht den Whipple. Die Stechmücken-Spione hätten sie mit Sicherheit nicht entdeckt, klein wie die waren.

Nun überschlugen sich die Ereignisse. Eine Beobachtungsstation nach der anderen meldete Raumschiffe. Die Sternpiraten mussten mit mehreren Gefährten unterwegs sein.

Erst meldete sich Sinus Medii. Das ist genau der Mittelpunkt der Mondscheibe, wie man sie von der Erde aus sieht. Es folgte der Krater Bruce, der 45 Grad westlich davon liegt. Anschließend schlugen die Mücken vom Krater Couder Alarm, der liegt ganz links am sichtbaren Rand, wenn man bei Vollmond von der Erde hinaufschaut.

Die nächste Mitteilung kam vom Krater Vavilov, der erste auf der Rückseite am Äquator des Mondes.

Anscheinend legten die Piraten ihre Bomben in genau der gleichen Reihenfolge ab, wie sie es in ihrem Lied, sechste Strophe, besungen hatten. Lipskiy und Glazenap noch auf der Rückseite, dann kam das Mare Smythii, genau am rechten Rand der sichtbaren Vollmondscheibe. Mit der Rima Messier hatten die Piraten die acht Stationen auf dem Mondäquator abgedeckt.

Nachdem ein Raumschiff seinen Auftrag beendet hatte, zog es anscheinend zur nächsten Stelle. Robert rechnete nach und stellte fest: Es musste sich um drei Raumschiffe handeln. Jedes von ihnen hatte also sechs Bomben an Bord, die es zu versenken galt. Das Raumschiff vom Nordpol war

demnach zu Sinus Medii geflogen, das vom Südpol begab sich anschließend wohl zu Bruce. Und so weiter.

Till meinte: „Wir sollten die Piraten auch einmal selbst in Augenschein nehmen. Die haben ihre Aktion bald beendet. Und dann können wir nur noch überlegen, wie wir die Bomben entschärfen. Wenn wir sie sehen, wissen wir aber mehr über sie und können vielleicht noch andere Vorkehrungen treffen.“

„Aber, mein lieber Freund von der Erde“, widersprach Robert, „du hast doch gesehen, welche Schwierigkeiten es macht, sie zu verfolgen. Wir kommen auf die Schnelle doch gar nicht so nah heran. Und das Raketenauto, das dürfen sie auf keinen Fall entdecken.“

Gum[†]

Doch Till hatte einen Plan. „Wir können doch davon ausgehen, dass der Krater Gum auf der Südhalbkugel als Letztes drankommt. Ich mache mich auf dem Verkleinerungsfeld so klein wie die Stechmücken. Dann bringst du mich mit dem Auto hin. Zwei kräftige Mücken werden es schon schaffen, mich in die Mitte zu nehmen und bis nahe an die Monster heranzufliegen.“

Robert fand den Plan praktikabel. Er stimmte zu. Also: Hin zum Verkleinerungsfeld. Doch Judith protestierte: „Ich lasse Till nicht alleine dorthin. Nie und nimmer. Ich will mich auch verkleinern. Es wird schon noch zwei weitere starke Mücken geben, die auch mich in die Mitte nehmen.“

Sie hätte gar nicht so aufgeregt auf Robert einreden müssen, denn der war sofort einverstanden. Sie machten sich also auf zum Verkleinerungsfeld. Dort taten sie genau das, was man in einem Verkleinerungsfeld eben so macht.

Inzwischen bekam Robert von allen Seiten Nachrichten. An all den vorgesehenen Sprengstellen passierte immer das Gleiche. Das Büchsenraumschiff kam, landete im Krater. Eine Klappe ging auf. Drei Raumfahrer traten heraus, markierten eine Stelle, meist in der Mitte des Kraters. Dann entstieg ein Schwarm leuchtender Punkte dem Raumschiff, formte einen Stift, und der bohrte ein Loch. Die Raumfahrer holten die Bombe, die Lichtpunkte bildeten einen Haken und ein Absenk-Gerät und versenkten die Bombe in der Öffnung. Die Astronauten legten Steine über den Schacht und verschwanden wieder.

Nach den Berechnungen Roberts würde es noch eine Stunde dauern, bis Gum an der Reihe war. Er teilte den

dort postierten Mücken mit, was sie vorhatten, und natürlich waren diese begeistert mitwirken zu können. Die berühmten Erdenkinder in ihre Mitte nehmen zu dürfen, darum rissen sich beinahe alle. Der Kommandant des Spähtrupps wählte die vier kräftigsten aus, und deren Kräfte schienen sich sofort noch zu verdoppeln, so sehr fühlten sie sich geschmeichelt.

Robert landete in der Nähe, setzte die winzige Judith und den klitzekleinen Till ab und verschwand wieder mit seinem Raketenauto, hin zum Krater Hamilton, in dem er sich versteckte, bis die Aktion vorbei war.

Lange mussten Judith und Till wirklich nicht mehr warten. Von Osten näherte sich ein Gegenstand, der bald wie eine große Büchse aussah. Wie eine Katzenfutter-Dose, genau genommen, dachte Judith. Nachbarn hatten eine Katze und manchmal durfte sie diese aus genau so einer Dose füttern.

Das Büchsen-Raumschiff steuerte exakt auf die Mitte von Gum zu. Der Krater war eher flach, wies also keine sonderliche Tiefe auf wie Shackleton am Südpol. Sofort machte sich ein Trupp von zwanzig Mücken auf den Weg dorthin. Zwanzig Mücken und zwei verkleinerte Kinder.

Wieso die Mücken überhaupt fliegen konnten, dort auf dem Mond, im Vakuum? Nun, auch sie benutzten den Sauerstoffstaub. Der ersetzte quasi alle Eigenschaften der Luft. Und er ermöglichte den Mücken auch das Fliegen. Vier kräftige Mücken flogen dicht nebeneinander, und die hielten Judith und Till fest. Niemand wusste, wie lange die Aktion dauern würde, und deshalb wollten die Kinder nicht die während der ganzen Zeit an den Händen festgehalten werden, so wie die Erwachsenen mit ihnen, als sie klein waren, Engelchen flieg gespielt hatten. Das hätte ihnen ja die Arme ausreißen können. Zumindest aber wür-

den ihre Gelenke ganz schön schmerzen. Deshalb hatten die vorausschauenden Mücken für jeden einen Klettergurt mitgebracht, in dem die beiden nun saßen. Sie kamen sich vor wie in einem Kettenkarussell, sehr bequem eigentlich. Nur war das hier kein Rummel, es ging um eine ernste Angelegenheit.

Eine der Tragemücken war Schwirrza, die die Kinder schon von ihrem Mondabenteuer her kannten. Das war damals, als Judith und Till sich zum ersten Mal verkleinert hatten. Sie sollten die Behausung der Mücken auskundschaften und wurden am Eingang gleich von den Wächtern gefangen genommen. Doch Schwirrza hatte die Eindringlinge sogleich erkannt und seinerzeit die Sache geregelt. In ihrer Obhut fühlten sie sich sicher und geborgen. Hier konnte ihnen nichts passieren.

Obwohl die Lage so ernst war, berichtete Till Judith und den Tragemücken etwas über den Krater Gum. Weil der genau auf dem Südpol liegt, bekommt er von allen Seiten immer Sonnenlicht. Dafür herrscht in seiner Tiefe immer Schatten. Außen hell und warm, innen dunkel und kalt. Der ideale Ort für eine Mondkolonie. Die Menschen könnten dort lange leben, sie könnten eine Mondkolonie aufbauen. In der Tiefe des Kraters vermuteten die Wissenschaftler sogar Eis. Das könnte man schmelzen und hätte Wasser. Die Energie dazu würde man über Sonnenkollektoren am Kraterrand gewinnen. In der Kratermitte bräuchte man nur luftdichte Gebäude zu errichten wie in einer Raumstation. Man könnte dort Gewächshäuser bauen und Bauernhöfe, wo auch Hühner, Enten und Gänse gehalten werden konnten. So ließe sich die Versorgung mit Gemüse und Fleisch sicherstellen.

Bei einer kosmischen Katastrophe, wenn zum Beispiel die Erde von einem Kometen getroffen würde, dann

könnte sich ein winziger Teil der Menschheit in diesen Krater retten.

„Das würde ihnen angesichts der Pläne der Sternpiraten überhaupt nichts nützen“, sinnierte Judith. „Im Gegenteil. Sie wären als Erste betroffen, und die Erdbevölkerung würde noch ein bisschen weiterleben bevor der Mondbrocken herunterknallt. Wie lange wäre denn unsere Galgenfrist?“

Darauf konnte Robert keine klare Antwort geben. Er meinte, es gebe halt überhaupt keine Erfahrung mit Higgs-Bomben. Es komme darauf an, ob die Brocken nach der Sprengung mit großer Geschwindigkeit auseinanderstieben, oder ob sie hauptsächlich von der Anziehungskraft bewegt werden. „Der Zeitrahmen, bis einer der Trümmer auf der Erde einschlägt, reicht von einigen wenigen Stunden bis allenfalls zu einem Vierteljahr“, war seine grobe Einschätzung.

Inzwischen war der kleine Mückenschwarm in der Kratermitte angelangt. Sie versteckten sich hinter herumliegenden Mondsteinen und warteten ab. Nicht lange dauerte es, da kam die Blechbüchse angeflogen. Sie landete knappe hundert Meter entfernt von den Mücken. Aus der Nähe betrachtet musste man sagen, dieses Raumschiff war eher fünfmal so groß wie Roberts Auto.

Bald öffnete sich die Landeluke. Drei Raumfahrer stiegen aus, marschierten ein Stück weg von ihrem Schiff und näherten sich den Beobachtern nochmals ein gutes Stück. Trotzdem waren sie so weit entfernt, dass man ihre Gesichter hinter dem Visier ihrer Raumhelme nicht erkennen konnte.

Die Froschwesen markierten wieder eine Stelle auf dem Boden und dem Raumschiff entstieg der Funken-

schwärm. Alles lief genauso ab wie bei den siebzehn vorangegangenen Bohrungen. Die Funken bildeten einen Stift und der drang bald in die Mondoerfläche ein und verschwand in der Tiefe. Derweil schleppten die Astronauten die Bombe aus dem Raumschiff. Das schien Till eine günstige Gelegenheit.

„Schnell, fliegt uns zum Loch“, sagte er zu Schwirrza. „Wir sehen uns die Frösche mal aus der Nähe an – bevor der Stift wieder aus dem Boden kommt.“

Die Mücken packten die Haltegurte von Judith und Till und flogen mit den Kindern auf das Loch zu. Fast gleichzeitig gelangten auch die Raumfahrer wieder dorthin, und die Mücken näherten sich dem Kopf des einen – von hinten, damit er sie nicht sehen konnte.

„Fliegt mal ein bisschen zur Seite“, bat Judith, „damit wir das Gesicht sehen können.“

Die Mücken taten wie geheißen. Zuerst erkannte Judith eine grüne Knubbelnase mit zwei riesigen Nasenlöchern. „Noch ein kleines bisschen weiter nach vorne, und wenn's geht, noch ein bisschen näher.“

Auch der Wunsch wurde erfüllt. Und da bekam Judith einen Riesenschrecken. Sie zuckte zurück, und wäre sie nicht in dem Klettergurt angeschnallt gewesen, dann wäre sie mit Sicherheit hinausgepurzelt. Zu allem Übel klatschte der Raumfahrer mit der Hand gegen seinen Helm, so als wollte er eine Mücke totschiessen, die da um seinen Kopf herumkreiste.

Die Mücken reagierten blitzschnell, doch nicht schnell genug. Schwirrza wurden zwei Beine gebrochen. Doch sie verhielt sich tapfer und schrie nicht mal auf. Stattdessen ergriffen die vier Stechmücken nun die Flucht. Sie hatten genug gesehen. Auch die Insekten hatten die Raumfahrer erkannt.

In Windeseile suchten sie Roberts verstecktes Mondauto auf. Er ließ sie zu sich hereinschlüpfen, dazu musste er das Kabinendach nur einen kleinen Spalt öffnen. Kann ein Roboter neugierig sein? Robert jedenfalls war es.

„Habt ihr etwas herausgefunden?“, fragte er. Die Kinder und die Mücken waren so aufgeregt, dass sie wild durcheinanderredeten.

„Bitte einer nach dem anderen, sonst kann man ja gar nichts verstehen“, meckerte Maxi.

„Wir müssen ins Krankenhaus“, sagte Judith als Erstes. „Die haben Schwirrza zwei Beine gebrochen.“

„Haben sie euch etwa entdeckt?“, stöhnte Siggie.

„Glaube nicht“, vermutete Till. „Doch der eine hat zugeschlagen. War wohl eher eine Reflexbewegung. Sie haben uns jedenfalls nicht weiter beachtet. Keiner hat uns verfolgt. Aber hätten die Mücken nicht so prompt reagiert, wären wir jetzt alle am Monsterhelm zerquetscht.“

„Wie – Monsterhelm?“, wollte Maxi wissen. „Was sind denn das für Monster? Ich denke, die Sternpiraten sind Frösche.“

„Ja, das haben wir auch gedacht“, erklärte Judith. „Aber es sind die Monster. Die gleichen Wesen wie Grummel. Grünlinge.“

Kann ein Roboter baff sein? Robert konnte es. Das musste er erst einmal verdauen.

Als Erstes meldete sich Siggie zu Wort: „Na klar, diese Witterung. Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Die Rückseitenmonster. Dieser Geruch war es, den ich die ganze Zeit gerochen hatte. Und bin nicht darauf gekommen. Was war ich nur für ein Esel.“

Doch Robert nahm ihn vor sich selbst in Schutz. „Die steckten doch in Raumanzügen. Der Plastikgeruch hat den Eigengeruch fast vollkkommen überdeckt. Es ist schon ein

Wunder, dass du überhaupt etwas von den Wesen riechen konntest. Und das hast du gewittert. Alle Achtung. Ich wollte, ich hätte auch so eine Nase.“

Nun war Siggi beruhigt und fühlte sich sehr geschmeichelt.

Die Monsterpiraten hatten ihre Mission beendet. Der Countdown lief noch 31 Tage, einen Monat. Das fremde Raumschiff hob ab und nahm Kurs auf Saturn. Auf dessen Mond Titan wollten die Monster, wie in Strophe sechs besungen, den Monduntergang abwarten.

Robert drehte seine Runde und landete zuerst im Tal der Hühner. Die verfügten über das beste Krankenhaus und kannten sich auch in Mikrochirurgie aus. Robert lieferte die verletzte Schwirrrza ab, und Dr. Stolzenkamm ließ zuerst einmal ihre Beine röntgen. Zum Glück waren es keine komplizierten Brüche. Von den sechs Beinen hatte es das vordere und mittlere auf der rechten Seite erwischt, beim vorderen den Schenkel, beim mittleren die Schiene. Die Mücken besitzen nicht nur



zwei Glieder an ihren Beinen, sondern vier. Erst kommt die Hüfte, dann der Schenkelring. Der ist ganz kurz, und dann erst Schenkel und Schiene. Die Schiene ist so etwas wie das Schienbein bei den Säugetieren. Daran sitzt dann der Fuß.

Schwirrza bekam die gebrochenen Beine eingegipst und durfte danach mit den anderen Kundschaftern, die mit ins Krankenhaus gekommen waren, zu ihrem Stamm fliegen. Natürlich wollte Dr. Stolzenkamm wissen, was man über die Sternpiraten herausgefunden hatte. Dass es Grünlinge waren, versetzte auch ihn in heftiges Entsetzen.

Während Robert die Kinder zum Verkleinerungsfeld flog, wo sie sich wieder vergrößern wollten, machte die Kunde von den Grünlingen die Runde im Krankenhaus und kurz darauf im ganzen Hühnertal. Wenig später, nachdem die Kundschafter heimgekehrt waren, wusste es auch das Mückenvolk, und die Mücken verbreiteten die schreckliche Nachricht in allen Gegenden des Mondes.

Vollversammlung

Was war zu tun? Das sollten sich am besten alle Mondwesen zusammen überlegen. Robert berief eine Vollversammlung für den nächsten Tag ein. Einen Erdentag meinte er natürlich, 24 Erdenstunden. Damit sich nicht schon wieder so viele Mondwesen verkleinern mussten, fand sie diesmal nicht im Saal der Mücken statt, sondern im Zirkuszelt. Das hatte man zum Glück noch nicht abgebaut. Es passten zwar nicht alle Wesen hinein, doch bis zum Beginn der Versammlung wurde auf dem Vorplatz eine große Leinwand errichtet, auf der die Sitzung übertragen werden sollte.

Die Mondvölker erwarteten mit Spannung die Versammlung. Auch Judith und Till konnten kaum schlafen, denn sie waren sehr aufgeregt und hatten noch stundenlang mit Robert und seinen Tieren, selbst den Fischen, diskutiert. Sie hatten schon eine Idee, doch die wollten sie erst auf der Versammlung vorstellen. Endlich übermannte der Schlaf die Kinder doch. Sie konnten richtig ausschlafen, denn es war noch reichlich Zeit bis zur Zusammenkunft. Es blieb sogar die Muße für ein ausgiebiges Frühstück.

Stunden bevor es losging, war das Zelt bereits gefüllt und der Platz davor übersät mit Hühnern, Krokodilen, Kamelen, Elefanten, Mücken und Ameisen. Hoffentlich wurde bei dieser Aufzählung niemand vergessen. Es waren jedenfalls alle Mondwesen anwesend, auch die Grünlinge. Nur einer fehlte, das war Grummel. Man sagte ihm, er würde heute nicht gebraucht im Krankenhaus und müsse im Gefängnis bleiben. Das behagte ihm gar nicht, doch was sollte er machen? Er musste sich fügen.

Robert eröffnete die Versammlung und fasste noch einmal ganz zusammen, was man bisher über den Stand der Vorbereitungen zur Sprengung des Mondes wusste. Die große Überraschung für die Versammelten war die Tatsache, dass die Sternpiraten Grünlinge waren. Eckbert war entsetzt. Er stürmte auf die Bühne und beteuerte, davon hätte niemand etwas gewusst, er nicht und seinesgleichen auch nicht. „Es tut mir wirklich leid, dass von meinem Volk eine solche Bedrohung ausgeht“, schloss er.

„Du musst dich nicht entschuldigen“, nahm ihn Robert in Schutz. „Wir wissen alle, dass ihr mit diesen Piraten nichts zu tun habt. Denn ihr seid ja auf dem Mond geschlüpft und hattet ja noch niemals Kontakt zu eurem Ursprungsvolk.“

„Der Einzige von uns, der je Kontakt hatte, das ist unser Ex-König Grummel“, bejahte Eckbert.

„Der ist ja auch der Einzige, der uns etwas über sein altes Volk erzählen kann. Vielleicht kennt er sogar die Art der Bomben und kann uns sagen, ob die mit Higgs-Bisonen – äh – Higgs-Bosonen – funktionieren“, meinte Till. „Wir hatten uns in Roberts Kommandozentrale schon überlegt, ob man ihn fragen sollte. Doch wir wollten, dass wir das alle zusammen beschließen.“

Eine heiße Diskussion kam in Gang. Es gab auch reichlich Gegenstimmen. Viele trauten Grummel nicht über den Weg. Auch wenn der jetzt eine Ausbildung zum Hilfspfleger machte, wer konnte schon so genau sagen, was er in Wirklichkeit dachte. Vielleicht würde er viel lieber gemeinsame Sache mit Seinesgleichen machen.

„Aber sein Volk hat ihn doch ausgestoßen“, wandte Judith ein. „Ich glaube nicht, dass die Piraten mit ihm nochmals etwas zu tun haben wollen – und er auch nicht mit ihnen.“

„Das mag wohl sein“, bestätigte Robert. „Ich möchte dem Chefarzt das Wort erteilen, der Grummels Gesinnung vielleicht am besten beurteilen kann. Dr. Stolzenkamm, bitte.“

Der Chefarzt räusperte sich und begann: „Eigentlich macht sich Grummel sehr gut. Er ist bemüht, lernbegierig und hilfsbereit. Das hätte man sich nicht vorstellen können, als er noch als Diktator über die Grünlinge herrschte. Ganz leicht kann kein Huhn aus seinem Federkleid schlüpfen, und auch bei den Grünlingen braucht es vermutlich etwas Zeit, bis jemand vom Diktator zu einem pflichtbewussten Staatsbürger wird. Das merkt man daran, dass Grummel immer wieder mal in seinen alten Befehlstön verfällt. Doch man muss ihn nur schief ansehen, dann merkt er schon, dass er sich falsch verhält. Dass er genau diese Eigenschaft ablegen muss. Mein Urteil: Grummel ist auf dem richtigen Weg. Man kann ihn befragen. Man sollte ihn sogar befragen. Oder ist jemand unter den Anwesenden, der im Moment einen anderen Vorschlag hat? Den würde ich hier zum Rednerpult bitten.“

Es meldete sich allerdings niemand. Es gab auch keinen anderen Redebeitrag mehr. Also schritt Robert zur Abstimmung.

Und bis auf einige wenige Gegenstimmen war die ganze Versammlung dafür, Grummel zu befragen.

Befragung Grummels

Kurz darauf machte sich das bewährte Team auf zum Gefängnis: Robert, Judith und Till, Siggi und Maxi. Die Wärter führten sie zu Grummel und der maulte los: „Warum bin ich denn heute hier eingesperrt worden? Ich wüsste nicht, dass ich mir irgendetwas habe zuschulden kommen lassen.“

„Darum geht es auch gar nicht. Es handelt sich um etwas ganz anderes. Dein Volk will den Mond zerstören. Und damit auch die Erde.“

„Mein Volk? Das kann ich mir nicht vorstellen. Die Grünlinge sind doch heilfroh, dass sie niemanden mehr verprügeln müssen. Ich musste sie ja meistens geradezu dazu zwingen, jemandem zu schaden. Sie fühlten sich ja befreit, als sie mich als König absetzen konnten. Mit eurer Hilfe. Warum sollten sie also etwas gegen euch unternehmen wollen?“

„Nicht deine ehemaligen Untergebenen wollen das tun“, klärte Siggi ihn auf. „Es ist das Volk, das dich vertrieben hat. Die Sternpiraten.“

„Sternpiraten? Kenne ich nicht. Mein Volk hat zwar geklaut, gelogen und betrogen. Aber Piraten waren sie nicht. Das muss jemand anderes sein.“

Till erklärte Grummel, dass sie die Raumfahrer genau gesehen und als Grünlinge ausgemacht hatten. Und Maxi hatte ihren Geruch wiedererkannt. Es konnten nur die Grünlinge sein.

„Na ja“, meinte Grummel dann, „ich bin ja vor sehr langer Zeit verstoßen worden. Vielleicht haben sie sich danach zu Piraten entwickelt. Zuzutrauen wäre es ihnen. Ja, wenn ich es mir genau überlege, ist das sogar wahrschein-

lich.“ Nach einer Pause fragte er: „Aber wie wollen sie denn den Mond zerstören?“

„Sie haben schon achtzehn Bomben im Mondesinneren vergraben, die sie bald zünden wollen. Kannst du uns sagen, was das für Bomben sind?“

„Es stimmt. Meine alten Kumpane haben immer mal wieder einen Mond oder gar einen Planeten gesprengt. Viel Unheil haben sie angerichtet. Sie haben dazu Urps-Bomben benutzt.“

„Was ist denn das? Was genau sind Urps-Bomben?“, wollte Maxi wissen.

„Urps – das sind doch Elementarteilchen, die die Schwerkraft erzeugen“, erklärte Grummel. „Die werden aufgeladen, und wenn sie geladen sind, entwickeln sie unglaublich schnell eine ungeheure Schwerkraft. Ein ganzer Planet zieht sich dann in sich selbst zusammen. Die Wirkung ist ganz kurz. Die Schwerkraft erlischt, der Planet dehnt sich aus und zerplatzt wie eine Seifenblase.“

„Genau das, was die Higgs-Bosonen machen“, stellte Till fest. „Offensichtlich heißt Higgs auf Grünlingisch Urps.“

„Und weißt du, was kann man gegen diese Higgs oder Urps unternehmen kann?“, stellte Robert die entscheidende Frage.

„Man kann dagegen gar nichts unternehmen“, behauptete Grummel. „Wenn die Dinger aufgeladen sind, dann gibt es kein Zurück.“

„Wie kann man denn verhindern, dass sie aufgeladen werden?“, wollte Judith wissen.

Da lehnte sich Grummel zurück. Er spürte genau, dass er einen Trumpf in der Hand hatte. Sein Wissen war Gold wert. Gold? Nein, es war viel mehr wert. Es war das Leben aller Mond- und Erdenwesen wert. Das wollte er

nicht so einfach preisgeben. Das wollte er sich ordentlich belohnen lassen. Hier kam unversehens sein alter Diktator-Charakterzug plötzlich wieder zur Geltung.

„Weiß nicht!“, behauptete er.

„Muss nachdenken“, hielt er sie hin.

„Das ist alles so lange her“, beteuerte er.

„Kommt morgen wieder. Ich muss mein Gedächtnis erforschen“, vertröstete er sie.

In Wirklichkeit wusste er genau, wie die Urps-Kanonen funktionierten, doch er wollte sich genau überlegen, was er am besten für Forderungen stellen konnte, wenn er seine Kenntnisse preisgab.

Da aus Grummel im Moment nichts herauszubekommen war, blieb der Abordnung nichts weiter übrig, als bis morgen abzuwarten.

Am nächsten Morgen stand die gleiche Abordnung wieder in Grummels Zelle. 30 Tage noch.

„Nun, ist dir etwas eingefallen?“, fragte Robert gleich nach der kurzen Begrüßung.

„Ja, schon ...“, begann Grummel.

„Was heißt denn ja, schon?“, meinte Judith. „Dann rück doch mal raus mit der Sprache.“

„Nicht so hastig, junge Frau. Ihr habt mich gefangen genommen. Ihr habt mich gedemütigt. Ihr habt mich halb verhungern lassen. Das habe ich nicht vergessen. Ohne mich werdet ihr alle nicht überleben. Ich habe einige Forderungen. Nur wenn die erfüllt werden gebe ich preis, was mir nach langem Grübeln wieder eingefallen ist.“

Judith und Till, Maxi und Siggi verschlug es die Sprache. Und auch Robert brauchte ein Weilchen, bis er fragte: „Und was stellen der Herr Ex-Diktator für Forderungen?“

„**Forderung 1:** Die Gefängnisstrafe wird sofort beendet.

Forderung 2: Ich bekomme ein großes Haus mit zehn Bediensteten.

Forderung 3: Ich erhalte so viel zu essen, dass ich wieder so dick und so groß werde wie zu meinen besten Herrscherzeiten.“

„In Ordnung“, verkündete Robert. „Deine Forderungen haben wir vernommen. Kommt, meine Freunde von der Erde, und kommt, meine lieben Tiere. Mit diesem Wesen ist nicht zu verhandeln. Grummel hat ab sofort keinen Ausgang mehr. Drei Tage bekommt er Nulldiät und die Ausbildung zum Hilfspfleger wird abgebrochen. Auf solche Helfer können hier alle verzichten.“

Er wandte sich um und verließ die Zelle, die Kinder und die Tiere folgten ihm. Die Wärter schlossen hinter ihnen die Gittertür.

Da schwante Grummel, dass er übertrieben hatte. Er verstand, dass er gerade sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte. Er würde mit allen zusammen untergehen.

„Halt, halt!“, versuchte er verzweifelt die Abordnung aufzuhalten. „Das habe ich doch nicht so gemeint. Ich werde alles tun, um euch zu helfen. Ich weiß doch selbst, dass ich ohne euch keine Überlebenschance habe. Kommt wieder her, bitte.“

Robert blieb stehen und drehte sich langsam, wie in Zeitlupe, zu Grummel um. Auch Judith, Till und die Tiere wandten sich ihm zu und sahen Grummel verächtlich an.

„Ich hatte gedacht, du hättest dich ein bisschen verändert“, schimpfte Judith. „Aber man merkt dir an, dass immer noch der alte Diktator in dir steckt.“

Trotzdem näherten sich die fünf wieder seiner Zelle. Die Wärter schlossen auf, und die Verhandlung begann von Neuem.

Grummel verriet nun, dass die Bomben Vorstufen der Higgs-Teilchen enthielten. Diese mussten mit Röntgenstrahlen aufgeladen werden. Das dauert drei Stunden. Während dieser Zeit wird die kritische Ladung aufgebaut. Und dann entstehen schlagartig die Higgs-Teilchen, die ihre fürchterliche Kraft entfalten.

„Und wie kann man verhindern, dass die Bomben bestrahlt werden?“, wollte Robert wissen.

„Das ist doch nun ganz einfach. Ihr braucht bloß die Röntgenröhren zu zerstören“, antwortete Grummel.

„Und wo befinden sich diese Röntgenröhren?“, erkundigte sich Robert.

„Das ist halt ein Problem“, gab Grummel zu. „Die stehen meist weit entfernt. Oft sitzen die Grünlinge auf einem ganz anderen Planeten und schicken von dort aus die Strahlen. Sie können sie auf riesige Entfernungen so weit bündeln, dass sie ziemlich genau die Bomben und ihre Umgebung treffen. Jede Bombe hat an einem Ende einen Ring. Damit kann sie abgesenkt werden. Der Ring ist aber auch gleichzeitig eine Antenne. Eine Sammelantenne. Mit der kann sie die Strahlung aus hundert Kilometern Umkreis herausfiltern.“

Das war ja nicht sehr erfreulich. Diese Ösen an den Bomben hatten also ein hochkompliziertes Innenleben und fingen die Röntgenstrahlen ein, die sie brauchten. Mit Sicherheit steuerten die Piraten die Strahlen vom Titan aus. Dorthin gelangte man nicht so schnell. Und selbst wenn man rechtzeitig dort war, wie sollte man die Sendestation denn auf die Schnelle finden? Der Titan ist ja deutlich größer als der Erdenmond.

„Warum stülpen wir nicht einfach Bleikappen über die Antennen? Da dringen doch keine Röntgenstrahlen durch“, war Tills Vorschlag.

„Ja, genau“, stimmte Judith zu und freute sich über den Ideenreichtum ihres Freundes.

„Es gibt nichts, was die Röntgenstrahlen aufhält, höchstens Mel“, entgegnete Grummel. „Und was soll das denn sein – Blei?“

„Du kennst kein Blei?“, wunderte sich Till. „Das ist doch das weiche Metall, aus dem früher die Wasserleitungen hergestellt wurden.“

„Ich kenne auch kein Blei“, gestanden Maxi und Siggie fast gleichzeitig.

„Das Problem ist“, schaltete sich Robert ein, „auf vielen Planeten gibt es kein Blei. Auch nicht auf dem Mond. Ich kann Grummel verstehen, dass er davon noch nie etwas gehört hat. Das ist bei den Piraten wahrscheinlich seltener als Gold und Silber. Und deshalb auch unermesslich teuer.“

„Ihr meint doch nicht etwa Mel?“, fragte Grummel nochmals nach. „Das ist so ein weiches Metall, das kann man gut bearbeiten, aber es ist nicht stabil. Es eignet sich doch nur für Verzierungen, zum Beispiel an wertvollen und teuren Geräten.“

„Kann schon sein, dass ihr Sternpiraten Blei Mel nennt“, sagte Till.

„Ich bin kein Sternpirat“, protestierte Grummel.

„Aber du stammst aus dem gleichen Volk. Und sprichst ja auch noch dessen Sprache, wie man sieht. Und wenn du sagst, dass Mel die Röntgenstrahlen abschirmen kann, dann muss das ja wohl Blei sein“, erklärte ihm Till. „Jedenfalls“, meinte er triumphierend, „da haben wir doch die Lösung. Achtzehn Bleikappen für achtzehn Bomben-Antennen. Dann können die Piraten so viele Röntgenstrahlen schicken, wie sie wollen. Es kommt dann nicht zur Anreicherung und nicht zur Explosion.“

„Die Überlegung ist richtig“, gab Robert zu. „Der große Haken ist nur: Woher Bleikappen bekommen, wenn überhaupt kein Blei da ist?“

„Ja, wenn es auf dem Mond keines gibt, dann holen wir es halt von der Erde!“ Judith sah da überhaupt kein Problem.

„Und ihr habt davon so viel, wenn das etwas so Teures ist?“, zweifelte Grummel. „Wie wollt ihr das denn überhaupt bezahlen?“

„Blei ist nicht teuer“, klärte Till ihn auf. „Das kriegt man beinahe nachgeschmissen. Auf der Erde gibt es halt genug davon. Und es wird ja kaum noch gebraucht. Weil es giftig für den Menschen ist, verwendet man es heute nicht mehr.“

„Ihr esst das auch noch?“ Grummel wunderte sich immer mehr.

„Wir essen das doch nicht. Aber aus den Rohren löste sich immer ein bisschen Blei im Trinkwasser. Und das konnte die Menschen nach und nach vergiften.“

„Mir scheint, wir haben hier vorerst alles geklärt“, fasste Robert zusammen. „Nur eines noch, Grummel. Was passiert denn, wenn die Bomben Röntgenstrahlen abbekommen?“

„Sie heizen sich auf, werden irrsinnig heiß. Innen sind es eine Million Grad und mehr. Und außen mindestens zwanzigtausend.“

„Und wann beginnt der Beschuss mit den Röntgenstrahlen?“

„Genau drei Stunden, bevor die Bombe explodieren soll.“

„Sie explodiert doch gar nicht“, widersprach Till. „Die erzeugt halt eine Riesenmasse.“

„Das ist schon richtig, doch im Endeffekt läuft es auch auf Zerstörung hinaus“, bestätigte Robert. Und dann wieder zu Grummel gewandt: „Gut. Wir wissen nun Bescheid. Möglicherweise kommen wir mit weiteren Fragen auf dich

zu. Aber vorerst können wir uns wieder zur Kommando-
zentrale in die Höhle begeben und überlegen, wie wir wei-
ter vorgehen.“

Sie wollten sich schon umwenden, als Grummel bet-
telte: „Verzeiht mir bitte, verzeiht mir. Ich weiß gar nicht,
was in mich gefahren ist. Mein uralter Diktator-Instinkt
hat die Oberhand gewonnen. Ich verspreche euch, ich
werde alles tun, um ihn weiter zu bekämpfen.“

„Das will ich hoffen“, entgegnete Robert. „Doch müs-
sen wir erneut prüfen, ob wir uns auf dich verlassen kön-
nen. „Du bleibst erst einmal in Haft – bis zur Stunde null.
Wenn wir überleben, werden wir weitersehen.“ Grummel
musste schlucken. Das hatte er nun davon. Aber eigentlich
war er selbst schuld, das sah er ein.

Bleikappen

Wie erleichtert waren die Eltern Eulerling und Dörfel, als ihre Kinder wieder wohlbehalten vor ihnen standen, und zwar am Sonntagabend. Sie brauchten nicht mal in der Schule abgemeldet zu werden. Sofort wurde eine Familien-Konferenz einberufen, diesmal bei den Eulerings. Die Kinder berichteten, was sie inzwischen wussten. Die Sternpiraten hatten die Bomben an achtzehn Stellen ins Mondinnere abgesenkt. Es waren wirklich Higgs-Bomben, die von den Piraten Urps-Bomben genannt wurden.

„Auch nicht schlecht, dieser Name“, meinte Herr Dörfel.

„Sie werden mit Röntgenstrahlen aufgeladen. Nach drei Stunden wird die kritische Ladung erreicht – und peng!“, schilderte Till.

„Na, wenn das Röntgenstrahlen sind, dann braucht man doch nur Bleischürzen über die Bomben zu legen.“ Das wusste Frau Eulerling, weil neulich ihre Hüfte geröntgt bekommen hatte. Dabei wurde ihr Unterbauch mit einer Bleischürze abgedeckt. Diese sollte ihre Eierstöcke vor der Strahlung schützen, denn die könnten sonst geschädigt werden. Erst recht der Embryo bei einer Schwangeren. Ein Baby erwartete sie zwar nicht, aber diese Bleischürze bekam jede Frau bei einer Röntgenuntersuchung umgebunden – zur Sicherheit.

„Daran haben wir auch gedacht“, stimmte ihre Tochter zu. „Nur eben nicht an Bleischürzen, sondern an Bleikappen. Es reicht wenn man die über die Antennen stülpt.“

Die Kinder mussten noch erklären, was es mit diesen Antennen auf sich hatte. Tills Vater wollte wissen, wie groß die seien, und Till machte eine Faust.

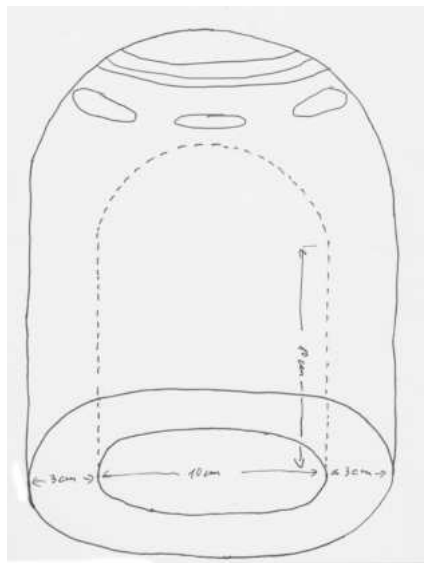
„Genau so groß“, erklärte er.

„Gut“, sagte Herr Dörfel, „ich kümmere mich morgen bei einer Metallbau-Firma um die Herstellung von Bleikap-pen. „Wie groß sind denn die Löcher für die Bomben?“

Das wusste Till ganz genau. Denn Robert hatte den Durchmesser ausgemessen, als er das Loch am Nordpol un-tersucht hatte. „Zweiunddreißig Zentimeter“, antwortete er.

„In Ordnung, dann machen wir sie außen sechzehn Zentimeter dick im Durchmesser. So passt die Kappe be-quem in das Bombenloch hinein. Und innen ...“ Tills Vater holte ein Lineal und maß die Faust seines Sohnes aus. „Das sind ja an der breitesten Stelle acht Zentimeter. Also ma-chen wir das Loch innen zehn Zentimeter breit und auch zehn Zentimeter hoch. Dann passt die Kappe locker über die Antenne. Die ganze Wand ist drei Zentimeter dick, von allen Seiten, und das dürfte mehr als genug sein. Da kommt kein Röntgenstrahl mehr durch.“

Er machte eine Zeich-
nung samt Bögen und Einker-
bungen für die Halterung.
Dann begann er zu rechnen.
Zunächst ein Zylinder von 16
cm Durchmesser und 10 cm
Höhe. Der bekam eine Höl-
hlung mit einem Durchmesser
von 10 cm. Das ergab ein Vo-
lumen von 1.225 cm^3 . Darü-
ber musste noch eine Halb-
kugel mit einem Radius von
8 cm. Das erhöhte das Ge-
samtvolumen auf $2,035 \text{ cm}^3$,
also rund zwei Liter. Nun
musste er das mit dem spezi-
fischen Gewicht von 11,34



multiplizieren. So kam er auf das Gewicht von 23 kg für jede Kappe. Achtzehn davon würden insgesamt 415 kg wiegen.

Nun musste Herr Dörfel das Internet bemühen. Der aktuelle Bleipreis lag bei zwei Euro pro Kilo Blei. Also kostete es 830 Euro, die gesamte Menschheit zu retten. Und die Mondwesen noch dazu. Reiner Materialwert, versteht sich.

Jetzt musste Tills Vater noch eine Bleigießerei finden. Auch hier half das Internet. Der nächstgelegene Betrieb befand sich in Hamburg. Doch die hatten am Abend natürlich nicht mehr offen.

Also Warten bis zum nächsten Morgen. 29 Tage noch.

Herr Dörfel sagte in seinem Institut Bescheid, dass er etwas später komme, und führte ein Telefonat mit der Bleigießerei.

Ein freundlicher Herr in der Auftragsannahme erklärte Herrn Dörfel, klar könnten sie solche Kappen anfertigen. Er wunderte sich allerdings über die Form, denn normalerweise stellten sie Gewichte für Schiffe her, für den Kiel, genau genommen. Und die sind nie hohl. Die sollten ja möglichst schwer sein. Doch selbstredend könnten sie auch Kappen dieser Art herstellen. Etwas neugierig fragte er, wofür Herr Dörfel die denn brauche. Der antwortete wahrheitsgemäß, dass sie einen empfindlichen Gegenstand gegen Röntgenstrahlen schützen sollten.

„Na, mit denen können Sie ja den ganzen Mond vor Röntgenstrahlen schützen“, meinte der Mitarbeiter der Bleigießerei.

Herr Dörfel war verblüfft. „Wie meinen Sie das denn?“, fragte er erschrocken.

„Nur so, als Beispiel. Ging mir nur so durch den Kopf. Nichts für ungut. War 'ne Schnapsidee. Wer wird schon Röntgenstrahlen zum Mond schicken?“

Seltsame Zufälle gibt's, dachte sich Tills Vater. Sein Schreck hatte sich gelegt und er fragte nach dem Preis.

„Rechnen Sie mal mit so sechs- bis siebentausend Euro“, kam die Antwort sehr schnell. Der Mann schien sich auszukennen. Für die Rettung der gesamten Menschheit ist ja auch das nicht viel, aber Herr Dörfel war doch überrascht über den hohen Preis.

„Das sind aber doch nur gut zwanzig Kilo pro Stück. Und der Bleipreis liegt bei zwei Euro. Klar muss die Ihre Arbeit gerecht entlohnt werden. Doch dass das so viel ausmacht, damit hatte ich nicht gerechnet.“

„Wir müssen ja die Form herstellen. Das ist der größte Posten. Die wird nur einmal und nur für Sie fabriziert. Aber Sie sagten gerade zwanzig Kilo pro Stück? Brauchen Sie denn mehrere?“

„Ich dachte, ich hätte das gesagt“, stellte Herr Dörfel klar. „Wir brauchen achtzehn Stück. Oder sagen wir besser neunzehn, falls mit einer irgendetwas nicht klappt.“

„Das wird dann natürlich noch viel teurer“, kündigte der Bleigießer an. „Doch die Kosten für die Form fallen nur einmal an. Lassen Sie mich mal rechnen. Ich rufe Sie in ein paar Minuten zurück.“

Herr Dörfel legte auf. Nach einer Weile klingelte das Telefon wieder.

„Also, wir können Ihnen neunzehn Zylinder für 9.999 Euro herstellen. Darin sind enthalten die Herstellung der Form, das Rohmaterial, Energiekosten für das Schmelzen. Nicht aber der Versand. Ich schicke Ihnen ein Angebot. Das haben Sie spätestens übermorgen. Sie schicken es unterschrieben zurück. Sollen wir für die Auslieferung eine Spedition beauftragen oder sind Sie Selbstabholer?“

„Damit es schneller geht, denke ich, holen wir die Kapfen selbst ab. Wann sind sie denn überhaupt fertig?“

„Wie es aussieht, könnten Sie sie schon in drei Monaten abholen.“ Herr Dörfel fiel fast in Ohnmacht.

„Drei Monate? Drei Wochen ist schon zu spät. Am liebsten wäre mir, Sie hätten sie morgen schon fertig. Wir müssen sie ja auch noch in die Bohrlöcher auf dem Mond versenken.“

Nun blieb es auf der anderen Seite der Leitung etwas länger ruhig, bis dann ein vorsichtiges „Wie bitte?“ kam. Da merkte Herr Dörfel, dass er sich verplappert hatte.

„Ach nichts, Sie haben mich vorhin mit dem Mond ganz verrückt gemacht. Ich meine natürlich die Bohrlöcher in Monschau. Wir führen dort geologische Untersuchungen durch.“

„Ja, wie Sie wollen. Das geht mich ja auch wirklich nichts an. Aber drei Wochen, das ist unmöglich. Unsere Auftragsbücher sind voll. Und die Bearbeitung erfolgt in der Reihenfolge der Auftragseingänge. Wenn es so eilig ist, hätten Sie sich eben vor einem Vierteljahr melden müssen.“

„Wenn Sie wüssten ...“, dachte Herr Dörfel und sagte: „Das Problem hat sich gerade erst ergeben. Aber vielen Dank. Es ist wahnsinnig dringend. Ich muss mich wohl nach einer anderen Firma umsehen.“

Sein Gesprächspartner spürte, dass er es ernst meinte, und sah die Chancen für den Auftrag schwinden.

„Sie können natürlich einen Expressauftrag erteilen. Wir können sogar nächste Woche liefern. Doch diese Schnelligkeit hat natürlich ihren Preis. Ich schicke Ihnen mal unsere Preisliste. Ich kann Ihnen aber schon am Telefon sagen, dass Monatsfrist den Preis verdoppelt, Wochenfrist verdreifacht ihn.“

Herr Dörfel bedankte sich und bat, die Liste bitte per Fax in sein Institut zu schicken. Er wollte nicht durch den Postweg weitere Tage verlieren.

Er holte tief Luft und rief bei der nächsten Metallbau-firma an. Der Sachbearbeiter dort bot die Kappen für 15.999 Euro an bei einer Lieferfrist von einem halben Jahr. Auch hier bedankte sich Herr Dörfel und versuchte es noch bei einem dritten Betrieb. Dessen Angebot lag in der gleichen Höhe. Auch hier lehnte er dankend ab.

Also doch die erste Firma. Nachdem er seiner Frau von den Verhandlungen berichtet hatte, schluckte sie heftig. „Das sind dann also rund 30.000 Euro“, sagte sie. „So viel haben wir nicht. Und selbst wenn sich die Eulerings beteiligen, dann sind das für jede Familie 15.000. Wo sollen wir die denn so schnell herbekommen?“ „Lass uns das heute Abend besprechen“, antwortete ihr Mann. „Ich muss jetzt ins Institut. Dorthin bekomme ich das Fax von der BGH.“

„Was ist denn die BGH?“

„Bleigießerei Hamburg.“

Herr Dörfel hetzte ins Büro und fragte nach einem Fax aus Hamburg. Das war schon da und lag im Ablage-korb für ihn bereit. Was er nicht wusste, war, dass sein Kol-lege Manne kurz vorher im Büro war und das Fax überflogen hatte. Bleikappen wollte Erich Dörfel herstellen lassen. Riesige Dinger. Manne Rügen wunderte sich. Er wunderte sich sehr. Er konnte sich nicht zusammenreimen, wofür die Kappen im Institut gebraucht werden könnten. Es sah also ganz danach aus, als ob der Kollege Erich sie privat bestellen wollte. Und dann hatte er sich auch noch die ersten beiden Stunden frei genommen. Ob da noch alles mit rechten Dingen zuring?

Tills Vater prüfte das Angebot. Knapp 30.000 Euro. Immer noch nicht viel für die Rettung der Menschheit. Ir-gendwoher würde er sie schon auftreiben. Der Auftrag für die Kappen musste so schnell wie möglich raus. Nochmals telefonierte er mit der BGH und fragte, ob sich der Auftrag

per Fax erteilen ließe. Der Bearbeiter bejahte, sagte jedoch, die Produktion laufe erst an, wenn die Anzahlung eingegangen sei. Das seien bei Express-Aufträgen fünfzig Prozent. Erich Dörfel sagte zu und schickte das Auftrags-Fax ab.

Dann schaute er, was heute zu tun war, und erledigte die allerwichtigsten Sachen. Dann informierte er die Sekretärin, er müsse früher weg. Es sei etwas ganz furchtbar Dringendes zu erledigen. Er hole die Zeiten schon noch nach.

Der Sekretärin war es egal. Aber der Kollege Manne Rügen wunderte sich noch mehr, als er zufällig davon erfuhr.

Kredit

Herr Dörfel kam kurz vor Dienstschluss bei seiner Bank an. Er musste ziemlich drängeln, bis der Sachbearbeiter bereit war, noch schnell einen Kreditantrag aufzunehmen. Die Formalitäten zogen sich in die Länge. Als Sicherheit bot Herr Dörfel sein Haus. Er nahm eine Hypothek auf sein Haus auf, ohne seine Frau zu fragen. Falls sie den Kredit nicht zurückzahlen könnten, wäre sein Haus verloren. Wenn sie aber nicht die Bleikappen kaufen könnten, dann wäre sein Haus auch verloren. Dann wäre er selber verloren, alle wären verloren, auch die Bank.

Schließlich war auch das erledigt, und Herr Dörfel erteilte den Auftrag, 15.000 € an die Bleigießerei Hamburg zu überweisen.

Endlich kam er zu Hause an. Seine Frau hatte wieder ein leckeres Abendessen vorbereitet. Die Eulerings waren auch schon versammelt. Tills Vater informierte die Runde über den Gang der Ereignisse. Seiner Frau blieb vor Schreck der Mund offen stehen, als sie erfuhr, dass ihr Mann ihr Haus versetzt hatte. Doch schnell sah sie ein, dass das jetzt nicht so wichtig war. Und Eulerings erklärten sich sofort bereit, ihren Teil zum Kredit beizutragen.

Die Familien beschlossen, dass die Kinder weiter in die Schule gehen sollten. Damit es nicht zu merkwürdig aussähe, wenn sie fehlen würden. Am Freitag sollten sie zum Mond fliegen und Robert und die Mondwesen informieren, dass die Bleikappen hergestellt würden. Und sie sollten in Erfahrung bringen, ob es dort oben Neuigkeiten gab.

Die Tage schlichen so dahin. Die Zeit schien gar nicht vergehen zu wollen. Doch endlich kam der Freitag. Die Eltern

begleiteten ihre Kinder wieder zum Wäldchen und überwachten den Start. Mühelos hoben Judith und Till mit ihren Raketenrädern ab und machten sich wieder einmal auf die Reise zum Mond. 25 Tage noch.

Robert war hocheifrig, dass die Kappen schon in der nächsten Woche fertig sein sollten. Er beschloss, mit seinem Raketenauto zur Erde zu fliegen und in der Nähe Hamburgs zu landen, zum Beispiel auf einem Feld bei Neu Wulmstorf. Tills Vater bräuchte dann die schweren Bleikappen nur bis dorthin zu bringen. In einem Auto konnte er diese gut 400 kg gerade so transportieren. In der Zwischenzeit würden die Mücken üben, wie sie die Kappen in die Bombenlöcher absenken könnten. Mit Steinen, die ungefähr zwanzig Kilo wogen, sollten sie das probieren.

Das waren die Neuigkeiten, mit denen die Kinder am Sonntag auf die Erde zurückkehrten. Noch 23 Tage.

Am Montag rief Herr Dörfel bei der BGH an. Wann er denn in dieser Woche die Kappen abholen könnte, wollte er wissen. Der Inhaber, Herr König, antwortete, sowie die Anzahlung eingegangen sei, würden sie mit der Herstellung der Form beginnen.

Der Vater fiel aus allen Wolken. „Die Bank hat Ihnen doch am Montag die Anzahlung schon überwiesen“, schrie er fast ins Telefon.

Herr König blieb ganz ruhig. „Hier ist nichts eingegangen. Sprechen Sie bitte mit Ihrer Bank.“

Das tat Erich Dörfel und erfuhr, dass die Unterschrift seiner Frau unter dem Kreditantrag fehlte. Er musste sich wirklich beherrschen, um nicht loszuschreien. Er hätte doch den Kredit alleine beantragt. Da aber seine Frau Mit-eigentümerin des Hauses war, das als Sicherheit diente, war auch ihre Unterschrift nötig.

Es nutzte ja nichts. Das Ehepaar Dörfel raste mit dem Auto zur Bank, hastig unterschrieb Isabell Dörfel ihr Einverständnis mit der Hypothek und ihr Mann blieb so lange bei dem Sachbearbeiter, bis er mit eigenen Augen gesehen hatte, dass die Überweisung an die BGH rausging. Dann rief er Herrn König an und bat ihn, doch die Kontoeingänge zu überprüfen. Dieser bestätigte, dass das Geld jetzt da sei und dass er sogleich den Auftrag an die Werkstatt rausgeben würde. Wie vereinbart könnten die Bleikappen nächsten Montag abgeholt werden. Er erinnerte noch daran, dass dann die Restzahlung fällig wäre. Sonst könnten sie die Kappen nicht herausgeben.

Wieder schleppte sich der Rest der Woche, die doch gerade erst angefangen hatte, dahin. Am Freitag flogen Judith und Till erneut zum Mond und mussten zu ihrem Leidwesen erfahren, dass der Kappentransport durch die Stechmücken nicht klappte. Bei der Übung mit den Probesteinen hatte sich herausgestellt, dass das Gewicht einfach zu groß war. Selbst wenn sie zehntausend Fäden anklebten und zehntausend Mücken daran zogen. Sie bekamen den Stein einfach nicht in die Höhe.

Die technisch hochbegabten Mondhühner und auch die gewitzten Grünlinge hatten danach alles Mögliche ausprobiert, wie man die Kappen über die Bomben stülpen könnte. Aber es war wie verhext. Nichts wollte so richtig gelingen. Robert fragte, ob Judiths oder Tills Eltern nicht eine Idee hätten.

Über das Problem hatten die Familien Eulering und Dörfel noch gar nicht gesprochen – denn sie wussten ja nichts davon. Die Kinder versprachen, es mit ihren Eltern zu bereden.

Aber erfreut konnten sie Robert und den Mondtieren berichten, dass die Kappen am kommenden Montag fertig

wären. Tills Vater hatte sich für diesen Tag beurlauben lassen und wollte die Kappen frühmorgens in der Gießerei abholen. Am besten sollte Robert schon in der Nacht davor in der Nähe von Aldi und Edeka in Neu Wulmstorf Nord landen. Unweit gab es einen Kreisverkehr, und neben diesem einen Parkplatz. Den sollte er als Landeplatz nehmen, denn dort sei nie viel los. Angesichts des Raketenautos würde sowieso jeder denken, das sei eine Attrappe für einen Rummelplatz. Der Vater käme gegen elf Uhr. Dann würde man die Bleikappen umladen, und Robert konnte in der Nacht wieder starten.

Der Plan war gut, sehr gut sogar. Noch 15 Tage.

Vater Dörfel war gleich zu Beginn der Öffnungszeit in der Bleigießerei. Die Restzahlung hatte er in bar bei sich, damit es nicht nochmals Verzögerungen geben würde. Doch er wurde maßlos enttäuscht. Herr König gestand ihm, dass der Schmelzofen kaputt sei. Die Reparatur sei in vollem Gange, aber ein paar Tage würde es schon noch dauern. Wieso er aber überhaupt gekommen sei. Er habe ihm doch auf Band gesprochen.

Das durfte doch alles nicht wahr sein. Der Anrufbeantworter. Herr Dörfel hatte überhaupt nicht daran gedacht, den einmal abzuhören.

Nun gut, noch hatten sie ja etwas Zeit. Erich Dörfel drängte nochmals zur Eile, die Angelegenheit sei wichtiger, als Herr König glaube. Der versprach, sein Bestes zu tun. Gerade als Erich Dörfel gehen wollte, klingelte bei Herrn König das Telefon. Er sprach mit jemandem und dann erklärte er Herrn Dörfel, dass der Ofen repariert sei. Er könne die Lieferung für kommenden Freitag verbindlich zusagen. ‚Elf Tage sind es dann noch‘, dachte Tills Vater, laut sagte er aber, das sei ja mal eine gute Nachricht.

Robert auf der Erde

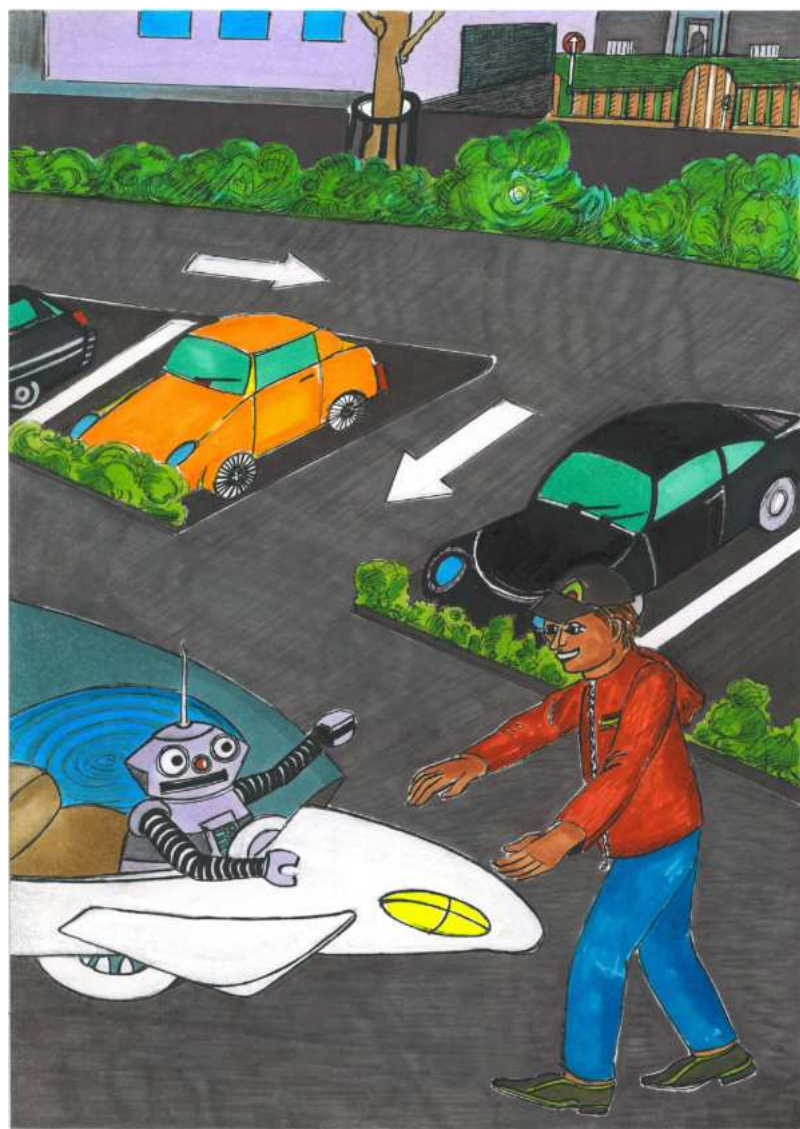
Nun fuhr Herr Dörfel nach Neu Wulmstorf zu dem vereinbarten Treffpunkt auf dem Parkplatz. Lediglich zwei LKWs standen da herum, kein Mensch war zu sehen. Und am Rand der Parkzone parkte ein supertoller Flitzer. Ein stromlinienförmiger Rennwagen, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Und auch ordentlich groß für ein Auto. Herrn Dörfel war sofort klar, dass das Roberts Raketensauto sein musste, neugierig näherte er sich ihm. Der Parkplatz war menschenleer. Er blickte durch die Frontscheibe und sah einen Roboter hinter dem Steuer sitzen, regungslos. Er wusste sofort, dass das nur Robert sein konnte.

Wieso hatte er sich aber nicht versteckt? Doch bald wurde Herrn Dörfel klar, dass das vielleicht die beste Idee war. Dieses Gefährt sah so futuristisch aus, das konnte nur eine billige Attrappe sein. Und ein Maschinenmensch da drinnen, der bestätigte nur noch den Eindruck. Sollte jemand vorbeikommen und Auto und Roboter entdecken, würde er sie niemals für echt halten.

Selbst als Herr Dörfel bereits ganz nahe am Auto stand, regte sich Robert nicht. Alles sah auch von Nahem aus wie unecht.

„Herr Roboter Robert Robertson, ich bin Tills Vater, Erich Dörfel“, stellte er sich vor. „Ich bin eigentlich gekommen, um das Blei zu bringen.“

Nun kam Bewegung in Robert. Ein Lämpchen flackerte auf, Robert sah sich um. Dann öffnete er die Autohaube, steckte die Hand aus dem Fahrzeug Erich Dörfel entgegen und sprach auf seine höfliche Art:



„Sie haben richtig vermutet. Gestatten Sie, dass ich mich nochmals vorstelle – Robert Robertson. Es freut mich außerordentlich, den Vater meines Freundes Till von der Erde endlich einmal persönlich kennen zu lernen.“

Mann und Roboter schüttelten sich die Hände, und Erich Dörfel wunderte sich, wie perfekt dieses Gerät gebaut war. Nur an der Stimme, da könnte man etwas machen, dachte er bei sich. Die wirkte rau und blechern. Jedes Navi klang heute angenehmer.

„Die Umstände, unter den wir uns treffen, sind leider nicht besonders erfreulich“, fuhr Robert fort. „Und wenn ich höre, dass Sie ‚eigentlich‘ sagen, dann kann ich vermuten, dass Sie das Blei nicht mitgebracht haben.“

Logisch denken konnte Robert, das musste sich Erich Dörfel eingestehen. Und er verstand offenbar auch die Feinheiten der Sprache. Er bestätigte, dass es genau so war, wie Robert es vermutete.

Dafür hatte Erich Dörfel eine gute Nachricht für Robert. Er sah eine Lösung für das Absenken der Bleikappen. In seinem Institut waren sie gerade dabei, einen Ablasser zu entwickeln. Der war genau für solche Fälle vorgesehen, Gegenstände, vor allem Messinstrumente, in kilometertiefe Bohrlöcher abzusenken. Das Absenken erfolgte ruckzuck, und am Ziel angekommen bremste der Ablasser sanft ab, so dass die empfindlichen Geräte keinen Schaden nahmen.

Der Haken war nur, dass sich die Konstruktion noch im Versuchsstadium befand. Das automatische Ablassen klappte noch nicht. Es ging nicht anders, es mussten immer sechs Personen gleichzeitig bestimmte Knöpfe auf komplizierte Art bedienen.

Das war aber nur das eine Problem. Das nächste war, dass Herr Dörfel das Gerät aus dem Institut schmuggeln musste. Zum Glück gab es bereits zwei Prototypen, so dass

vielleicht nicht sofort auffiel, wenn einer davon fehlte. Der Transport mit seinem Kombi war nicht schwierig, das würde schon gehen.

Es blieb also nur das Problem der Bedienung. Mit den Familien hatte Tills Vater bereits besprochen, dass alle zusammen den Ablasser bedienen könnten. Dazu musste er die anderen allerdings schulen. Dafür würden sie zumindest noch ein paar Tage brauchen. „Und es müssten alle sechs auf dem Mond kommen“, schloss er seinen Vortrag ab.

Bei Robert blinkte ein Lämpchen, das anzeigte, dass er nachdachte. Und schon hatte er die Lösung. „Wir bauen Quarksräder für Erwachsene.“

Das musste sich Herr Dörfel etwas genauer erklären lassen. Aber dann erinnerte er sich daran, dass die Grünlige ja Quarksräder bauen konnten. Sie hatten das schon tausendfach gemacht, als sie die Mond-Vorderseite überfallen wollten. Genauer gesagt sollten, auf Grummels Befehl hin. Sie konnten sie auch passgenau für Menschen anfertigen. Vier Stück würden sie bauen. Damit konnten dann auch die Erwachsenen zum Mond radeln.

Tills Vater und der Roboter verabschiedeten sich. Doch bevor Robert einstieg, sagte er noch: „Eines tut mir leid. Wir konnten es bisher nicht bewerkstelligen, eine abhörsichere Fernsprechverbindung zwischen Mond und Erde aufzubauen. Es bleibt im Moment nichts anderes übrig, als dass wir uns wechselseitig besuchen, um Informationen auszutauschen.“

„Schade“, fand Herr Dörfel. Er sah sich sodann auf dem Parkplatz um und meinte, bevor Robert wieder starte, wolle er auf Nummer sicher gehen. Er schaute hinter die beiden Lastwagen, umrundete die Bäume in der Nähe und gab Robert schließlich ein Zeichen, dass er unbemerkt aufsteigen könnte.

Das tat der Roboter dann auch, zündete die Senkrechtdüsen, schoss in die Höhe, blitzschnell raste er dann Richtung Horizont davon und verschwand aus dem Blickfeld.

Das war eine Enttäuschung auf ganzer Linie, als Tills Vater nach Hause kam und gestehen musste, dass die Bleikappen nicht fertig geworden waren. Doch bis Freitag sollten sie endgültig lieferbereit sein. Herr Dörfel berichtete weiter, dass er mit Robert gesprochen habe, und zeigte sich begeistert darüber, was der für eine ausgereifte Maschine wäre. Irgendwie menschlich, beinahe, und beinahe auch schon so etwas wie sympathisch.

Ablasser

Ein Erfolg zeitigte das Treffen aber doch: Die Idee mit dem Ablasser würde funktionieren. Robert hatte versprochen, Erwachsenen-Quarksräder bauen zu lassen und am Freitag mitzubringen. Damit könnten ihn alle Familienmitglieder zum Mond begleiten. Mit den Rädern wären sie dann dort oben auch beweglich. Sie hätten also diese Woche Zeit, mit dem Ablasser zu trainieren.

Kurz vor Feierabend fuhr Herr Dörfel nochmals in sein Institut. Er ging zu seinem Chef und teilte ihm mit, dass er zwei Wochen Sonderurlaub bräuchte. Der Chef hatte nichts dagegen, weil sein Mitarbeiter sowieso viele Überstunden gemacht hatte. Er war natürlich ein bisschen neugierig. Doch Herr Dörfel entgegnete auf seine Frage nur, das sei etwas ganz Privates. Er müsse nur noch etwas aus dem Lager holen, dann sei er weg. Er bedankte sich vielmals und dachte, eigentlich müsste der Chef sich bei ihm bedanken.

Im Lager schnappte sich Herr Dörfel den Ablasser und brachte ihn zu seinem Kombi. Er war so groß wie ein mittlerer Koffer, sechseckig, verfügte an jeder Seite über Bedienelemente und unten über eine Kurbel, ähnlich wie an einer Angelrute mit extrem dünner, aber sehr haltbarer Schnur. Vier Raumanzüge packte er auch noch dazu.

Der Pförtner kontrollierte das Auto nicht, denn er kannte ja den Mitarbeiter. Noch am selben Abend brachen die Eulerings und die Dörfels zu einem Ausflug auf. Nach einer guten Stunde Fahrt kamen sie zu den Schwarzen Bergen. Der Wildpark dort hatte schon geschlossen, und das war auch gut so. Denn im Beisein von Besuchern hätten sie nicht an dem Ablasser herumprobieren können.

Alle sechs kletterten über den Zaun, Herr Dörfel zuerst. Seine Frau reichte ihm den Ablasser nach und folgte. Die Kinder mussten den Erwachsenen beim Drübersteigen helfen, Till machte eine Räuberleiter und Judith schob kräftig am Po. Sie selbst waren wendig genug, es alleine zu schaffen.

Tills Vater schleppte den Ablasser die 142 Stufen zum Elbblickturm hoch und baute ihn dort auf. Die andern kamen nach. Ob man nun das Ablassseil 31 Meter abließ oder drei Kilometer, das spielte für die Funktion keine Rolle. Herr Dörfel erklärte den Mechanismus, und alle übten. Die Schwierigkeit war, dass jeder von ihnen in einem ganz bestimmten Moment in einer ganz bestimmten Reihenfolge ganz bestimmte Tasten drücken musste, damit das Absenken gleichmäßig und in der richtigen Geschwindigkeit ablief und vor allem unten sacht abgebremst wurde. Als Muster hatten sie einen Holzklotz, ungefähr so groß wie die vorgesehenen Bleikappen, dabei.

Die ersten Versuche gingen gehörig daneben. Das Klotz knallte jedes Mal unten auf. Tills Vater begann nervös zu werden und stieß ein paarmal aus: „Verdammt, so wird das doch nie was!“

Sein Sohn antwortete: „Aber Papa, wir probieren es doch heute zum ersten Mal. Das wird schon.“

Und als hätte er damit ein Zauberwort gesprochen: Beim nächsten Versuch setzte der Klotz ganz sacht auf, wie eine Feder. Tills Vater war sehr zufrieden. Die nächsten Proben gingen zwar wieder schief, aber die Nervosität bei Herrn Dörfel hatte sich gelegt.

Von da ab übten die Eulerings und die Dörfels jeden Abend. Donnerstag, es war schon der erste Dezember, war der Höhepunkt. Nicht ein einziger Fehlversuch unterlief den sechs. Hurra, das war geschafft! Herr Dörfel hatte bei

Herrn König angerufen und erfahren, dass die Bleikappen fertig seien. Es sprach nichts dagegen, er konnte sie morgen früh abholen. Alles schien so, als könnte die Mondsprengung verhindert werden. Zwölf Tage noch.

Der Kernphysiker Manne Rügen im Institut machte sich derweil seine Gedanken. Erichs komische Frage nach den Higgs-Bomben. Sein Sohn, der auf den gefälschten Marsbildern aufgetaucht war. Die Bestellung von Bleikappen, von der er zufällig durch das Fax erfahren hatte. Dann der unvermutete Urlaub seines Kollegen. Da stimmte doch etwas nicht. Manne war misstrauisch, er schaute im Lager die Ausrüstungsgegenstände durch. Vier Raumanzüge fehlten. Restlos überzeugt war Manne, als er zufällig auch noch feststellte, dass einer der Ablasser fehlte. Den konnte doch nur Erich ausgeliehen haben, da war sich Manne sicher. Er musste etwas unternehmen.

Und er unternahm etwas. Er hatte einen sehr guten Bekannten bei der NASA. Der war sofort hellhörig, als er von Manne erfuhr, dass der wusste, wer die Kinder auf den gefälschten Marsbildern seien. Auch die anderen Beobachtungen, die Manne über den Vater des Jungen mitteilte, stimmten den NASA-Mitarbeiter misstrauisch. Er informierte Mr. Sandwich.

Freitag früh brach Tills Vater auf nach Hamburg, die Kinder sollten wie üblich in die Schule gehen. Für die folgende Woche allerdings war eine Schulunfähigkeitsbescheinigung vorbereitet. Die neunzehn Bleikappen waren wirklich fertig und standen zur Abholung bereit, jede einzelne in einem Holzkästchen verpackt. Beim Einladen sank das Hinterteil des Kombis deutlich ab. Herr König wunderte sich, wie überschwänglich sich der Kunde bei ihm für die

Fertigstellung bedankte. Und das auch noch, obwohl sich die Herstellung durch den Defekt im Schmelzofen um fast eine Woche verzögert hatte. Mit der missglückten Banküberweisung sogar fast zwei. Es kam Herrn König beinahe so vor, als solle das Glück der ganzen Welt von diesen Bleidüngern abhängen.

Herr Dörfel kurvte mit seiner schweren Last nach Neu Wulmstorf. Dort stand das Raketenauto schon bereit. Diesmal öffnete Robert sofort die Luke, als er Tills Vater erkannte. Die Begrüßung zwischen Robert und Tills Vater verlief richtig freundlich, und Mensch und Roboter tauschten ihre Schätze aus. Robert reichte zwei Räder der Größe 26 Zoll für die Damen und der Größe 28 Zoll die Herren heraus. Im Gegenzug hievte Herr Dörfel neunzehn Kisten mit Bleikappen durch die Luke des Raketenautos, wo Robert sie in Empfang nahm. Als Letztes übergab ihm Tills Vater den Ablasser.

Nun begutachtete Herr Dörfel die Raketenräder und war beeindruckt. Sie sahen toll aus, perfekt. Heute Nacht würden sie sie benutzen, zu sechst damit auf den Mond fliegen.

„Wie sie funktionieren, können Judith und Till uns ja beibringen. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen“, sagte er beim Abschied. Er wusste nicht, wie sehr er sich damit täuschte. Nachdem er beobachtet hatte, wie Robert abhob, schob er die Räder auf die Ladefläche seines Autos, klemmte sich hinter das Steuer und fuhr gen Heimat. Es war ihm so vorgekommen, als hätte Roberts Raketenauto heute etwas langsamer beschleunigt, mit dem großen Gewicht an Bord.

Verhaftung

Frohgemut gelangte Herr Dörfel nach Hause. Doch seine Freude war jäh zu Ende. Kaum war er in die Einfahrt gefahren, kam seine Frau aus dem Haus gerannt, riss die Autotür auf und rief händeringend:

„Es ist etwas Schreckliches passiert, Erich! Sie haben Till verhaftet. Und Judith auch.“

Das war ein herber Schlag. Herr Dörfel wusste zunächst gar nicht, was er machen sollte. Dann jedoch setzte er sich mit seiner Frau ins Wohnzimmer und ließ sich die Einzelheiten berichten. Folgendes war vorgefallen.

Kaum dass der Vater nach Hamburg abgefahren war, ging Till aus dem Haus, um sich auf den Schulweg zu machen. Draußen kamen ihm zwei Polizisten entgegen, die ihn fragten, ob er Till Dörfel sei. Eigentlich mussten sie gar nicht groß fragen, denn auch sie kannten ihn aus den Marsübertragungen. Nur hatten sie noch nicht gewusst, wie er hieß. Till bestätigte das brav, und die Polizisten brachten ihn zurück zu seiner Mutter. Sie zeigten ihr einige Papiere. Die Amerikaner hatten einen Auslieferungsantrag gestellt. Wegen des dringenden Verdachts, dass Till Dörfel zusammen mit seiner Komplizin Judith Eulerling Marsbilder gefälscht und damit die NASA und die gesamte amerikanische Nation hinters Licht geführt hätte. Sie sollten angeklagt werden wegen groben Unfugs und Unruhestiftung.

„Sie dürfen ihn doch gar nicht mitnehmen, er ist ja noch ein Kind“, protestierte Frau Dörfel.

„Nach amerikanischem Recht schon. Er wird ja auch nicht sofort ausgeliefert. Ein deutscher Richter muss aber überprüfen, ob die Gründe für die Auslieferung Hand und Fuß haben. Dann wird er entscheiden. Das dauert bei Kin-

dern und Jugendlichen jedoch in der Regel nicht lange“, erklärte einer der Polizisten. Das sollte wohl ein leichter Trost sein.

Frau Dörfel konnte nichts ausrichten. Die Polizisten nahmen Till mit. Seine Mutter telefonierte gleich mit einem Anwalt, doch der bestätigte, dass bis zur Richterentscheidung nichts zu machen sei. Sollte das Gericht der Abschiebung zustimmen, dann erst könnte man Rechtsmittel einlegen.

Danach hatte Frau Dörfel bei Eulerings angerufen und erfahren, dass auch Judith verhaftet worden sei.

„Da haben wir den Salat“, sagte Tills Vater. „Robert erwartet uns heute Nacht auf dem Mond. Was wird der denn denken, wenn wir nicht kommen?“

Er setzte sich ans Telefon und telefonierte stundenlang herum: mit Anwälten, mit der Polizei, mit den Gerichten. Doch er wurde immer wieder vertröstet. Abwarten, abwarten, abwarten, hieß es stets.

Bei Kindern und Jugendlichen dauert das in der Regel nicht lange, hatte der Polizist gesagt. Doch bei Judith und Till dauerte es lange. Jeden Tag telefonierten sich die Eltern die Finger wund. Am Samstag und Sonntag erreichten sie fast niemanden, und bei den wenigen Stellen und Ämtern, zu denen sie durchkamen, wurden sie auf Montag vertröstet.

Sonntagabend, als es längst dunkel war, klingelte es bei Eulerings. Judiths Mutter staunte nicht schlecht, als da ein schwarzer Zottelhund vor ihr stand, als sie die Tür aufmachte. Als er dann auch noch „Guten Abend“ kläffte, musste sie sich am Riemen reißen, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Doch schnell begriff sie: Das war Siggi, der da um Einlass bat.

„Komm doch rein, Siggı“, lud sie ihn ein und führte ihn ins Wohnzimmer. Ihr Mann durchlebte auch eine kleine Schrecksekunde. Nicht, dass er etwas gegen Hunde gehabt hätte, aber in dieser Situation ein fremder Köter im Haus, das hatte ihm noch gefehlt. Doch auch bei ihm fiel sogleich der Groschen und er begrüßte Siggı herzlich.

Die Eltern erfuhren, dass Robert ihn auf der Wiese abgesetzt hatte. Die Mondwesen wollten wissen, warum die Erdenbewohner nicht kamen. Sie dort unten auf dem Mond könnten mit dem Ablasser nichts anfangen. Die Hühner und die Grünlinge hätten ihn schon angesehen, doch die Steuerung konnten sie sich nicht erklären.

Judiths Eltern berichteten von der Verhaftung der Kinder und konnten nicht sagen, wie es ausgehen würde. Wenn Judith und Till wirklich nach Amerika ausgeliefert würden, dann kämen sie so schnell nicht frei. Dann müssten sie versuchen, einigen Mondbewohnern den Ablassvorgang beizubringen. Die Eltern machten mit Siggı aus, dass am Donnerstag auf jeden Fall jemand von ihnen zum Mond kommen würde, am besten Erich Dörfel. Der konnte die Mondwesen am besten darin schulen, wie sie den Ablasser bedienen mussten. Das würden sie gleich mit ihm besprechen. Daraufhin erklärte Siggı den Eulerings anhand einer Mondkarte genau, wo Tills Vater landen sollte. Zuvor aber musste dieser noch eigenständig das Reisen mit dem Raketenrad erlernen. Till konnte es ihm ja im Moment nicht zeigen.

Neun Tage noch, ab heute.

Der Montag verging. Die Telefonate umsonst. Acht Tage noch.

Der Dienstag verging. Die Telefonate umsonst. Sieben Tage noch, gerade mal eine Woche.

Der Mittwoch verging. Die Telefonate umsonst. Sechs Tage noch.

Am Donnerstag hielt wieder ein Polizeiauto vor dem Haus der Eulerings. Judith sprang heraus. Die Polizisten schlenderten hinterher. Lisa und Theo Eulerling nahmen ihre Tochter froh in die Arme. Die Polizisten überreichten den Eltern die Entlassungspapiere und entschuldigten sich im Namen des Gerichts für die Unannehmlichkeiten, die sie der Familie bereitet hatten. Nun ja, die tun ja auch nur ihre Pflicht, dachte Judiths Vater.

Nachdem die Polizisten das Haus verlassen hatten, erzählte Judith ihren Eltern von den Verhören. Zuerst habe sie nur komisch herumgedrückt, als sie der Richter befragte, sie wollte eigentlich nichts verraten. Doch als die Tage ergebnislos verstrichen, wurde ihr klar, dass etwas geschehen musste. Ohne sie konnten doch die Bleikappen nicht abgeseht werden. Deshalb entschloss sie sich, dem Richter reinen Wein einzuschenken. Sie hoffte, dass er begreifen würde, wie wichtig es für die ganze Menschheit wäre, dass sie freikäme. Sie erzählte von den Raketenrädern, von den Besuchen auf Mond und Mars, von Robert und den sprechenden Tieren, von den Inschriften auf dem Mars, vom Lied der Sternpiraten und dass diese in wenigen Tagen den Mond sprengen wollten.

Als Judith ihren Bericht beendet hatte, lächelte der Richter und sagte: „In Ordnung, du kannst gehen.“ Er griff zum Telefon und rief zwei Beamte zu sich. Er teilte ihnen mit, die Auslieferungshaft sei aufgehoben, sie möchten das Mädchen nach Hause bringen.

„Danke, danke, Herr Richter“, rief Judith, „danke, dass Sie mir glauben!“

„Glauben?“, fragte der Richter erstaunt. „Das nun wirklich nicht. Ich sehe aber keinen Auslieferungsgrund in der Tatsache, dass zwei Jugendlichen die Fantasie durchgeht. Und für eine Beteiligung an den Bilderfälschungen

habe ich keine Beweise gefunden. Es ist auch nicht meine Aufgabe, zu erklären, wie dieser Unsinn zustande kam.“

Ups. Na, egal. Hauptsache wieder draußen!

Till war es ähnlich ergangen. Auch er hatte sich letztlich dazu entschlossen, die Wahrheit zu sagen, und war am Ende leicht enttäuscht, dass der Richter ihm nicht glauben wollte.

Wenig später fanden sich die Familien bei den Dörfels zusammen. Tills Vater führte den Eltern Eulerling die Raumanzüge vor. Er bat sie, sie anzuprobieren. Der für Frau Eulerling war zwar etwas zu groß, aber es ging schon.

Dann erklärten die Kinder ihren Eltern, wie die Räder zu bedienen waren.

Frau Dörfel bereitete noch einmal ein leckeres Mittagessen für die Familien zu und fragte sich dabei, ob sie ihr schönes Zuhause wohl jemals wieder betreten würde nach dem Mondabenteuer.

Familienreise zum Mond

Danach schafften die sechs die Räder und die Raumanzüge zum Wäldchen.

„Warum schleppst du denn noch einen Rucksack mit?“, fragte Frau Dörfel ihren Mann. „Was ist denn da drin?“

„Och, nix.“

„Nix musst du auch nicht mitnehmen. Nun sag schon!“

„Paar Kleinigkeiten halt. Was man vielleicht brauchen könnte. Nicht so wichtig.“

Da Frau Dörfel merkte, dass aus ihrem Mann nichts herauszubekommen war, hakte sie nicht weiter nach. Während der Vorbereitung der Raketenräder hob sie heimlich den Rucksack an und stellte fest, dass er irre schwer war. ‚Wahrscheinlich wieder so ein Haufen Werkzeug‘, dachte sie sich.

Derweil war alles vorbereitet und es begann auch schon zu dämmern. Als sie sich versichert hatten, dass niemand mehr spazieren ging und die Luft rein war, schlüpfen die sechs in die Raumanzüge. Judith und Till gaben letzte Instruktionen. Dann raste Till als Erster den Hang hinunter und auf der Gegenseite wieder nach oben. Dabei riss er den Lenker hoch. Die Raketen zündeten und katalysierten ihn mit Karacho in den Nachthimmel.

‚Scheint ja wirklich nicht so schwer zu sein‘, dachte Judiths Mutter.

Als Nächstes kam Judith an die Reihe. Der gleiche Vorgang, das gleiche Ergebnis. Wenig später raste sie Till hinterher.

‚Scheint ja wirklich nicht so schwer zu sein‘, dachte Tills Mutter.

Frauen und Kinder zuerst, heißt es in Notsituationen, wenn die Rettung naht. Doch diesmal meinte Herr Euler: „Ich glaube, ich versuche es als Nächster. Dann könnt ihr euch das nochmals ansehen. Oder mich aufsammeln, wenn ich eine Bruchlandung hinlege.“

Er stieg aufs Rad, nahm Anlauf. Und sein Herz pochte. Unten angekommen zog er kräftig am Lenker. Auch seine Raketen zündeten, er spürte den Schub, er schnellte in die Höhe und konnte dem Feuerschweif der Kinder folgen. Ganze Arbeit haben die da geleistet, die Grünlinge und die Mondhühner. Bin mal gespannt, wie die in echt aussehen, dachte er.

Nicht anders erging es den anderen drei Erwachsenen. Mit Herzklopfen traten sie in die Pedale, mit Anspannung rissen sie den Lenker hoch und mit Freude jagten sie in den Nachthimmel. Schnell fanden sie Spaß an der Fliegerei und Till vollführte zunächst mit allen zusammen ein paar Übungen, damit sie die Räder besser kennenlernten, genau so, wie er es mit Judith bei ihrem ersten Flug getan hatte.

Etwas länger brauchten sie als sonst, um auf den Mond zu kommen, doch in einer guten Stunde waren sie oben. Oder unten, je nachdem von wo aus man das sah.

Wie im Gänsemarsch folgten Judith und die beiden Elternpaare Till auf seiner Flugbahn, der quasi die Leitgans war. Auch die Landung klappte dank Tills ausführlicher Anleitung ohne Probleme. Die Erdbewohner stiegen ab, und der Junge führte sie zum Felsentor von Roberts Höhle.

Dreimal klopfen, warten, und kurz darauf rollte der Stein beiseite. Robert stellte sich denen vor, die ihn noch nicht kannten, und führte den Trupp in sein Reich. Die Erwachsenen mussten sich wirklich sehr klein machen, um durch den niedrigen Gang zu kriechen. Doch Robert ließ sein Licht an, damit sich niemand stieß.

Nachdem das innere Schleusentor sich geschlossen hatte, konnten die sechs ihre Raumanzüge ablegen. Sigggi und Maxi erwarteten sie bereits und freuten sich, die Eltern der berühmten Erdenkinder begrüßen zu dürfen. Etwas gemächlicher nahten die beiden Schildkröten.

Robert leitete die Erdenbesucher zu seinem Häuschen, in dem es fast ein bisschen eng wurde mit den vielen Menschen. Ganz klar, die Fische mussten auch noch vorgestellt werden. Dann führte Robert, nicht ohne Stolz, hatte man den Eindruck, die Besucher durch sein ganzes Haus. Ins Schlafzimmer hatte er inzwischen vier zusätzliche Erwachsenenbetten gestellt. Die Kommandozentrale beeindruckte Erich Dörfel ganz besonders. Er erkundigte sich nach Einzelheiten, ließ sich die Steuerungsvorgänge erklären und wollte dann vieles über das Leben in dieser Höhle wissen, zum Beispiel zur Energieversorgung, zum Wasservorrat, zum Obst- und Gemüseanbau.

„Typisch Erich“, ging seine Frau dazwischen, „dass du aber auch wieder alles genau wissen willst. Ich denke, wir haben im Moment ganz andere Sorgen.“

Da hatte sie nun einmal recht. Robert bat zur Besprechung an den Tisch im Wohnzimmer und klärte über die Lage auf. Er hatte inzwischen die achtzehn Kistchen mit den Bleikappen zu den Bohrlöchern gebracht. Sie mussten also nur noch abgesenkt werden. Fünf Tage blieben noch Zeit. Das Absenken sollte eigentlich in drei Tagen gelingen. Eine Reservekappe wollte er vor seiner Höhle deponieren. Falls mit einer anderen Kappe irgendetwas schiefgehen sollte, könnte man diese holen. Doch was sollte jetzt noch schiefgehen?

Es lief alles nach Plan. Doch schiefgehen konnte immer etwas. Deshalb hatten die Mondbewohner in einer erneuten Vollversammlung die Evakuierung beschlossen.

Sie wollten auf dem Mars Zuflucht suchen und sich dort im Krater des Olympus Mons versammeln. Lebensmittel wollten sie mitnehmen, Sauerstoffstaub ebenso. So konnten sie dort aus sicherer Entfernung abwarten, ob die Mondexplosion wirklich verhindert werden konnte. Falls sich die Katastrophe jedoch nicht abwenden ließ, hatten sie überdies auf dem Mars eine kleine Überlebenschance, denn vielleicht würde sich auch dort irgendeine Ecke finden, wo sie sich ansiedeln konnten.

In der Wartezeit auf die Erdbewohner hatten sie massenweise Raketenräder gebaut – in allen Größen. Alle hatten angepackt, und so stand mittlerweile für beinahe jedes Mondwesen ein eigenes Gefährt bereit. Und die, die noch fehlten, sollten in der Zeit fertiggestellt werden, während die Bleikappen abgelassen wurden.

Und Robert hatte sich ein geniales Überwachungssystem ausgedacht. Er hatte achtzehn Temperatursonden gebaut, für jede Bombe eine. Die würden zwar direkt neben der Bombe zerschmelzen, wenn die sich auf 20 000 Grad aufheizte, doch er wollte sie direkt unter der Steinabdeckung installieren. Mit einem Sender meldete die Sonde die Temperatur in dem Bohrloch an die Überwachungszentrale. Ganz so heiß würde es nahe der Oberfläche nicht werden. Vielleicht würde sie auch in dieser Position im Endstadium der Hitze nicht mehr standhalten können, doch auf jeden Fall wusste man, ob die Temperatur überhaupt anstieg.

Und dann wäre der Plan misslungen.

Die Zentrale war mit Bieber verknüpft, und der hielt wiederum Verbindung mit einem extrem starken Sender, dessen Signale Robert auch auf dem Mars empfangen konnte. Vom Mars aus konnte man den Mond nicht sehen und auch nicht beobachten, ob er explodierte. Doch wenn

die Temperatur nicht anstieg, konnte man sicher sein, dass die Sternpiraten scheiterten.

Auch was mit Grummel passieren sollte, wurde heftig diskutiert. Sollte man ihn mit evakuieren? Die einen waren dafür, weil er ja mit seinen Auskünften geholfen hatte, eine Abwehrstrategie zu entwickeln, die andern dagegen, weil er für sie ein Verbrecher war. Wenn er sie angelogen hätte, dann wäre es die gerechte Strafe, wenn er mit unterginge.

Robert fällt den weisen Entschluss: Er durfte mitkommen, kam aber auf dem Mars in Gewahrsam. Explodierte der Mond, dann bekäme er lebenslänglich. Würde der Mond gerettet, dann bekäme er eine Umschulung nicht nur zum Hilfspfleger, sondern auch zum examinierten Krankenpfleger – wenn er es denn wollte.

Bleikappen

Es war schon beinahe Mitternacht auf der Erde. Judith und Till und ihre Eltern sollten eigentlich verdammt müde sein. Doch die Erdbewohner waren aufgekratzt und putzmunter.

„Lass uns doch schon ein paar Kappen versenken“, schlug Herr Dörfel vor. „Oder ist jemand so schläfrig, dass er sich nicht mehr konzentrieren kann?“

Die übrigen fünf verneinten, und Robert befand: „Je früher wir beginnen, desto früher sind wir fertig, desto früher können wir die Evakuierung beginnen.“

Gesagt, getan. Sie machten sich auf zur Rima Messier. Die dortige Bombe lag dem Vendelinus, Roberts Zuhause, am nächsten.

Die Erdbewohner begaben sich mit Robert zum Raketenauto. Wie immer wollten Maxi und Sigggi auch mitkommen, doch Robert meinte, mehr als sieben Reisende könne sein Auto nicht bequem fassen. Schmollend blieben sie zurück. Den Ablasser befand sich bereits im Wagen.

Die Fahrt zur Rima Messier dauerte eine gute Stunde. Elegant setzte Robert in der Nähe des Bohrlochs auf. Die Erdbewohner stiegen aus. Robert reichte den Ablasser aus der Luke, Tills Vater nahm ihn entgegen. Nun verließ auch Robert das Fahrzeug, rollte ein Stück auf das Bombenversteck zu und schob die darüber liegende Steinplatte beiseite. Das Bohrloch kam zum Vorschein. Herr Dörfel nahm es in Augenschein und wunderte sich über die glatte Wand. Und dieser Schacht sollte achthundert Kilometer tief sein? Unglaublich. Gut, die Schnur würde reichen, die war auf tausend Kilometer ausgelegt.

Herr Dörfel klemmte die Bleikappe an dem Schnappverschluss des Ablassers fest. Judith und Till hatten sie bereits der Kiste entnommen. Ablasser und Kappe positionierte er genau in der Mitte über dem Bohrloch. Dann rief er seine Mitstreiter herbei. Jetzt würde sich zeigen, ob sie gut genug geübt hatten.

„Achtung – fertig – los!“, kommandierte er, und alle betätigten die ihnen zugewiesenen Knöpfe, spürten in ihren Fingerspitzen das Sirren vom Abrollen des ewig langen Fadens. Sollte sich die Kappe verkanten und zum Stillstand kommen, würde ein Signallämpchen dies anzeigen. Doch das geschah nicht, zum Glück. Stattdessen leuchtete irgendwann das Lämpchen für ‚Ziel erreicht‘, doch erst nach einer Viertelstunde. Was am Elbblickturm nur wenige Sekunden gedauert hatte, zog sich hier um ein Vielfaches in die Länge. Hätte es auf dem Mond eine Atmosphäre gegeben, die die Kappe abbremste, dann hätte es noch viel länger gedauert.

Das Bremslicht leuchtete kurz, dann flimmerte das Licht für die Absetzklaue auf und zuletzt das für die Rückspulung. Nochmals dauerte es eine halbe Stunde, dann meldete sich erneut das Bremslicht, und alle sechs Helfer spürten in ihren Fingern einen kleinen Ruck. Die Klaue war also oben gelandet.

Geschafft! Die erste Higgs-Bombe war gesichert. Robert ließ eine Temperatursonde etwa einen Meter in die Tiefe hinab. Dort hing sie an der elektrischen Leitung, die die Messwerte nach oben leitete zu dem starken Sender. Dieser meldete die Werte an die Überwachungszentrale.

„Auf zur nächsten Bombe!“, rief Erich Dörfel munter aus, packte den Ablasser zusammen und ging mit seinem Trupp zu Roberts Auto. Der startete sogleich in Richtung Sinus Medii. Zwei Stunden brauchte er für diese Strecke,

und die Mission verlief genauso erfolgreich. Auch hier platzierte Robert die Temperatursonde. Es war inzwischen nochmals eine Stunde vergangen.

„Und weiter!“, rief Tills Vater energisch. Er schien unermüdlich. Doch seine Frau protestierte.

„Ich kann nicht mehr. Ich konnte mich jetzt schon kaum noch konzentrieren. Ich habe Angst, dass ich Fehler mache. Ich muss mich auf jeden Fall erst einmal ausruhen.“

Es war ja mittlerweile auch vier Uhr Nacht Erdenzeit, obwohl hier auf dem Mond immer noch die Sonne hell leuchtete. Aber alle gaben zu, dass eine Pause nötig war, und auf dem Rückflug fielen sogar Tills Vater die Augen zu.

Doch man wusste jetzt Bescheid. Das Absenken bereitete keine unkalkulierbaren Schwierigkeiten. Acht Stunden nach der Rückkehr in seine Höhle weckte Robert vorsichtig seine Gäste und bewirtete sie mit einem üppigen Frühstück. Wie wunderten sich die Erwachsenen, was es auf dem Mond für Köstlichkeiten gab! Und wieder setzte Herr Dörfel an, nach Herkunft und Anbau der Lebensmittel zu fragen, doch seine Frau gebot ihm Einhalt.

Als alle Helfer gestärkt waren, machten sie sich an die Arbeit. Robert steuerte nun das Mare Smythii an, das im Osten lag, genau an der Grenze zwischen Mondvorder- und -rückseite. Von dort aus ging es weiter zum nächsten Punkt nach Osten, bis sie beim Krater Bruce angelangt waren. Nun hatten sie alle Bomben am Mondäquator abgesichert, acht Stück insgesamt, und zusätzlich überall die Temperatursonden angebracht. Aber die Zeit lief, ein weiterer Tag war vergangen. Vier Tage noch.

Während die Menschen schliefen, bereitete Robert die Evakuierung vor. Die meisten erforderlichen Räder waren gebaut, Raumanzüge in allen Größen und ausreichender

Anzahl vorhanden. Die ersten Mondbewohner standen zur Abreise bereit. Es war nicht so günstig, dass Robert mit dem ersten Trupp nicht mitfliegen konnte, aber er wurde auf dem Mond gebraucht. Statt seiner sollten Siggi und Maxi die Ausreisenden anführen. Robert beschrieb ihnen die Route, die sie zum Mars nehmen sollten, und dann den Weg zum Olympus Mons. Der war eigentlich nicht zu verfehlen, das wussten sie selbst. Sie verfügten ja schon über ein paar Tage Mars erfahrung.

Inzwischen war auch die Funkverbindung für die Temperaturübermittlung vom Mond zum Mars verbessert und verfeinert worden. Es war jetzt möglich, mit der Zentrale nun auch vom Roten Planeten aus Gespräche führen, so schien es jedenfalls. Falls alles so ablief, wie es geplant war.

Noch während die Familien frühstückten, begab sich ein großer Teil der Mondbewohner bereits auf den Weg zum Mars, Siggi und Maxi allen voran. Wie ein endlos langer Feuerschweif zog sich ihre Fährte ein Stück weit am Himmel entlang und verlor sich dann im Dunkel. Eigentlich schön anzusehen, wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre.

„Diese Route fliegen wir auch bald entlang, alle zusammen“, meinte Judiths Mutter. „Ich bin mal gespannt, was uns auf dem Mars erwartet.“

„Ja, wir fliegen als Letzte. Ich als Allerletzter, mit meinem Raketenauto. Ich werde noch einige Vorräte mitnehmen, für alle Fälle“, sagte Robert. „Der Kapitän verlässt als Letzter das sinkende Schiff.“ Es schien, als ob er lachen würde.

Drei Tage noch.

Während also die Mondbewohner weiter das Weite suchten, flogen Robert und seine Gäste von der Erde die vier Bombenlöcher auf der Nordhalbkugel des Mondes an. Gemeinsam ließen Judith und Till und ihre Eltern die Blei-

kappen auf die Bomben herab. Das klappte auch an diesen Stellen wunderbar, ohne irgendwelche Schwierigkeiten. Noch die Temperatursonden verlegt, dann flog Robert zum Nordpol, in die Nähe des Whipple-Kraters, und auch dort versenkten sie das Blei. Nun traten sie den längeren Rückflug zum Vendelinus an, in Roberts Häuschen verbrachten sie die Ruhezeit. Nur Robert klammerte sich aus, er betreute weiterhin die Abreise der Mondgefährten.

Übermorgen war es so weit.

Nach acht Stunden Pause servierte Robert wie schon am vorigen Tag das Frühstück. Gut gestärkt und guter Laune machten sich Eulerings und Dörfels mit ihm auf den Weg, die Bombenstellen auf der Südhalbkugel unschädlich zu machen. Sie begannen im Osten mit dem Krater Gum, weil der am nächsten lag, und arbeiteten sich weiter an dem 45. Breitengrad vor, über Von Kármán, McLaughlin bis Proctor. Von dort flogen sie zum Südpol und riegelten auch dort die Empfangsantenne der Higgs-Bombe ab.

Die Arbeit war geschafft. Noch einen Tag. Morgen sollten die Higgs-Bomben gezündet werden. Genau um 14 Uhr 15 und 31 Sekunden. Eigentlich wäre es angeraten, so schnell wie möglich zu verschwinden. Doch die Menschen, Kinder wie Erwachsene, waren erschöpft von der unentwegten Fliegerei und der hochanstrengenden Konzentrationsarbeit. Sie besprachen mit Robert, dass er sie noch einmal ausruhen oder schlafen lassen sollte, jedoch nach sechs Stunden wieder wecken und nicht erst nach acht, wie sonst. Es war schon zwei Uhr mitteleuropäischer Zeit. Wenn sie sich um acht Uhr fertig machten, dann hätten sie immer noch genügend Zeit, den Mond zu verlassen.

Robert war einverstanden und kümmerte sich, während sie ruhten, um die abreisenden letzten Mondwesen.

Er half ihnen in die Raumanzüge, versorgte sie mit Vorräten von Sauerstoffstaub und Nahrungsmitteln und verabschiedete jeden mit einem Klaps auf den Rücken.

Schicksalstag

Um acht Uhr weckte der gewissenhafte Robert seine Gäste. Das Frühstück stand auch diesmal schon bereit. Kinder wie Erwachsene stürzten sich hungrig darauf.

Sechs Stunden noch. Erich Dörfel erhob seine Stimme und sprach: „Lieber Till, liebe Judith, meine liebe Frau und ihr lieben Eulerings, ich muss euch einen Entschluss mitteilen. Ich habe kaum geschlafen, viel nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, ...“

Tills Mutter dachte: ‚Was will er denn jetzt schon wieder?‘ Doch ihr Mann wurde unterbrochen, weil die Kommandozentrale ein Gespräch meldete. Schildi war in der Leitung. Sie und ihre Schwester waren die einzigen Bewohner aus Roberts Höhle, die noch nicht auf dem Weg zum Mars waren. Die Fische waren längst abgereist, andere Mondwesen hatten sie in kleinen, mit Wasser gefüllten Beuteln mitgenommen.

Die Schildkröten wollten ebenfalls gerade aufbrechen, als einer der Artisten des Mondzirkus am Abreisesammelpunkt ankam und fragte, wo sein Raketenfahrrad sei. Es war keines mehr da, obwohl sich die Schildkröte und der Artist in allen Winkeln umsahen. Schildi fragte, ob in der Höhle vielleicht noch ein Ersatzfahrrad übrig wäre. Robert verneinte und fragte seine Freunde, ob ihnen eventuell irgendwo ein verloren gegangenes Raketenrad aufgefallen sei. Für den Artisten sei keines mehr vorhanden.

Niemand hatte ein ungenutztes oder herrenloses Rad gesehen. Doch Tills Vater sagte:

„Er kann meins haben. Ich bleibe sowieso hier, das wollte ich euch ja gerade erzählen.“

Seine Reisebegleiter sahen ihn entgeistert an, und seine Frau fragte: „Ja bist du denn vollkommen verrückt geworden? Und wenn die Bomben doch hochgehen?“

„Das will ich ja gerade verhindern.“

„Wie willst du das denn verhindern? Es handelt sich immerhin um Higgs-Bomben!“

„Nicht verhindern, ich will sie überwachen. Robert hat doch die Temperaturfühler in den Bombenschächten angebracht. Ich bleibe hier in der Zentrale und kontrolliere, welche Temperatur sie melden. Und wenn in einem Bohrloch doch die Temperatur steigen sollte, versenke ich dort die Ersatz-Bleikappe. Dann haben wir immer noch eine kleine Chance, dass die Bombe neutralisiert wird.

Wenn sich kein Bohrloch erwärmt, dann hatten wir Erfolg. Dann werdet ihr ja sowieso alle bald wieder zum Mond zurückkehren, was ich natürlich sehr hoffe.“

„Und wie willst du den Ablasser bedienen, das schaffst du doch gar nicht alleine“, wandte Till ein.

„In diesem Notfall werde ich das Blei einfach in das Loch hineinfallen lassen. Ich werde hoffen, dass das funktioniert.“

„Und wie willst du an das Bohrloch herankommen, Schafskopf?“ Seine Frau nahm kein Blatt vor den Mund. „Willst du dahin laufen?“

„Ja, äh, mit dem Raketensrad.“ Da merkte Herr Dörfel, dass er sich verrannt hatte. Gerade erst hatte er ja sein Rad noch dem Artisten versprochen. Er ließ aber nicht von seiner Idee ab.

„Also, auf jeden Fall bleibe ich hier. Dann kann der Artist mein Raketensrad halt doch nicht haben und muss ebenfalls dableiben. Dann kann er nur mit mir zusammen hoffen, dass alles gut geht.“

„Ganz unvernünftig finde ich den Vorschlag des Herrn Dörfel nicht“, ließ sich nun auch Robert vernehmen. „Doch da er hierbleibt, bleibe ich auch. Till, du fährst das Raketenauto und bringst die Vorräte zum Mars. Der Artist bekommt dein Rad.“

„Das ist dem doch viel zu klein“, widersprach Till.

„Das ist doch ein Artist. Er ist gelenkig und kann sich auf die Größe deines Fahrrads einstellen.“

Das schien nun geklärt, doch Herr Dörfel protestierte. „Das kommt gar nicht in Frage. Robert, du kannst hier überhaupt nichts tun, und auf dem Mars wirst du mit Sicherheit gebraucht. Das hier ist meine eigene Entscheidung und ich verlange von dir, dass du dich um die Mondbevölkerung kümmerst, um die Eulerings und auch um meine Familie. Tut mir leid, Till“, wandte er sich an seinen Sohn, „dass es diesmal nichts wird mit dem Raketenauto-Fliegen. Es wird sowieso alles gut gehen, und morgen werden wir uns wiedersehen.“

Einen letzten Versuch unternahm Tills Mutter noch. „Und du willst dich hier von den Röntgenstrahlen zerstrahlen lassen?“

„Nein, ich habe eine Bleischürze mit zum Mond gebracht.“

Da fiel bei seiner Frau der Groschen. „Ach, die ist wohl in dem Rucksack. Du hast unten schon geplant, auf dem Mond zu bleiben.“

„Das nicht. Wir wussten ja noch gar nicht, dass die Evakuierung geplant war. War nur so eine Idee von mir. Und nun merke ich, wie gut sie war.“

Nach diesen Worten musste selbst Frau Dörfel einsehen, dass der Entschluss ihres Mannes unumstößlich feststand. Und vielleicht hatte der ja wirklich etwas Gutes.

Auch Robert sah ein, dass Tills Vater recht hatte. Er überlegte kurz, rechnete nach und kam zu dem Schluss, dass der Artist noch mit ins Auto passen musste. Er konnte sich ja ein bisschen klein machen.

Nach dem Ende der Diskussion ließ sich Tills Vater von Robert erklären, wie er die Temperatursonden überwachen konnte. Als das geschehen war, hieß es Abschied nehmen, das Auseinandergehen schmerzte diesmal ein bisschen mehr als sonst.

Herr Dörfel begleitete die anderen bis zum Höhlenausgang. Bevor seine Mitstreiter in ihre Raumanzüge schlüpfen, umarmte er alle der Reihe nach. Besonders fest aber seinen Sohn Till. Der sah ihn voller Bewunderung an. Für ihn war er ein Held. Ebenso innig umarmte er auch seine Frau. Die sah ihn an mit gemischten Gefühlen, die sich auch auf ihrem Gesicht widerspiegelten. Hielt sie ihn für tollkühn, verantwortungslos oder vollkommen menschugge? Sie entschied sich letztendlich für sehr verantwortungsvoll, nahm seinen Kopf in beide Hände, zog ihn zu sich herunter und gab ihm einen Kuss mitten auf die Stirn.

Dann kroch auch sie in ihren zu großen Raumanzug, verriegelte den Helm und marschierte den anderen hinterher in die Schleuse. Ihr Mann schaute ihr nach, bis sich das Tor geschlossen hatte.

Nun ging er zurück und setzte sich auf seinen Platz in der Kontrollstation.

Vier Stunden noch. Die Diskussion, ob er bleiben durfte oder nicht, das Erklären der Temperaturüberwachung, der Abschied, das alles hatte sich doch recht lang hingezogen. Wenn Grummels Aussagen stimmten, dann würde die Röntgenbestrahlung der Higgs-Bomben in einer Stunde

beginnen. Er hatte etwas Zeit, ging zurück an den Wohnzimmertisch und zog aus seiner Brieftasche ein Sudoku hervor. Zwei oder drei hatte er immer dabei, falls es irgendwann einmal zu einem Leerlauf käme.

Er tüftelte eine Weile an dem Rätsel herum. Es war eines der Sorte ‚verflixt schwer‘. Dann hatte er das Gefühl, er könnte sich nicht richtig konzentrieren und sah auf die Uhr. Viertel nach eins. Es war so weit. Der Röntgenbeschuss würde gleich beginnen. Herr Dörfel zog sich die Bleischürze an.

Gelassen stand Herr Dörfel auf und schlenderte zur Kontrollstation. Alle achtzehn Skalen der Temperaturanzeiger waren unverändert. So sollte es auch bleiben. Da er nicht die ganze Zeit wie hypnotisiert vor dem Pult stehen bleiben wollte, ging er nach draußen, an die frische Luft. Er besah sich die wunderschöne Höhle mit dem riesigen Scheinwerfer, der von oben warmes Licht spendete, fast wie die Sonne. Den Weg zum Eingang der Höhle kannte er, das gegenüberliegende Ende war überhaupt nicht einzusehen. Die Höhle mochte sich noch unendlich in die Ferne ausdehnen.

‚Dort hinten mag Robert seine Gewächshäuser betreiben‘, dachte er. ‚Wenn die Gefahr vorbei ist, sehe ich mir das mal in Ruhe an.‘

Temperatur-Alarm

Doch in diesem Moment war es vorbei mit der Ruhe. Eine der Temperatursonden piepte. Herr Dörfel rannte ins Haus zurück, stürzte zum Kontrollzentrum und besah sich den Monitor. Die Sonde Vavilov schlug an. ‚Mist‘, dachte er, ‚genau die, die am weitesten entfernt ist.‘

Aber es half nichts. Er musste dorthin. ‚Gut, dass ich hiergeblieben bin‘, sagte er sich und rannte zur Schleuse. Es ging ihm nicht schnell genug, ungeduldig trat er von einem Bein auf das andere, bis sie offen war. Auf den Raumanzug verzichtete er, Einreiben mit Sauerstoffstaub ging viel schneller.

Endlich draußen packte er sofort das Kistchen mit der Bleikappe auf den Gepäckträger, und dann sah er die Bescherung. Das Hinterrad war platt. So konnte er nicht starten, mit dem defekten Schlauch würde er nie auf die nötige Startgeschwindigkeit kommen. Also wieder rein in die Höhle, Herr Dörfel hoffte, dass Robert in seiner Werkzeugkiste auch eine Luftpumpe hatte.

Von weitem schon hörte er aus dem Haus ein wahres Piepkonzert dringen. Herr Dörfel rannte noch schneller, flitzte in die Kommandozentrale und traute beim Blick auf das Pult seinen Augen nicht:

Sämtliche Temperatursonden schlugen Alarm. Alle, ohne Ausnahme. Alle blinkten und piepten wild durcheinander. Einige zeigten schon über tausend Grad an.

Es war vorbei. Die ganze Arbeit umsonst. Der Plan war nicht aufgegangen. Herr Dörfel war verloren. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm: Keine zwei Stunden mehr bis zur Aktivierung der Higgs-Bomben.

Was sollte er tun? Verloren war er sowieso, das war Herrn Dörfel klar.

Seltsamerweise breitete sich eine innere Ruhe in ihm aus, die er nicht für möglich gehalten hätte. Das lag vielleicht daran, dass er seinen Sohn Till, sein Frau Isabell und viele, die ihm lieb geworden waren, in Sicherheit wusste. Sogar den Roboter Robert Robertson. Statt in Panik zu geraten, überlegte er ohne Hast, wie er diese, seine beiden letzten Lebensstunden verbringen wollte.

Er entschied sich dafür, aus der Höhle hinauszugehen, sich auf einen Mondfelsen zu setzen und ein letztes Mal die Erde zu betrachten. Bis zu seinem bitteren Ende wollte er sie im Auge behalten, diesen wunderschönen Planeten mit seinen Farben Blau, Braun und Weiß, mit seinen Ozeanen, den Kontinenten und den federleicht anmutenden Wolken. Mit seinen prachtvollen Flecken, die es überall gab, von denen er viele auf seinen Reisen gesehen hatte, von denen aber noch unendlich viel mehr existierten. An seine Reisen wollte er denken und nicht daran, dass die ganze Herrlichkeit in einigen Monaten zerstört werden würde.

Herr Dörfel schaltete die Instrumente der Kommandozentrale aus. Die nutzten ihm nichts mehr. Das Piepen machte ihn nur nervös. Geruhsam schritt er den Weg entlang durch die Wiese, schnupperte die Luft von Gras und Blumen. An der Schleuse rieb er sich kräftig mit Sauerstoffstaub ein, öffnete die Schleuse und kroch hinaus. Eigentlich war es ja egal, aber er war ein gewissenhafter Mensch. Er verschloss sorgfältig die Schleuse wieder. Er wunderte sich, wie dunkel es war. Das war doch sonst nicht der Fall. War inzwischen die Mondnacht angebrochen, die ja zwei Wochen dauerte?

Als er an seinem Fahrrad vorbeilief, trat er gegen das Hinterrad. weil ihn doch ganz kurz die Wut packte. Die Kiste mit der Kappe löste sich und dreiundzwanzig Kilo Blei stürzten auf seinen Fuß. Auch das noch, dachte Herr Dörfel. Seine Wut war so schnell verbraucht, wie sie gekommen war. Das Schicksal meinte es wirklich nicht nett mit ihm. Nicht nur, dass er heute aus dem Leben scheiden sollte, nein, es quälte ihn auch noch zusätzlich. Doch war er nicht selbst daran schuld, zumindest an den Schmerzen in seinem Bein? Er musste lächeln.

Und von wegen dreiundzwanzig Kilo Blei. Das waren ja nicht einmal vier. An die geringere Schwerkraft hatte er überhaupt nicht gedacht – bei seinem Ärger. Und sofort hatte er das Gefühl, dass die Schmerzen nicht ganz so schlimm wären. Und damit arbeitete sein Gehirn auch wieder. Wie war er doch ungenau gewesen in seinem Ärger. Die Masse war und ist und bleibt dreiundzwanzig Kilogramm. Doch die Kraft, die diese Masse ausübt, die betrug hier auf dem Mond nur ein Sechstel. Diese gab man ja auch nicht Kilogramm an, sondern in Newton.

Nun ja ...

Ein Blick auf die Uhr. Beinahe zwei Uhr zeigte sie an. Noch eine Viertelstunde. Zeit, sich einen schönen Platz zu suchen, von dem aus er die Erde betrachten konnte. Herr Dörfel humpelte ein bisschen herum, besah sich einige Steine und Felsstücke. Er wählte einen, der ähnlich aussah wie einer von diesen Sitzsäcken, in die man sich hineinkuscheln kann. Dieser hier gab nicht nach, aber immerhin konnte er sich anlehnen. Kurz überlegte er, ob er die Bleischürze ausziehen sollte. Die konnte ihm sein Leben nun auch nicht mehr retten. Doch nochmals aufzustehen, dazu hatte er keine Lust.

Wie in einem Fernsehsessel machte es sich Herr Dörfel bequem und suchte mit seinem Blick die Erde. Er konnte sie zunächst nicht entdecken. Doch dann fiel ihm die besondere Sternkonstellation ein. Sonne, Erde, Mond, Titan und Saturn mussten in einer Linie stehen. Eine absolute Sonnenfinsternis bedeutete das für ihn auf dem Mond. Der Trabant lag vollkommen im Erdschatten, die Sonne war vollständig verdeckt. Deshalb auch diese Finsternis um ihn herum.

Ein Blick auf die Uhr. Noch fünf Minuten.

Herr Dörfel entdeckte einen schmalen, runden, hellen Kreis. Das war der kleine Streifen der Erde, der vom Rand her noch etwas Sonnenlicht reflektierte. Die gesamte Mitte lag auf der Nachtseite. Dort schliefen die Menschen.

Und wieder die Uhr. Noch drei Minuten.

Nachtaktive Tiere, die gab es auch. ‚Komische Gedanken mache ich mir‘, sagte sich Herr Dörfel. Was alles mochten diese Tiere gerade tun?

Ein neuer Blick auf die Uhr. Zwei Minuten noch.

„Sollte ich nicht endlich über mein Leben nachsinnen?“, fragte sich Erich Dörfel. Ein schönes Leben, das hatte er gehabt, das war seine feste Überzeugung. Musste er nicht dankbar sein? Doch, das musste er. Aber weiter wollte er nicht in sich gehen.

Ein Blick auf die Uhr. Genau 14 Uhr und 14 Minuten. Noch eineinhalb Minuten

Herr Dörfel schaute nach oben. Er sah den schmalen hellen Ring der Erde, er erblickte die Milchstraße und die Sternbilder klar und deutlich. Dort drüben, das war das Sternbild Skorpion. Und in diesem Sternbild befand sich heute der Mars. Erich Dörfel meinte, ihn als winzigen Punkt zu erkennen. Er schloss die Augen und schickte all seine guten Wünsche dorthin. Seine Frau und sein Sohn, die soll-

ten eine Zukunft haben, dort auf dem roten Planeten. Er war sich sicher, bei dem geballten technischen Verstand, den die Mondhühner und die Grünlinge hatten, würden sie es schon schaffen, eine Art Raumstation zu bauen,

Als er die Augen wieder öffnete, zeigte die Digitaluhr 14 Uhr, 15 Minuten und zwanzig Sekunden. Erich Dörfel beobachtete die Sekundenanzeige. Elf Sekunden noch. Er begann, die Sekunden laut mitzuzählen:

„Ein- und- zwan- zig.
Zwei- und- zwan- zig.
Drei- und- zwan- zig.
Vier- und- zwan- zig.
Fünf- und- zwan- zig.
Sechs- und- zwan- zig.
Simn- und- zwan- zig.
Acht- und- zwan- zig.
Neun- und- zwan- zig.
Drei- ßig.“

Die nächste Sekunde ist das Ende, dachte Herr Dörfel. Er schloss die Augen und spürte, wie die Schwerkraft der Higgs-Bombe seinen Körper erfasste. Alles zog sich nach innen zusammen. Die Körpermitte fing an zu schmerzen. Der Schmerz wurde größer, das Zusammenziehen war beinahe unerträglich. Und dabei drängte etwas in ihm nach oben, als ob es herauswollte.

Hatte er das Zeitgefühl verloren? Die Sekunde musste doch längst verstrichen sein. War er schon tot und hatte es gar nicht bemerkt? Er müsste doch schon längst zu einem winzigen Klümpchen zusammengeschrumpft sein.

Herr Dörfel musste aufstoßen, und er fühlte sich erleichtert. Die Schmerzen in seiner Körpermitte ließen etwas nach.

Er öffnete die Augen. Die Milchstraße war am selben Platz wie zuvor, die Sternbilder hielten dieselbe Position wie vorhin, und auch der Erdenrand zeigte sich noch als schmaler Ring an gleicher Stelle. Nichts in seiner Umgebung hatte sich verändert. Herr Dörfel sah auf seine Uhr. 14 Uhr, 16 Minuten und 10 Sekunden. Mehr als eine halbe Minute über den veranschlagten Explosionszeitpunkt hinaus.

Nicht, dass er sich geärgert hätte, aber erstaunt war Tills Vater schon. Was war denn passiert? Die Higgs-Explosion hatte auf jeden Fall nicht stattgefunden, da war er sich sicher. Doch vielleicht war sie nur verschoben, nicht aufgehoben. Oder die Sternpiraten hatten den Zeitpunkt doch nicht so genau berechnen können, so dass ihm noch eine Galgenfrist blieb.

Hier draußen herumzusitzen, brachte jedenfalls im Moment nichts. Sein komisches Gefühl, davon war er mit einem Mal überzeugt, das Zusammenziehen, das war ein schwerer Magenkrampf, wie er ihn in großen Abständen in Stresssituationen immer mal hatte. Nur noch nie so heftig wie heute.

Herr Dörfel schleuste sich wieder ein und ging zum Kontrollzentrum. Er schaltete die Sonden an und siehe da, die Temperatur an allen Sonden war am Fallen. Irgendwie sollte es doch möglich sein, mit Robert Kontakt aufzunehmen über den neuen Sender. Schade, das hatte er sich gar nicht erklären lassen. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Die Mondwesen würden mitbekommen, dass die Explosion nicht stattgefunden hatte, und zurückkehren. Wie er Robert kannte, tauchte der erst einmal alleine mit seinem Raketenauto auf, um die Lage einzuschätzen.

Hönig

Jetzt, da die ganze Anspannung von ihm abfiel, spürte Herr Dörfel auf einmal einen unbändigen Appetit. Seit dem Frühstück hatte er nichts mehr gegessen. Und die starke Aufregung und die Schmerzen im Bauch und im Fuß hatten ihn seinen Hunger vergessen lassen. Er musste dringend etwas essen, plünderte den Kühlschrank und schob sich gleich im Stehen einige Leckerbissen in den Mund. Vorher aber zog er sich die schwere Bleischürze aus. Wenn die Temperatur in den Bomben fiel, gab es wohl auch keine Röntgenbestrahlung mehr und keine Notwendigkeit, die Schürze zu tragen.

Wie schön es doch war, Hunger zu haben und ihn stillen zu können!

Pappsatt entschloss sich Herr Dörfel, vor der Höhle auf Roberts Rückkehr zu warten, und begab sich nach draußen. Er setzte sich wieder auf den steinernen Sitzsack. Die Sonnenfinsternis war vorüber und Helligkeit breitete sich aus. Die Erde wies schon wieder einen deutlich breiteren hellen Streifen auf der linken Seite auf. Aber noch etwas anderes schien plötzlich hell auf. In enormer Geschwindigkeit näherte sich ihm ein gleißendes Etwas, das wahnsinnig schnell größer wurde.

Kaum hatte Erich Dörfel erkannt, dass es nicht Roberts Mondauto war, sondern eine Art riesige Blechbüchse, da war diese auch schon gelandet. Ihm war sofort klar, dass es sich um das Raumfahrzeug der Sternpiraten handelte. Flucht war sinnlos, denn sie hatten ihn schon entdeckt, davon war er überzeugt. Also blieb er einfach sitzen.

Die Landeklappen der Büchse wurde ausgefahren, und drei Raumfahrer entstiegen dem Gefährt. Ohne zu zögern,

strebten sie zielstrebig auf Herrn Dörfel zu. Sie hinterließen froshartige Spuren im Mondstaub.

Als sie sich ihm bis auf eine kurze Entfernung genähert hatten, konnte der Wissenschaftler von der Erde auch ihre grünen Gesichter mit den großen Nasenlöchern erkennen. Bei ihrem Anführer knackte ein Lautsprecher, wegen des Sauerstoffstaubes konnte Herr Dörfel das Geräusch deutlich vernehmen. Und dann begann der Rädelsführer in einer unbekanntenen Sprache zu sprechen. Ein bestimmtes Wort bekam Herr Dörfel immer wieder mit, konnte damit aber zuerst nichts anfangen. „Mel, Mel, Mel“, fielen nun auch die anderen Grüngesichter in den Singsang ein, immer lauter, und vielleicht auch ärgerlicher.

Da fiel bei Herrn Dörfel der Groschen. Grummel hatte doch gesagt, bei den Grünlingen würde Blei Mel heißen. Und dieses Metall war doch so wertvoll für Piraten. Eines der wichtigsten Ziele ihrer Raubzüge. Die wollten also sein Blei. Nun ja, damit konnte er dienen. Er ging zu dem Kistchen, das durch den Sturz schon ein bisschen aufgebrochen war, und packte die Bleikappe aus. Mit der Hand bedeutete er den Piraten, dass sie sich das Blei ansehen sollten.

Diese gerieten in helle Aufregung, einer nahm die Kappe hoch, wog sie in seiner Hand und schien sehr zufrieden. Ulkige Laute stießen sie aus. Der Nächste entriss dem Ersten fast das Blei, dann der Dritte dem Zweiten. Alle wollten sie das Blei einmal in den Händen halten. Sie schienen es kaum fassen zu können, dass es so viel Blei in einem einzigen, riesigen Klumpen vereinigt gab.

Während sich die Piraten noch gegenseitig das Blei entrissen und mit der Kappe Freudentänze vollführten, tauchte Robert mit seinem Raketenauto am Horizont auf. Er näherte sich schnell und landete neben dem Büchsen-



raumschiff. Als er ausstieg, sah Herr Dörfel, dass sich in seiner Begleitung Grummel befand.

Robert sagte zu diesem: „Frag sie, ob sie sich überzeugt hätten.“

Grummel trat auf die drei Piraten zu und nuskelte etwas vor sich hin, und diese nuskelten zurück. Dann übersetzte er die Antwort der Piraten für Robert: „Sie meinen, auf den ersten Blick sieht es so aus wie Mel, aber sie müssten im Raumschiff noch ein paar Tests auf seine Echtheit machen.“

Und wirklich zogen sich die Piraten zurück in ihre Büchse und werkelten darin herum. In der Zwischenzeit

unterrichtete Robert Herrn Dörfel, was sich auf dem Mars ereignet hatte. Als er bei den anderen eingetroffen war, berichtete er, hatte Maxi ihm aufgeregt erzählt, auf ihrem Flug zum Mars sei sie ganz kurz eingenickt. Dabei hatte sie einen Traum. Sie sah ein Bild vor sich, das zeigte, wie Robert mit den Piraten verhandelte, und Grummel stand genau in der Mitte der Verhandlungspartner. Und von allen lief Honig herunter.

Robert konnte mit diesem Traum zunächst nichts anfangen. Doch er tat ihn nicht einfach ab, denn Maxi hatte immer wieder mal zutreffende Ahnungen. Die übrigen Mondbewohner hatten inzwischen den riesigen Krater des Olympus Mons bevölkert. Als Robert eintraf, scharten sich viele von ihnen um ihn, denn sie wollten mitbekommen, was die Messsonden vom Mond meldeten. Die Temperatursonden waren ja per Funk mit Apparaturen in Roberts Auto verbunden.

Wie groß war das Entsetzen, als die erste Sonde eine rapide Temperaturerhöhung anzeigte. Nun konnte man nur hoffen, dass Erich Dörfel es schaffen würde, die für diesen Fall vorgesehene zweite Bleikappe zu platzieren oder die erste durch das Hineinwerfen der Ersatzkappe in die richtige Lage zu rücken.

Als die nächste Sonde ebenfalls einen Temperaturanstieg anzeigte, kam Verzweiflung auf und die Hoffnung auf Rettung wankte. Als dann aber alle Sonden aktiv waren, breitete sich tiefe Niedergeschlagenheit aus und die Mondwesen hielten ihr Heimatgestirn für verloren. Und nicht nur den Mond, sondern auch die Erde. Erich Dörfel würde einen Heldentod sterben.

Doch da fiel Robert Maxis Traumbild ein. Honig, das hieß doch Mel auf Lateinisch. Und Mel, das war Blei in der Sprache der Piraten. Deshalb hatten sie auch in ihrem

Lied davon gesungen, mit etwas Glück würden sie auch Honig finden. Bieber hatte offenbar deren Wort für Blei auch nicht gekannt und einfach aus dem Lateinischen mit Honig übersetzt. Auf Blei waren die Piraten aus. Damit konnte man sie vielleicht ködern. Und Grummel stand in Maxis Traumbild in der Mitte der Verhandlungsparteien. Bedeutete das, dass er als Vermittler fungieren konnte? Er kannte ja die Sprache der Grünlinge und damit auch die der Piraten.

Robert gab Order, Grummel zu ihm zu bringen. Er stellte in der Zwischenzeit seinen Funksender auf allerhöchste Leistung. Bald wurde Grummel gebracht, und Robert teilte ihm mit, dass er sich jetzt sofort bewähren könne. Er müsse als Vermittler mit den Piraten verhandeln. Er sollte zuerst per Funk in den Weltraum Folgendes durchrufen:

„Sternpiraten, hört auf, die Röntgenstrahlen auszusen-
den. Ihr zerstört dabei unglaubliche Mel-Mengen.“

Grummel war sofort einverstanden. Er brabbelte irgendetwas ins Mikrofon, und dieses Gebrabbel, das breitete sich aus im gesamten Sonnensystem. Und die Kunde erreichte schließlich auch die Sternpiraten. Sie hörten, wie sie jemand in ihrer Sprache ansprach, das war schon merkwürdig. Der behauptete, sie würden beim Beschuss des Mondes mit Röntgenstrahlen Mel zerstören. Das war kaum zu glauben. Wenn es aber doch stimmte, dann durften sie sich diese Chance nicht entgehen lassen, an das wertvolle Mel zu gelangen. Sie verlangten Beweise für die Behauptung.

Hoherfreut war Robert, als es in seinem Empfänger erst rauschte, dann brabbelte. Grummel lauschte und wunderte sich: „Die haben ja einen komischen Dialekt. Aber ich kann alles, was sie sagen, verstehen. Sie wollen Beweise.“

Robert bot an, diese zu liefern, wenn sie den Röntgenbeschuss einstellen würden. Damit waren sie natürlich anfangs nicht einverstanden, und so ging die Verhandlung hin und her. Schließlich traf man folgende Verabredung:

Die Piraten sollten die Röntgenröhren abstellen. Sie sollten deren Steuerung mit ihrem wahnsinnig schnellen Raumschiff umgehend zum Mars bringen. Grummel kannte sich mit dieser Apparatur aus. Wenn er bestätigen würde, dass es sich bei dem Gebrachten wirklich um die Steuereinheit für die Röntgenröhre handelte, dann würden sie den Piraten eines der Mel-Teile zeigen und ihnen übergeben. Es hätte eine Masse von fast zehn Kilogramm wiegen. Sie könnten anschließend das Achtzehnfache dieses Schatzes bekommen. Dafür müssten sie jedoch die komplette Röntgenröhre abliefern. Wenn die Mondwesen sie betrügen würden, dann bräuchten sie nur die Steuerung neu zu bauen, und das ginge ziemlich schnell. Dann könnten sie die Aktivierung der Higgs-Bomben immer noch nachholen.

Darauf ließen die Sternpiraten sich schließlich ein. Sie schafften die Steuerung zum Olympus Mons auf dem Mars, und Grummel überzeugte sich davon, dass es das Originalgerät war. Die Piraten schauten ihn zwar komisch an, sonderlich wunderten sie sich aber nicht darüber, dass mitten unter den Mondbewohnern ein Grünling lebte. Auch als sie eine große Anzahl weiterer Artgenossen entdeckten, war ihnen das vollkommen egal. Sie waren nur von der Gier nach Blei besessen und konnten es kaum abwarten, den Klumpen in Augenschein zu nehmen. Bis Robert mit seinem lahmen Auto vorweg zum Mond geflogen wäre, dauerte es ihnen viel zu lang. Sie ließen sich genau die Position des Bleis beschreiben und machten sich eilends auf den Weg.

Wenig später entdeckten sie am angegebenen Ort Erich Dörfel und bedrängten ihn, ihnen das Mel zu zeigen.

Kaum hatte Robert seinen Bericht beendet, kamen die Piraten aus ihrem Raumschiff und strahlten über alle grünen Ohren. Sie hatten sich von der Echtheit des Bleis überzeugt und wollten am liebsten auch die anderen achtzehn Kappen gleich mitnehmen. Doch Robert erinnerte sie daran, dass sie laut Vereinbarung das komplette Röntgengerät abzuliefern hatten und dass Grummel es genau untersuchen würde. So wie sie das Blei untersucht hatten, musste auch die Echtheit des Geräts überprüft werden. Außerdem mussten sie das Blei erst herbeiholen, fügte er hinzu. Wo es versteckt war, das verriet Robert natürlich nicht. Die Piraten sollten in einer Woche wiederkommen. Dann sollten sie die Bleikappen im Austausch gegen das Röntgengerät erhalten.

Die Piraten waren zwar sehr ungeduldig, doch sie sahen zuletzt ein, dass der Austausch nicht schneller vortrittgehen konnte. Sie marschierten zurück zu ihrem Raumschiff und tuschelten unterwegs leise miteinander. Grummel konnte dennoch aufschnappen, dass sie wahnsinnig zufrieden waren. Schon das Blei, das sie jetzt bekommen hätten, wäre x-mal mehr wert als die Röntgenanlage. Die könnten sie ja jederzeit auch wieder neu bauen, in einem Vierteljahr wäre sie fertig. Die Tauschaktion lohnte sich für sie viel mehr als die Sprengung des Mondes und das mühselige Durchpflügen der Erde mit ihren Rodungsmaschinen.

Das Büchsenraumschiff entfernte sich. Erst einmal Aufatmen bei Herrn Dörfel, Robert und Grummel.

Was nun geschehen musste, war eigentlich ganz klar, doch das wollte Robert lieber in seinem Haus besprechen. So gingen sie hinein und machten einen Plan. Die Bleikappen mussten alle wieder aus den Bohrlöchern geholt werden, und zwar mit Hilfe des Ablassers. Der konnte sie auch

herausziehen. Anschließend sollte der Ablasser auch die Higgs-Bomben heraufbefördern. Die Antennen sollten danach abgesägt werden, damit die Piraten sie nicht nochmals zünden konnten. Denn das waren unsichere Verhandlungspartner. Wer weiß, was denen noch einfiel, wenn sie in einem Vierteljahr einen neuen Röntgenstrahler hatten!

Unterdessen befanden sich schon die ersten Mondbewohner auf dem Rückweg vom Mars. Einige allerdings wollten noch ein wenig auf dem Roten Planeten verweilen. Denn wer konnte schon sagen, wann er das nächste Mal die Gelegenheit hätte, auf dem Mars herumzuspazieren. Da war natürlich etwas dran.

Während Robert, Herr Dörfel und Grummel noch beratschlagten, klopfte es am äußeren Schleusentor. Das Pochen wurde zu Roberts Haus übertragen wie bei einer Türklingel. Alle zusammen machten sich auf den Weg zur Schleuse. Nacheinander passierten erst Frau Dörfel und dann Till die Schleuse, die sofort zu ihrem Mann bzw. Vater eilten. Während sich die drei in den Armen lagen, erschienen auch Judith und die Eltern Eulerling.

Gemeinsam zog man in Roberts Wohnzimmer und beglückwünschte sich gegenseitig, dass der Plan aufgegangen war und alle überlebt hatten. Dass es den Mondwesen und den Erdenmenschen in gemeinsamer Anstrengung gelungen war, ihre Heimatgestirne, den Mond und die Erde, zu retten! Am Schluss fragte Till: „Aber wieso haben die Bleikappen nicht funktioniert?“

Robert hatte die Angelegenheit schon analysiert. Ganz sachlich erklärte er: „Sie haben schon funktioniert. Sie haben keine Röntgenstrahlen durchgelassen. Aber wir haben das Prinzip falsch verstanden. Es ging gar nicht darum, die Antennen selbst mit Röntgenstrahlen aufzuladen. Die Antennen hatten die Funktion, die Energie der

Strahlen in der Umgebung aufzuspüren, und zwar bis zu hundert Kilometer im Umkreis. Diese Energie sammelten sie ein und heizten damit das Bombeninnere auf. Das Einsammeln funktioniert über eine Art Tastsinn, der von den Bleikappen überhaupt nicht beeinträchtigt wurde.“

„Das Blei hat uns also nichts genutzt“, sinnierte Tills Vater. „Und trotzdem hat es uns das Leben gerettet.“

Aufräumen

Die folgende Woche füllte geschäftiges Treiben. Nach und nach und Stück für Stück wurden die Bleikappen geborgen, und nach jeder Kappe die zugehörige Bombe aus dem Schacht gezogen. Seltsam, wie harmlos sie aussah, wenn sie da im Mondsand lag. Und wie unglaublich es war, was für ein Unheil sie hätte eigentlich anrichten sollen. Robert ließ es sich nicht nehmen und sägte jedes Mal sofort die Antenne ab, die gleichzeitig als Griff diente. Dass sie doch noch explodieren könnte, das bereitete ihm keine Sorge. Denn ohne das Zutun von Röntgenstrahlen konnte das nicht passieren. Zum Sägen brauchte er nicht einmal eine extra Säge zu beschaffen. Er konnte nämlich einfach ein Sägeblatt aus seinem linken Arm ausfahren.

Wie verabredet trafen nach einer Woche die Sternpiraten mit einer Riesenabordnung auf dem Mond ein. Mit achtzehn Raumschiffen landeten sie, und jedem entstiegen achtzehn Raumfahrer. Aus einem der Schiffe luden sie eine überdimensionale Röntgenröhre und das dazugehörige Gestell. In sicherer Entfernung stellten sie die Apparatur ab, und ein paar Piraten blieben in der Nähe, um sie vor noch nicht befugtem Zugriff zu schützen.

Die anderen nahmen, jedes Team für sich, von Robert je eine Bleikappe entgegen und ließen ihrem Jubel freien Lauf. Sie hatten einen Schnelltest mitgebracht und stellten im Handumdrehen fest, dass die Kappen aus echtem Blei bestand. Unter Triumphgebrabbel transportierten sie die Kappen zu den achtzehn Raumschiffen und verschwanden schließlich selbst darin. Sie konnten es kaum abwarten, den Mond wieder zu verlassen. Beinahe hätten sie ihre Ka-

meraden am Röntgengerät vergessen. In letzter Minute machten diese noch auf sich aufmerksam.

Die Mondbewohner kamen nun in Scharen vom Mars zurück. Zuletzt trafen Siggi und Maxi ein. Sie hatten Reiseführer gespielt, weil sie sich auf dem Mars ja am besten auskannten. Sie passten vor allem höllisch darauf auf, dass sich niemand unvorsichtigerweise den Marssonden näherte, die noch sendeten. Was hätte wohl Mr. Sandwich gedacht, wenn da noch verrücktere Wesen vor den Kamearas herumgesprungen wären?

Als der letzte Mondbewohner wieder daheim war, verkündete Robert, dass er jetzt die Steuerung des Röntgengeräts zerstören würde und dann das Röntgengerät selbst.

Im Rahmen einer feierlichen Versammlung der Mondbewohner zerlegte Robert mit seinen Roboterkräften und einer riesigen Zange die Steuerung in viele kleine Teile. Das Gleiche machte er auch mit dem Röntgengerät selbst. Es war damit unschädlich und konnte nicht mehr funktionieren. Den inneren Kern der Röhre rührte er nicht an. Denn bei dessen Zerstörung würde eine ungeheure Strahlenmenge freigesetzt. Die würde zwar Robert selbst nichts anhaben, aber allen lebendigen Wesen. Dieser Kern musste sicher entsorgt werden. Vorgesehen als risikolose Lagerstätte war das Bombenloch am Nordpol. Dort konnte er in gewaltiger Tiefe vor sich hinstrahlen, ohne einen Schaden anzurichten.

Als nur noch kleinste Teilchen übrig waren, brach unbeschreiblicher Jubel unter den Menschen und den Mondwesen aus. War das nicht Grund genug, ein Fest zu feiern?

Diese Idee gefiel allen, doch für die Vorbereitungen wollten sie sich Zeit lassen. Niemand hatte es eilig. Jeder wollte sich zunächst einmal besinnen und sein verloren geglaubtes Leben in Ruhe genießen. Und die Richterin, die edle Ameisenkönigin Regina sah auch Grund genug,

Grummel zu rehabilitieren. Der hatte Entscheidendes zur Rettung des Mondes und damit letztlich auch der Erde beigetragen. Er hob die Haftstrafe auf und erlaubte dem geläuterten Ex-Diktator, die Ausbildung als Hilfspfleger vorzeitig abzuschließen. In einem Intensivkurs sollte Dr. Stolzenkamm den Grünling auf die Prüfung vorbereiten.

Auch nach diesem Urteilsspruch brandete Jubel auf, und Grummel durchlief ein Glücksgefühl, wie er es noch nie gekannt hatte. Es war doch viel schöner, sich nützlich zu machen und als Teil der Gemeinschaft zu fühlen, als Angst und Schrecken zu erzeugen – so wie es seine Landsleute, die Sternpiraten, immer noch machten. Und anschließend wollte er unbedingt richtiger Krankenpfleger werden, nicht nur Hilfspfleger. Grummel hatte endlich ein Ziel im Leben.

Auch dieser Tag ging zu Ende. Am nächsten Morgen wurde der Ablasser ein letztes Mal auf dem Mond eingesetzt. Er beförderte den gefährlichen Kern des Röntgengeräts in die Tiefe des Schachts unter dem Nordpol. Ein letztes Abendessen – vorerst – mit den Erdenmenschen in Roberts Wohnzimmer, denn heute wollten die Eulerings und die Dörfels zur Erde zurückkehren. Schließlich stand ja Weihnachten vor der Tür, und dazu mussten noch etliche Vorbereitungen getroffen werden.

Doch Maxi und Siggi hatten noch etwas zu berichten.

Als auf dem Mars wieder Ruhe eingekehrt war und alle Mondbewohner abgereist waren, da hatten sie sich auf dem Grund des Olympus Mons noch ein bisschen ausgeruht. Beide verfügten über ein sehr gutes Gehör, und beide hörten mit einem Mal in der totalen Stille etwas in der Tiefe. Es war nicht das Grummeln eines Vulkans. Es klang eher rhythmisch. Es hörte sich so an, als würden da, weit, weit weg, ganz in der Tiefe, irgendwelche Maschinen arbeiten.

Robert merkte dazu an: „Ich habe das Gefühl, dass wir den Mars nicht zum letzten Mal besucht haben. Da gibt es anscheinend noch mehr Geheimnisse zu entschlüsseln. Doch gemacht, gemacht. Lasst zunächst hier wieder den Alltag einkehren. Und ein Fest haben wir ja auch noch zu feiern.“

+++

Judith und Till kehrten mit ihren Eltern zurück zur Erde. Sie sahen hier seit ihren Abenteuern auf Mond und Mars alles mit anderen Augen, mit den Augen Geretteter. Alle, jeder Einzelne in ihrer Umgebung, war auch ein Geretteter. Nur dass niemand von ihnen davon etwas wusste.

Judith und Till waren ganz froh, dass sie nicht gleich wieder zur Schule mussten. Denn die Weihnachtsferien hatten schon begonnen.

Weihnachten – ach ja! Das Fest verlief vollkommen anders als je zuvor. Es war ein Fest ohne Geschenke. Weder die Eltern noch die Kinder hatten das Bedürfnis, Wünsche zu äußern oder Besorgungen zu machen. Die Familien genossen die Ruhe, sie saßen zusammen, sie aßen zusammen, sie sangen viele Lieder zusammen, und nicht nur Weihnachtslieder.

Die Eltern staunten nicht schlecht, als Tochter und Sohnmann plötzlich das Lied der Sternpiraten anstimmten. Doch sie grinsten dabei, und der Refrain lautete:

*Ihr wart die alten Sternpiraten,
ihr wart nie besser als Soldaten.
Ihr werdet nie mehr Sterne kapern,
euch wird es bald an allem hapern.*

Es dauerte nicht lange, und die Erwachsenen sangen begeistert mit. Mitten im Gesang stand Vater Dörfel auf und bedeutete den andern, es ihm gleich zu tun. Dann fassten sie sich an den Händen und sprangen übermütig im Kreis herum.

Als das Lied geendet hatte, lachten alle laut und übermütig.

Und trotzdem war allen klar, dass es noch ei langer Weg werden würde, den Sternpiraten endgültig das Handwerk zu legen.

+ + +

Nach und nach kehrte bei den Eulerings und den Dörfels der Alltag wieder ein. Robert hatte dazu beigetragen, einige Dinge zu regeln. Er hatte Erich Dörfel ein paar Diamanten mitgegeben, von denen es nicht wenige gab auf dem Mond. Damit konnte er wenigstens die Schulden abbezahlen, die sie für die Rettung der Menschheit gemacht hatten.

Und als der Alltag wirklich wieder eingekehrt war, als alle Aufregung sich gelegt hatte, als Ruhe eingekehrt war, da setzte sich Judiths Vater an den Computer und schrieb ein neues Buch. Ihre Mutter malte wieder ein paar Bilder dazu. Nur benutzte sie diesmal meisten Papier und Filzstifte statt eines Malprogramms auf dem Computer. Von daher sahen fast alle Zeichnungen anders aus als im ‚Abenteuermond‘.

Das Buch, es hieß:

„Abenteuermars“

Anhang I

Till erklärt den Mond

Dies hier ist also der erste Anhang. Hier ist aufgezeichnet, was Till über den Mond erzählt hatte. Das muss man nicht unbedingt wissen, um die Geschichte zu verstehen. Doch wenn jemand in einer klaren Nacht nach oben schaut und den Vollmond betrachten kann, dann sieht er ja die hellen Stellen und die dunklen Flecken. Und die hatte Till Judith erklärt wie es auf Seite 16 beschrieben ist.

Die Menschen hatten früher die dunklen Flächen auf dem Mond ‚Meere‘ genannt“, erzählte Till seiner Freundin Judith, als sie mit ihm zusammen seine Mondatlanten betrachtete. „Man kann sie ja mit bloßem Auge sehen, erst recht mit Ferngläsern.“ Und dann erklärte er weiter, dass es ja noch keine Raketen gegeben hatte, die Bilder aus der Nähe machen und zur Erde funken konnten. Deshalb hatten die Astronomen gedacht, der Mond sei wie die Erde, nur kleiner. Wie selbstverständlich waren sie davon ausgegangen, dass auf dem Mond auch Wasser sei, dass es also Ozeane gäbe. Das Wasser im Meer erscheint dunkelblau. Somit hielten die Sterngucker von damals die dunklen Flächen dafür und gaben ihnen entsprechende Namen: Oceanus Procellarum, Mare Imbrium und Mare Nubium zum Beispiel. Das sind alles lateinische Namen. Mare bedeutet Meer, das lässt sich ja schon ahnen, und Oceanus Ozean, das erst recht. Die zusammengesetzten Bezeichnungen heißen Ozean der Stürme, Regenmeer und



Wolkenmeer. Sie liegen alle im westlichen Teil des Mondes, von uns aus kann man sie bei Vollmond auf der linken Seite sehen.

Till nahm ein großes Bild vom Mond. Davon hatte er viele. Immer, wenn etwas über unseren Trabanten in der Zeitung

stand, dann schnitt er den Artikel und die zugehörigen Bilder aus. „Schau mal, dieses Bild habe ich selbst gemacht“, sagte er stolz. „Mit dem Teleobjektiv meines Vaters. In einer tollen Vollmondnacht.“

Auf dieses trug er jetzt die Namen ein und erklärte dazu: „Der Mond hat wie die Erde einen Nordpol und einen Südpol. Von der Erde aus sehen wir immer etwas schief auf den Mond, je nachdem, wo wir stehen und wann wir ihn betrachten. Deshalb kommt er uns etwas verdreht vor. Auf der Südhalbkugel steht er quasi auf dem Kopf.“ Er drehte sein Bild so dass der Nordpol oben stand, wie es auf den Landkarten der Erde auch üblich ist.

Dann schrieb er: Oceanus Procellarum auf den Ozean der Stürme.

„Wie Porzellan?“, wollte Judith wissen.

„Klingt so ähnlich, heißt aber Meer der Stürme. Das ist das größte Mondmeer überhaupt.“

„Ist ja blöd, dass man da lateinische Namen genommen hat“, hatte Judith auszusetzten.

Doch Till hatte eine plausible Erklärung. Der Grund war, dass sich die Wissenschaftler leichter unterhalten können. Heute macht man das auf aller Welt zumeist in Englisch. Doch selbst in England haben sich die lateinischen Wörter in der Wissenschaft eingebürgert. Früher galt Latein als die Sprache der Gelehrten. Jeder Gelehrte musste Latein können und meist auch Griechisch, egal ob er Medizin, Mathematik oder Geschichte studiert hatte.

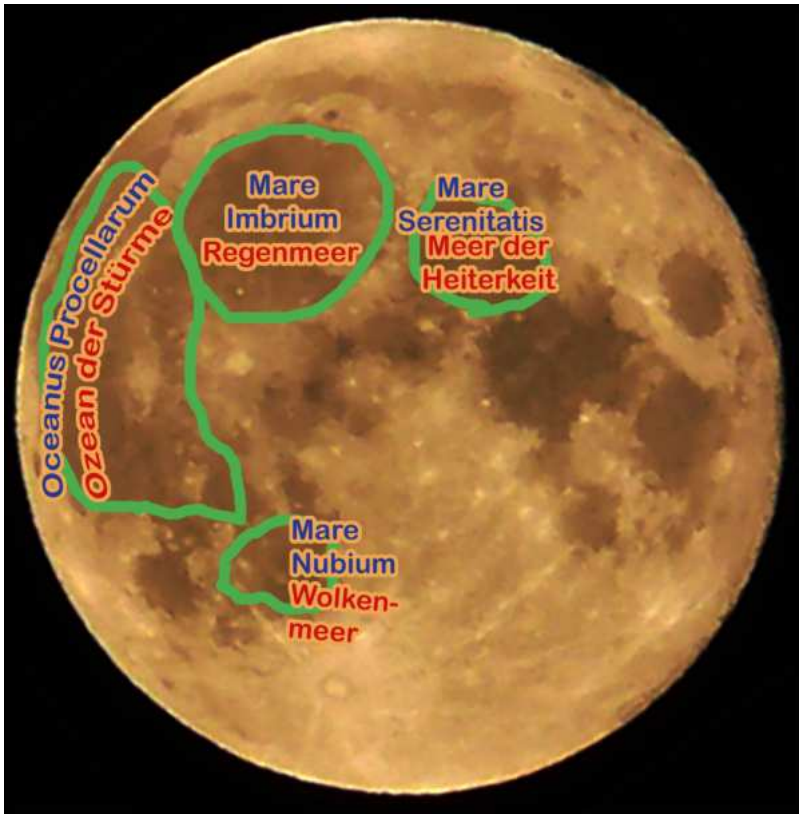
So konnten sich all die klugen Leute auf der Welt miteinander unterhalten, egal aus welchem Land sie kamen.

Doch Till trug auch den deutschen Namen in die Karte ein, in rot, damit es sich von dem lateinischen unterschied. Regen- und Wolkenmeer standen gleich danach auf der Karte.

Heute hat das Latein an Bedeutung verloren. Doch die lateinischen Wörter werden in der Wissenschaft immer noch benutzt. So ist es bei den Ärzten, und alle Pflanzen und Tiere haben lateinische Namen.

Immer wieder unterhielten sich die Kinder über die Landschaft auf dem Mond und Judith störten weiter die vielen komischen Namen. Zwei Wochen später, als sie ihre Hausaufgaben fertig hatten, kramte Till sein Bild hervor, in dem er die drei Meere eingetragen hatte. Er legte es auf den Tisch und machte einen grünen Kreis um eine große, dunkle Fläche auf der linken Seite.

„Schau mal, wir sagen ja immer, der Mond hat ein Gesicht. Das ist der Mann im Mond. Die eine Wange hier, das ist der Oceanus Procellarum.“ Er deutete auf seinen grünen Kreis.



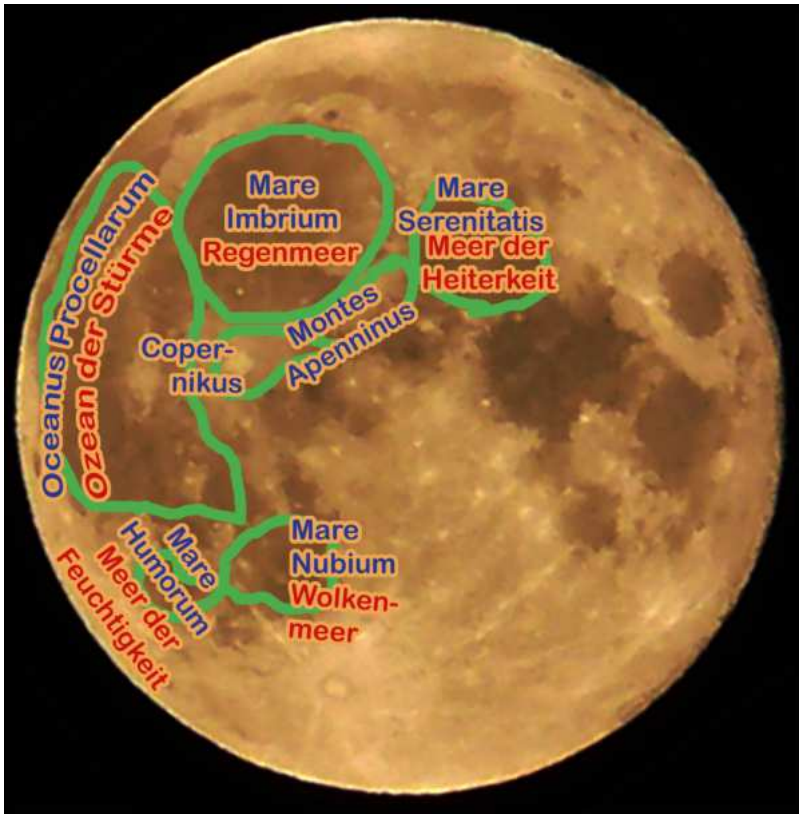
„Das rechte Auge ist deutlich kleiner“, fuhr er fort. „Das ist das Mare Imbrium, das Regenmeer und das linke Auge ist das Mare Serenitatis, noch kleiner.“ Zwei weitere Kreise folgten.

„Das klingt ja nach Serenade, nach Musik.“

„Bisschen stimmt das. Bedeutet Heiterkeit. Und die Serenade ist ja meist auch heiter.“

„Aber das stimmt doch gar nicht. Das ist doch das rechte Auge, da auf der rechten Seite.“

„Von uns aus gesehen wäre es das rechte. Aber wir tun halt so, als hätte der Mond wirklich ein Gesicht. Von ihm selber aus betrachtet ist es dann sein linkes Auge. Zwischen



den beiden Augen, hier, etwas unterhalb, da sind ein paar Bergketten versammelt. Die heißen Montes Appeninus ...“

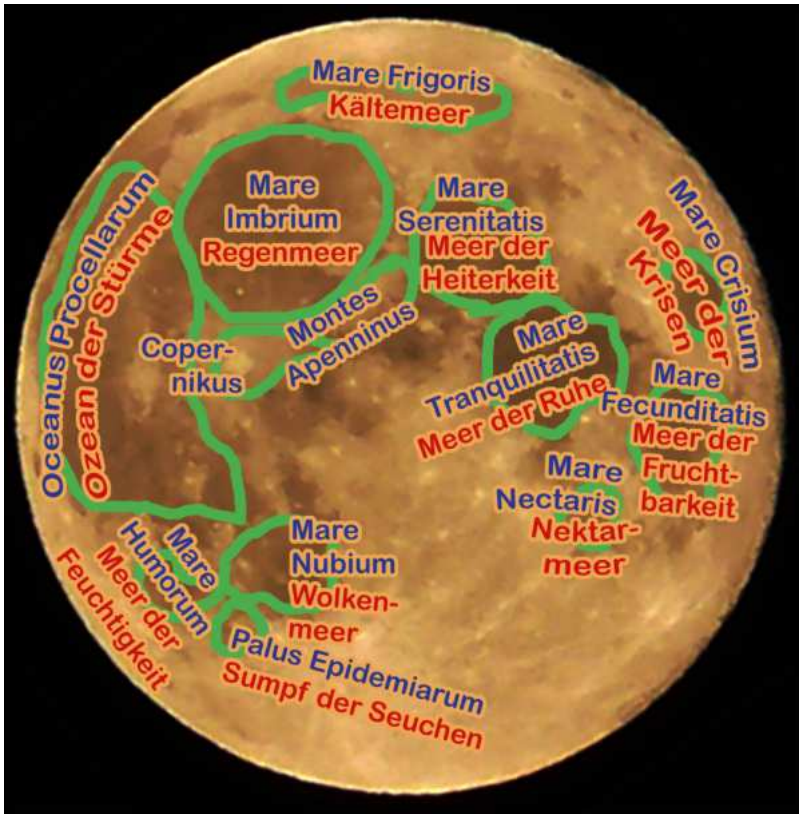
„Apennin? Das ist doch das Gebirge längs durch Italien.“

„Ja, und danach hat man dieses Mondgebirge genannt. Bisschen weiter weg ist noch ein heller Berg. Der Copernicus. Zusammen sehen die aus wie die Nase mit einem dicken Pickel vorne drauf.“

„Witzig, aber was ist nun der Mund da unten?“

„Der Mund besteht aus zwei Meeren. Links, das ist das Mare Humorum.“

„Das hat also Humor.“



„Klingt so ähnlich, heißt aber Meer der Feuchtigkeit.“

„Manno, alles weißt du besser. Aber blöd ist das schon. Wenn die Astronomen früher dachten, das wären wirklich Meere auf dem Mond, dann müssen sie das doch nicht das feuchte Meer nennen. Wo Wasser ist, da ist's ja nun mal feucht.“

„Und diesmal kann ich dir nicht erklären, wieso die das so genannt haben“, gab Till zu. Doch er machte gleich weiter: „Der rechte Teil des Mundes, von uns aus gesehen, das ist das Mare Nubium, das Wolkenmeer. Das kennst du ja schon. Da drunter ist noch ein dunkler Fleck, siehst du?“

„Seh ich. Und du willst mir doch bestimmt noch ver-
klickern, wie dieses Mare heißt.“

„In dem Fall wird das Sumpf genannt. Sumpf der Seu-
chen, Palus Epidemiarum.“

„Iih“, war Judiths Antwort. „Na gut, dann haben wir
ja das ganze Gesicht“, bemerkte Judith.

„Wenn du willst, zeig ich dir noch mehr.“

„Nun red nicht lang, mach schon weiter.“

„Über den Augen“, fuhr der kleine Astronom fort, „da
ist so etwas wie Augenbrauen. Das ist das Mare Frigoris,
das Kältemeer.“

Und Till erkannte noch mehr. „Mit den schiefen
Augen sieht der Mann im Mond ja wirklich traurig aus,
nicht w?“

Das musste Judith bestätigen.

„Er weint nämlich kräftig“, behauptete ihr Freund. Er
zeigte auf vier runde Flecken unter dem linken Augen,
zwei davon ziemlich dick. „Die sehn doch aus wie Tränen.
Findste nicht? Das sind die Mares Tranquillitatis, Fecun-
didatis, Crisium und Nectaris.“

„Wieso denn jetzt Mares?“

„Das ist der Plural, die Meere.“

„Genie, du. Kannst du auch schon Latein?“

„Das nicht, aber mein Vater hat mir das gesagt. „Je-
denfalls sind das die Meere der Ruhe, der Fruchtbarkeit,
der Krisen und das Nektarmeer.“

„Das Meer der Fruchtbarkeit kenne ich. Darüber fah-
ren wir doch immer hinweg, wenn wir zu Robert radeln.“
Till bestätigte das. An seinem Rand liegt nämlich der Ven-
delinus-Krater.

„Armer, armer Mann im Mond. Wie kann man den
denn trösten? Vielleicht erst mal die Tränen wegwi-

schen? Können wir ja das nächste Mal machen, wenn wir oben sind.“

Till musste herzlich lachen und dabei malte er das Gesicht noch etwas aus, mit Brauen, Sonnenbrille über die Augen, die Nase braun, die Wangen gelb und den Mund rot. So konnte man sich den Mann im Mond richtig gut vorstellen.

„Cool“, meinte denn auch Judith.

Die Lektion Mondkunde war damit beendet. Oder doch nicht ganz?

„Ist ja war schon erstaunlich, wie gut du dir das alles gemerkt hast“, meinte Judith. „Ich frage mich, ob ich das je hinkriege.“

„Ist gar nicht so schwer“, behauptete Till.

„Das sagst du...“

„Es gibt da ein einfaches Gedicht.“

„Aha. Ich lerne also ein Gedicht, und dann kann ich die Mondmeere?“

Till berichtete, dass die Astronomen früher eben auch die gleichen Schwierigkeiten hatten. Einer von ihnen nannte sich Primus Phantacarus. Er hatte sich ein Merkgedicht ausgedacht.

Judith war erst gar nicht begeistert. „Das klingt ja lateinisch. Jetzt soll ich ein lateinisches Gedicht auswendig lernen?“

Doch Till beruhigte sie. Das war ein Deutscher. Und der hatte ein deutsches Gedicht geschrieben. Nur gaben sich viele Wissenschaftler, nicht nur in Deutschland, lateinische und griechische Namen. Sie fanden, das klang besser und wollten wohl auch ein bisschen damit angeben.

Nach dieser Erklärung begann Till mit dem Gedicht:
„Punkt, Punkt, Komma Strich ...“



„... fertig ist das Mondgesicht“, unterbrach Judith.
„Kenn ich!“

„Das ist doch nur der Anfang. Den kennen fast alle.
Aber es geht ja weiter.“ Und er sagte alle Verse auf.

Imbrium heißt Regen,
Serenitatis Heiterkeit;
so sind sie schon ein Segen,
die Augen gar zu zweit.

Montes Apenninus
mit Copernicus
bilden schön die Nase,
die er auch haben muss.

Nubium, die Wolken,
Humorum Feuchtigkeit,
Am Mund soll man nicht polken,
der Sumpf ist sonst nicht weit.

Mare frigidioris,
das ist das Kältemeer.
Heißt man auch Max und Moritz,
es friert einen dort sehr.

Palus Epidem-jarum,
da muss man schon fast keuchen
und fragt sich denn auch: „Warum
gibt’s diesen Sumpf der Seuchen?“

Mare Tranquilitatis,
der Bauer kommt zur Ruh,
Mare Fecunditatis,
die Fruchtbarkeit nimmt zu.

Im Oceanus Procellarum
wüten hefig Stürme,
zerstören viel und darum
stehn dort auch keine Türme.

Im Nektaris soll fließen
der Nektar ohne Ende.
Drum gibt es keine Krisen.
O Mond, geh bald in Rente!

Jetzt musste Judith lachen. Den Mond in Rente schicken.
Das hatte sich der Herr Phantacarus ja fein ausgedacht.

Und schon begann sie, das Gedicht zu lernen. Wenn
sie nicht weiterkam, fragte sie ihren Freund, und der half
bereitwillig. Das war, fand Judith, das Gute an ihm: Till
wusste viel, aber er protzte nicht damit herum. Jedenfalls
nicht allzu oft.

*Jedes Mal, wenn die Kinder nun auf den
Mond flogen, wussten sie genau, wo sie sich
befanden.*

Und damit ist dieser erste Anhang beendet.

Anhang 2

Mönderkungung

Auf der Seite 32 habt ihr ja erfahren, dass am 20. Juli 1969 die ersten Menschen auf dem Mond gelandet waren, Neil Armstrong und Buzz Aldrin nämlich. Der dritte, Michael Collins, war im Mutterschiff auf der Umlaufbahn geblieben und hatte nach dem Ausflug auf den Mond die Rückkehr zur Erde eingeleitete.

Robert zeigte während des Fluges auf einem Bildschirm einige Bilder, die er damals von der Erde abgefangen hatte, als erstes die drei Raumfahrer, Armstrong, Collins und Aldrin.

Mittlerweile war Robert weitergeflogen, und die Landestelle der Eagle kam in Sicht. Robert landete in einigem Abstand. Das Landegestell des Adlers stand noch auf dem Mond, mit seinen drei Beinen und der Leiter, mit der die Astronauten ausgestiegen waren. Das war die so genannte Abstiegsstufe. Bei der Rückkehr zum Mutterschiff war es einfacher, wenn nicht so viel Gewicht transportiert werden musste.

Ehrtfurchtsvoll näherte sich die Truppe dem Landegestell. Dabei hatten sie es viel besser als die Astronauten, durch den Sauerstoffstaub mussten sie nicht diese dicken und unbequemen Raumanzüge tragen.

Till näherte sich der Leiter und fand dahinter eine Tafel. Darauf war die Erde zu sehen, in zwei Zeichnungen, im linken Kreis Amerika, im rechten Kreis Afrika, Europa, Asien und Australien. Darunter stand ein Text, den er sofort vorlas, wobei er allerdings ordentlich herumstotterte:

„H-E-R-E M-E-N F-R-O-M ... Mist, dass ich nicht besser Englisch kann.“

Doch Judith kam ihm zu Hilfe, las vor und übersetzte gleich: „Hier haben Menschen vom Planeten Erde erstmals einen Fuß auf den Mond gesetzt.' Darunter steht: ‚Juli 1969 A. D.' Und darunter ‚Wir kamen in Frieden für die ganze Menschheit'.“

„Und was soll das heißen, A. D.“, fragte Siggie. Das konnte Judith erklären. Das ist eine Abkürzung für ‚Anno Domini' und das bedeutet auf Lateinisch ‚im Jahre des Herrn', und das wiederum, dass die Jahreszahl nach Christi bedeutet.

„Na, wenn da wirklich mal fremde Raumfahrer ankommen, von anderen Planeten, meine ich“, wand Maxi ein, „die werden wohl damit nicht sonderlich viel anfangen können.“

Nun sahen sie sich weiter um und entdeckten die Fußspuren der klobigen Raumanzugs-Schuhe überall in der Umgebung verteilt. Eine Spur ging zu der amerikanischen Flagge, die sich der Trupp jetzt anschaute und zu einigen Messinstrumenten. Eines war ein Laser-Spiegel.

Der wirft Laserstrahlen von der Erde zurück, und damit kann die Entfernung sehr genau bestimmt werden. Er stand gar nicht weit weg vom Landegestell. Auch hier waren die Fußabdrücke der Astronauten noch zu sehen.

Und sie fanden ein weiteres seltsames Gerät, das Robert erklären musste.

Das war ein Seismometer, mit dem kleinste Erschütterungen gemessen werden sollten. Ähnliche werden auch auf der Erde eingesetzt, um die Stärke von Erdbeben zu bestimmen. Das hier ging jedoch schnell kaputt, weil es die Kälte in der ersten Mondnacht nicht überstand.

Nun hatte die Forschergruppe alles gesehen. Zu den Fußstapfen der Astronauten kamen viele von Kindern, einer Katze, einem Hund, zwei Schildkröten und auch noch die Rollenabdrücke eines Roboters hinzu.

Bevor alle wieder einstiegen, lief Till nochmals zu der Leiter der Abstiegsstufe und kletterte bis zur obersten Stufe hinauf. Judith musste leicht den Kopf schütteln,

Doch Till rief: „Schöne Aussicht, von hier oben.“ Dabei drehte er den Kopf in alle Richtungen.

Dann ließ es sich Judith doch nicht nehmen, auch hochzuklettern. Eine Stufe unter Till blieb sie stehen, und so klebten sie beinahe aufeinander. Wirklich, es war wie auf einem kleinen Aussichtsturm, man hatte einen besseren Überblick.

Siggi war ein bisschen traurig, dass er als Hund keine Leitern hinaufklettern konnte. Maxi versuchte es, doch an den Metallsprossen fanden ihre Krallen keinen Halt.

Endlich saßen alle wieder im Auto. Robert hob kurz ab und landete gleich wieder.

„Was ist denn jetzt los“, wollte Till wissen.

„Unser nächstes Ziel“, sagte Robert und deutete nach vorne.

Tatsächlich, da stand schon der nächste Apparat. Auch ein Gerät mit drei Beinen, einigen Gerätschaften in der Mitte. Eine Stange ragte nach oben, an der waren zwei Sonnensegel befestigt.

„Das ist die Surveyor 5“, erklärte Robert. „Die wurde zwei Jahre vor der Mondlandung der ersten Menschen hier heruntergeschossen. Sie machte sehr viele Bilder und untersuchte den Boden. Surveyor heißt Landvermesser. Damit wollte man Daten sammeln, die für die bemannte Mondlandung gebraucht wurden.“

Robert erklärte weiter, dass insgesamt sieben Surveyors auf den Mond gebracht wurden, zwei davon stürzten allerdings ab. Bei der dritten gab es noch eine Besonderheit. Im April 1967 landete sie im Oceanus Procellarum und schickte über 6000 Bilder zur Erde.

Zweieinhalb Jahre später, im Dezember 1969, landeten wieder Menschen auf dem Mond, mit der Apollo 12, und zwar nur 200 Meter entfernt von Surveyor 3. Die Astronauten hießen Mr. Conrad und Mr. Bean. Sie führten auch einige Experimente durch, stellten sich aber zweimal äußerst ungeschickt an. Mr. Bean hatte eine große Farbkamera dabei. Gleich nach dem Ausstieg hielt er sie mit dem Objektiv in die Sonne, und das teure Gerät war sofort zerstört. Also gab es keine Filme mit einer Fernsehkamera von Mond!

Und der zweite Lapsus war der, dass damals noch mit richtigen Filmen fotografiert wurde. Alles, was nicht gebraucht wurde, wurde auch diesmal nicht vor dem Rückflug eingepackt. Man wollte wieder Gewicht sparen. Und was vergaßen die beiden Astronauten auf dem Mond: Die meisten Filmrollen, die sie aufgenommen hatten.

„Dann können wir sie ja holen“, schlug Judith sofort vor.

„Habe ich schon längst gemacht“, verriet Robert. Die wären jetzt, nach so langer Zeit auch schon verdorben.

„Hast du sie denn entwickelt?“, wollte Till wissen. Doch Robert musste zugeben:

„Ich habe hier nicht die nötigen Chemikalien. Aber ich konnte sie so konservieren, dass sie sich noch entwickeln lassen.“

„Chemikalien können wir schlecht hier heraufbringen“, überlegte Till. „Doch wir können sie aber mit auf die Erde nehmen. Es gibt ja noch ein paar Labore, die Filme entwickeln.“

„Und was werden die sagen, wenn sie da Bilder aus der Apollo-12-Mission vor sich sehen?“, wand Robert ein.

„Nichts“, beruhigte ihn Till. „Die werden gar nicht auf die Idee kommen, dass die echt sein könnten.“

Judith hatte aber auch eine gute Idee: „Können wir trotzdem zu Apollo 12 fahren, auch wenn da keine Filme mehr zu holen sind?“

Auf der Seite 33 habt ihr ja schon gelesen, dass Robert gemeint hatte, dafür wäre es schon zu spät. Ihr erinnert euch vielleicht an den Abstecher zum Rummel und wie es danach weiterging.

Anhang 3

Sternbilder

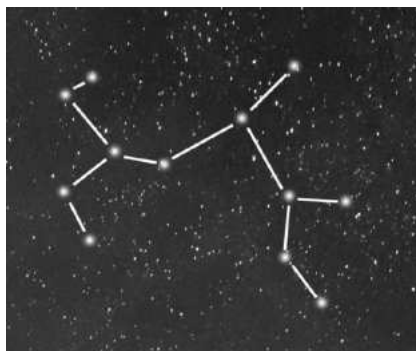
Ihr erinnert euch sicher noch an die Stelle, an der Judith gefragt hatte, wo Till denn den Mars finden wollte – auf der Seite 51 steht das.

Und der Junge begann mit seiner Erklärung:

„Der Mars steht heute im Sternbild des Schützen. Siehst du – dort!“ Er deutete mit dem Arm auf eine Sternensammlung ein gutes Stück rechts abseits des Mondes.

„Na, wenn das so ist, dann auf zum Mars“, hatte daraufhin Judith jubiliert.

Daraufhin begann Till geduldig, Judith den Sternenhimmel zu erklären. Dort sieht man grundsätzlich verschiedene leuchtende Punkte. Die einen sind immer an Ort und Stelle. Das sind die vielen, vielen Fixsterne. Rund fünftausend kann man mit bloßem Auge erkennen. Die hellsten von ihnen tragen Namen, kleinere sind nur durch Buchstaben und Zahlen gekennzeichnet. Schon vor einigen tausend Jahren haben die Sternengucker gesehen, dass bestimmte Sterne in Gruppen zusammenstehen, von denen sich manche zu Bildern



zusammenfügen. Sie ließen ihrer Fantasie freien Lauf und gaben diesen Gruppen – je nach Gestalt – jeweils einen Namen. Das sind die Sternbilder.

In Sternkarten verbindet man die hellen Sterne mit Linien, damit das Bild besser zu erkennen ist.

„Eins kenn ich“, wusste Judith. Das ist der Große Wagen.“ Sie suchte den Himmel ab. Im Norden fand sie ihn und deutete darauf.

„Richtig“, bestätigte Till. „Und auf welchen Stern zeigt der Große Wagen?“

Auch das wusste Judith. „Wenn man die Hinterachse fünfmal verlängert, findet man den Polarstern. Der steht immer im Norden. Daran kann man sich nachts orientieren, wenn man keinen Kompass hat.“

„Ja, aber nur, wenn keine Wolken da sind“, warf Till ein.

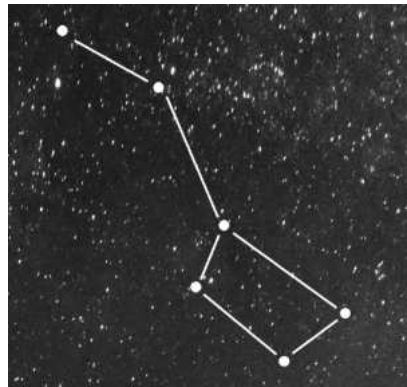
„Ist doch klar!“

War ja wohl auch klar.

Dann zeigte Till Judith noch den Kleinen Wagen. Tatsächlich, der sah dem großen ziemlich ähnlich. „Und der erste Stern der Deichsel, das ist auch der Polarstern.“

„Irre, was du alles weißt.“

„Astronomie ist mein Hobby“, erklärte Till, und auf seine Kenntnisse war er ein bisschen stolz. Das spürte Judith sogar über den Helmlautsprecher.



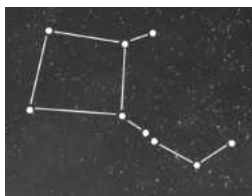
„Ich glaube, meins wird das auch“, kündigte sie an. Vor allem, wo sie jetzt zwischen den Sternen herumrasen konnte.

Die Kinder nutzten die Zeit dafür, sich die Sternbilder anzusehen. Till erklärte Judith geduldig Bild für Bild. Die Namen und die Gestalt der meisten von ihnen hatte er auswendig gelernt. Weil ihn eben die Sternkunde so sehr interessierte.

Und Judith war eine gute Schülerin. Sie wiederholte die Namen, die Till nannte, und prägte sich das zugehörige Sternbild ein. Viele Tiere waren darunter: zum Beispiel Großer und Kleiner Bär. Judith erfuhr, dass der Große Wagen ein Teil des Großen Bären ist und der Kleine Wagen auch Kleiner Bär genannt wird. Weiter gab es den Schwan, den Adler, den Raben, den Großen und den Kleinen Hund, den Löwen und den Kleinen Löwen, das Chamäleon, die Giraffe, die Schlange, die Wasserschlange und so weiter. Für die Bären gab es sogar einen Bärenhüter, für die Schlangen einen Schlangenträger.

Von der Erde aus können nie alle Sternbilder auf einmal betrachtet werden. Wenn man alle kennenlernen will, muss man schon einmal rund um den Planeten reisen. Aber mit ihren Rädern genossen die Freunde freie Sicht auf alle, die Erde war mit zunehmendem Abstand inzwischen so klein, dass sie nur noch einen winzigen Teil des Himmels verdeckte. Nur wenn die Kinder in Richtung Sonne blickten, konnten sie nichts erkennen. In die blendende Sonne hineinschauen durfte man ja ohnehin nicht. Um sie herum überstrahlte sie alle Sterne. Das ist der Grund dafür, dass wir tagsüber keine ausmachen können. Obwohl sie da sind. Doch das Sonnenlicht ist so viel stärker als das Sternenlicht – deshalb sehen wir sie nur in der Nacht. Und je weniger Licht in der Umgebung ist, umso besser.

Und es gab weitere fremdartig klingende Namen wie Kassiopeia, Pegasus und Zentaur.



Manche klangen lustig und erinnerten an Irdisches, zum Beispiel Teleskop und Mikroskop, Luftpumpe und Chemischer Ofen, Bildhauer, Fuhrmann und Indianer.

„Mein Gott, wie viele sind das denn?“, wollte Judith wissen.

„Es sind genau achtundachtzig.“

„Und du kennst sie alle?“

„Nö, vielleicht die Hälfte.“ Sofort nahm Judith sich vor, sich die wichtigsten so schnell wie möglich ebenfalls einzuprägen. Dann dachte sie etwas nach und wunderte sich. Sie wusste ja schon längst, dass es Sternbilder gibt. Doch nicht, dass es so viele sind.

„Ich dachte immer, es gäbe nur zwölf Sternbilder. Diejenigen, die auch im Horoskop vorkommen.“

„Ja klar, die gibt es auch. Aber den Großen Wagen, den hast du ja schon gekannt. Und der kommt nicht im Horoskop vor. Also wären das demnach schon dreizehn.“

Das stimmte. „Und was hat es mit den zwölf aus dem Horoskop auf sich?“, wollte sie nun wissen.

Auch darauf wusste Till eine Antwort: „Das sind die, die am Himmelsäquator liegen. Man nennt sie ja auch Tierkreiszeichen. Sie sind so etwas wie die Ziffern auf einer Uhr. Aber es sind nicht nur Tiere. Zwillinge, Jungfrau, Waage, Schütze und Wassermann gehören ja auch dazu.“

Also sind nur sieben Tiere darunter: Widder, Stier, Krebs, Löwe, Skorpion, Steinbock und Fische.“

War das kompliziert.

„Welches Sternzeichen bist du denn?“, wollte Till noch wissen.

„Skorpion, glaube ich.“

„Ist ja witzig, bin ich auch.“

„Und glaubst du ans Horoskop?“

„Nö. Und du?“

„Auch nicht“, antwortete Till. „Was sollen Himmelskörper schon mit unserem Schicksal zu tun haben?“

„Seh ich auch so.“ Das war also geklärt. Judith sinnierte vor sich hin. Sie musste ja nichts machen, nicht einmal in die Pedale treten. Die Kinder flogen und flogen, sie würden bis in alle Ewigkeit weiterfliegen, wenn sie sich weitertreiben ließen. Denn hier im Weltraum gab es keine Luft, die sie abbremsen konnte. Luftleere, Vakuum. Es existierten keine Reibung und kein Widerstand. Wenn man eine Kugel auf ebenem Boden anschubsen würde, dann würde sie auch ewig weiterrollen, wenn es keine Reibung und keinen Luftwiderstand gäbe.

Bisher hatte Judith nur den Großen Wagen gekannt, der einen Teil des Großen Bären bildete, wie sie jetzt wusste. Wenn sie die dazugehörigen Sterne mit einer gedachten Linie miteinander verband, konnte sie sich wirklich vorstellen, dass das Viereck da oben im Norden einen Kasten mit Rädern darstellte, vorne mit einer langen Deichsel versehen. Bei anderen Sternbildern gelang es ihr kaum, sich auszumalen, wie sie zu ihrem Namen kamen. Auch der Schütze, auf den sie jetzt zuflogen, erinnerte sie in keiner Weise an einen Mann mit Pfeil und Bogen.

Trotzdem machte es Spaß, die Sternbilder aufzuspüren und ihre Namen zu lernen. Till konnte zu fast jedem

Sternbild eine Geschichte erzählen. Wie es zu seinem Namen kam und was die Sterngucker früher dazu gedacht hatten. Denn die meisten Namen waren uralte. Er versprach Judith, ihr daheim eine alte Sternkarte zu zeigen, mit deren Hilfe man sich die Namen besser einprägen könnte. Jedes Sternbild wurde dort nämlich durch ein figürliches Bild dargestellt. Den Schützen kennzeichnete ein halb durchsichtiger Schütze, zum Beispiel. So konnte man sich besser merken, welche Sterne zum Schützen gehörten.



Nach ihrer Rückkehr zur Erde konnte Judith dieses Bild hier betrachten. Mit dessen Hilfe vermochte sie nachzuvollziehen, wieso das Sternbild diesen Namen bekam. Die Griechen hatten schon eine Menge Fantasie.

Und Till hatte eine weitere, besonders anschauliche figürliche Sternkarte. Die seht ihr auf der nächsten Seite.

Trotz seines großen Wissens verhielt sich Till Judith gegenüber nicht überheblich. Er spielte nicht den Fachmann und schien sich richtig über Judiths Wissbegierde zu freuen. Nun ja, manchmal gab er halt schon ein bisschen an. Doch Judith konnte ihm zur Not ordentlich Kontra geben.

Bald bewegte Judith eine neue Frage: „Sag mal, Till, jetzt haben wir noch gar nicht darüber gesprochen, wieso der Mars nicht zum Schützen dazugehört.“

„Das ist ja ein Planet. Der dreht sich wie die Erde um die Sonne.“ Judith erfuhr, dass alle Planeten in bestimmten Bahnen die Sonne umkreisen. Nur sind die Bahnen nicht



genau kreisförmig, sondern elliptisch. Die inneren Planeten sind Merkur, Venus, Erde und Mars. Sie umlaufen die Sonne in geringerem Abstand. Bei den äußeren ist die Entfernung größer, es sind Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Zudem bestehen die inneren Planeten aus Gestein wie die Erde, die äußeren nur aus Gas, es sind die ‚Gasriesen‘. Auf der nächstweiteren Umlaufbahn nach der Erde bewegt sich der Mars. Die Ellipse, die er beschreibt, ist ausladender, er braucht für eine Umrundung der Sonne nahezu doppelt so lange wie die Erde. Die Erde „überholt“ ihn also mit fast doppelter Geschwindigkeit. Manchmal kommen sich Erde und Mars recht nah, bisweilen steht die Sonne genau zwischen ihnen. Dann beläuft sich die Entfernung eben auf vierhundert Millionen Kilometer. Aber auch wenn

sie sich am nächsten sind, trennen sie immerhin noch fünfzig Millionen Kilometer.

Die Erde und der Mars wandern, nur Sonne und Fixsterne bleiben da, wo sie sind. Also wandert der Mars jeden Tag ein bisschen weiter, und man muss in den Sternkarten nachschauen, wo er sich gerade befindet, wenn man ihn sehen will.

Bei all den anderen Planeten verhält es sich genauso. Nur nimmt man heute keine Listen mehr zu Hilfe, wie früher, sondern es gibt Computerprogramme, die ihre Positionen zeigen. Man wählt einen Tag und eine Stunde aus, dann noch den Ort, wo man gerade ist, und dann bekommt man digital den Sternenhimmel samt Sternbildern und Planeten gezeigt, wie man ihn gerade sehen kann, wenn es Nacht ist – oder wie man ihn sehen könnte, wenn es nicht hell oder nicht bewölkt wäre.

Tills Vater hatte seinem Sohn ein solches Programm geschenkt. ‚AstroViewer‘ heißt es. Das ist Englisch und bedeutet so etwas wie ‚SternenBetrachter‘. Mit diesem hatte er herausgefunden, dass sie sich in Richtung Schützen aufmachen mussten, wenn sie heute zum Mars wollten.

Judith drehte ihren Kopf in alle Richtungen, betrachtete den wunderbaren Sternenhimmel und murmelte die Namen der Bilder vor sich hin, soweit sie sich erinnern konnte. Häufig fragte sie nach, wenn ihr etwas auffiel: „Du, Tilli, wie heißt das Sternbild da, zwischen Kassidingsbums und Drache?“

„Kassiopeia. Daneben siehst du Kepheus.“

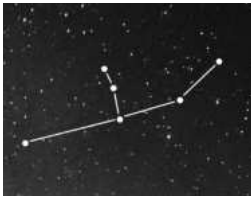


„Kepheus sieht ja bisschen aus wie das Haus vom Nikolaus“, kommentierte Judith.

„Stimmt schon“, bestätigte Till. „Hat aber damit rein gar nix zu tun. Der Name kommt aus der griechischen Sage. Kepheus war der König von Äthiopien. Kassiopeia seine Frau. Sie hatte den Meeresherr Poseidon beleidigt. Zur Strafe sollte sie ihre Tochter Andromeda dem Meeresungeheuer Keto opfern. In letzter Minute wurde sie von Perseus gerettet. Der bekam sie als Belohnung zur Frau.“

„Kassiopeia kann man also links von Kepheus erkennen und Andromeda darunter? Witzig, dass die auch am Himmel verewigt sind“, stellte Judith verwundert fest.

„Nicht nur die. Schau mal: Noch weiter links siehst du Perseus. Und Keto hat man in Walfisch umgetauft. Der ist da links unten am Rand zu sehen. Fast alle Figuren der Sage sind am Himmel vertreten.“



Andromeda



Perseus



Walfisch

Damit war der Astronomie-Unterricht vorerst beendet, denn die Freunde konnten jetzt schon den Mars erkennen. In der Geschichte geht es dann weiter auf Seite 51.

Anhang 4

Die Marsmonde

Auf der Seite 54 habt ihr ja erfahren, dass es zwei Marsmonde gibt.

Das war das Gespräch, das sich zwischen Judith und Till entspannte: Etwas später hatte Judith aufgeregt ausgerufen:

„Sieh mal, da ist ja noch ein kleines Kügelchen, da links neben dem Mars.“

Till sah es auch. „Das muss dann wohl Phobos sein.“ Er musterte die weitere Umgebung des Planeten. Dann deutete er rechts neben die Kugel und sagte:

„Und sieh mal, Ju, da ist noch ein Kügelchen. Noch weiter weg.“ Sie nickte, als sie es erkannte. „Das ist demnach Deimos“, erklärte Till.

„Sind das Monde?“ Judith lag ganz richtig mit ihrer Vermutung. Till nickte. „Schwierig zu merken, diese Namen. Ist wohl auch Griechisch?“, fragte seine Freundin.

„Jawohl. Das heißt Furcht und Schrecken.“

„Wer denkt sich denn so was Übles aus!“ Judith war beinahe schon empört. Sie hatte gar nicht mit einer Antwort gerechnet. Doch Till erklärte:

„Das war Asaph Hall. Er hat die beiden Monde vor rund hundertfünfzig Jahren entdeckt. Er benannte sie nach den Söhnen des Kriegsgottes.“

„Na, dann ist es ja wenigstens logisch.“ Trotzdem gefielen ihr die Namen auch jetzt nicht besser.

Und ihr kam noch eine Frage in den Sinn: „Die scheinen ja deutlich kleiner zu sein als unser Mond.“

„Stimmt“, bestätigte Till. „Phobos hat an der breitesten Stelle einen Durchmesser von fünfundzwanzig Kilometern und Phobos sogar nur fünfzehn.“

„Wow“, entfuhr es Judith. „Das ist ja wirklich gar nichts gegen unseren. Der hat ja fast dreitausendfünfhundert!“ Und wie ein Blitz fügte sie hinzu: „Also hundertvierzig mal mehr als Phobos.“

„Wow!“ Jetzt war es Till, der staunte.

„Was ist?“, wollte seine Freundin wissen.

„Na, erstens, dass du dir den Durchmesser vom Mond gemerkt hast. Und zweitens, wie schnell du so was im Kopf ausrechnen kannst.“

Tja, das freute Judith, dass sie ihren Freund damit beeindrucken konnte. Trotzdem fügte sie bescheiden hinzu: „Hab’ ja auch einen guten Nachhilfelehrer in Astronomie. Und Rechnen ist nun mal mein Ding.“

Dann ging es rasend schnell weiter. Die Kugel erschien bald so groß wie ein Tennisball, dann wie ein Fußball. Als sie die Größe eines Wasserballs erreicht hatte, konnten die Radler bereits sehr gut Berge, Täler und Krater erkennen. Judith war außer sich vor Aufregung und vor Freude.

Ja, und das ist dann die Stelle, in der es in der Geschichte weitergeht mit dem Abenteuer auf dem Mars – auf der Seite 55 nämlich.

Anhang 5

Das Lied der Sternpiraten

Refrain (nicht zu schnell)

Wir sind die al - ten Stern - pi - ra - ten,
wir käm - pfen bes - ser als Sol - da - ten.
Wir wer - den im - mer Ster - ne ka - pern,
drum kann es uns an gar nichts ha - pern.

Strophe (lebhaft)

1 Und al - le Ga - lax - i - en wer - den uns - re Beu - te sein.
2 Nen neu - en Stern zu ram - men, stehn wir ü - ber - all be - reit.
3 Die Er - de, die - se fie - se, ein Ziel das sich bald lohnt.
4 Es sind noch tau - send Jah - re, dann ist es wohl so weit.
5 Wir schröp - fen die Erd - lin - ge, sie ma - chen uns ganz reich.
6 Suchteuch die an - dern Stro - phen, ihr wisst ja, wo sie sind!
7 mit wel - chen Kriegs - ge - rä - ten die Ka - per - fahrt ge - lingt.

1 Kei - ner kann mehr flie - hen, fal - len wir zum Plün - dern ein.
2 Dies Lied führt uns zu - sam - men, es — nennt uns Ort und Zeit.
3 Die Stro - phe eins ist die - se. Wir — spren - gen fluchs den Mond.
4 Schnell auf die To - ten - bah - re die — Mensch - heit weit und breit.
5 Viel tau - send schö - ne Din - ge, die — ho - len wir so - gleich.
6 Denn auch dem letz - ten Doo - fen ver - ra - ten sie ge - schwind,
7 dass wir uns nicht ver - spä - ten, was uns um die Beu - te bringt.

**** Refrain ****

Was wir genau betrachten:
die Erde, unser Ziel.
Man muss es schon beachten,
schlaue Wesen sind dort viel.

Holen Stoffe aus dem Boden,
wirklich ganz fantastik.
Ha-ben ihre Methoden
und machen massig Plastik.

Platin, Silber und Eisen
holn sie aus Berg und Tal,
Porzellan aus Meißen,
alles nehmen wir uns mal.

Lasst ruhig die Menschen machen,
vielleicht noch tausend Jahr,
dann klaun wir ihre Sachen,
ist das nicht wunderbar!

Ihr Plastik wir gebrauchen,
so ist das allemal.
Ihr Leben sie aushauchen,
ist uns jedoch egal!

Was soll das doofe Bargeld,
wenn sie nur Plastik horten?
Uns gehört nun ihre Welt!
Die Schätze wir schon orten.

Wir frohlocken volltonig,
und wenn das Glück uns hold,
dann haben sie auch Honig
– viel wertvoller als Gold!
**** Refrain ****

***** Refrain *****

Ist alles dann im Grünen,
schwingen wir die Gerte.
Die schweren Wühlmaschinen,
sie graben durch die Erde.

Mit unserem Geräte
wird alles klein gehackt,
auch Dörfer, ganze Städte,
und die Trümmer eingepackt.

Wir nehmen, was wir brauchen,
das ist so wunderschön.
Der Rest, der soll verrauchen,
kann in Flammen aufgehen.

Wir nehmen, was der Mensch so hat,
Gold, Plastik, Silberknollen,
und vor allem Honig satt,
das ist es, was wir wollen.

Wann ist's so weit, ist's denn so weit?
Das teilen wir euch mit;
die letzte Strophe hält's bereit
in diesem alten Lied.

Gemeinsam schlagen wir dann zu,
nur uns kann man nicht schaden.
Gern gehören wir dazu,
wir sind die Sternpiraten.
***** Refrain ******

**** ** Refrain ** ****

Die Menschen sind gefährlich,
die Menschen haben Waffen.
Doch sind wir einmal ehrlich,
sie werden uns nicht schaffen.

Die Menschheit muss verschwinden,
für sie ist es zu spät.
Wir wer'n ein Mittel finden,
ganz ohne viel Gered.

Was soll ihr Zorn uns kümmern,
denn wir sprengen den Mond.
Der platzt zu achtzehn Trümmern,
und niemand wird verschont.

Achtzehn Teile sausen
ganz weit ins All hinaus.
Ein Teil fällt auf die Erde
und löscht die Menschheit aus.

Macht Fluten und Erdbeben,
und zwanzig Jahre später
konnts keiner überleben,
weg sind die Übeltäter.

Dann kommen wir geflogen
und sammeln alles ein.
Das Glück ist uns gewogen,
so wird es wieder sein.
*** Refrain ** **

*** Refrain ** **

Unsere tollen Bomben,
zum Zünden und Erwecken,
unsere tollen Bomben,
die sollt ihr hier verstecken:

Nordpol, Südpol Couder,
Sinus Medi-i,
ergeben einen Schauder,
auch Mare Smythi-i.

Lipskiy, Bruce und Vavilov,
Mont Blanc, Rima Messier,
Catalán geht auch noch droff,
es wird immer besser.

Dunér, Riemann, Glazenap,
Proctor und McLaughlin.
Leut', es geht die Post dann ab,
Von Kármán ist mit drin.

Ja, das wird ein Freudentag,
wir sind schon ganz versessen,
so wie es ein jeder mag,
doch Gum auch nicht vergessen.

Unsre tollen Bomben
hauen alles in Scherben.
Uns ist es doch völlig gleich,
dass die Menschen sterben.
*** Refrain ** **

*** Refrain ** **

Die Erd wird niemand warnen,
das kann ich euch vertellen.
Die Bomben wir gut tarnen
an den finstren Stellen:

Nordpol, Südpol, Cou'er,
Sinus Medi-i,
die haben Wahnsinns-Power,
eine Kraft wie nie.

Die Zeit dazu wird komben,
wir sitzen auf Titan,
dann zünden wir die Bomben
und folgen unsrem Plan.

Gekommen ist die richtge Zeit,
wenn Sonne, Mond und Erden
plus Saturn, die Kleinigkeit,
zu einer Linie werden.

Die Bomben, unsre tollen,
die machen uns dann reich,
und falls wir Honig hollen,
ist alles sonst uns gleich.

*** Refrain ** **

Und damit ist auch dieser Anhang zu Ende.

Das ganze Buch ist jetzt wirklich zu Ende.

Oder nicht? Da hängen doch immer noch ein paar Seiten dran.

Aber das sind bloß der Bildnachweis und Reklame. Die kann man sich ansehen, muss man aber nicht. Wie das halt so ist mit dem Bildnachweis und der Reklame.

Bildnachweis

Titelbild

NASA/JPL/MSSS – Mission Mars Global Surveyor (MGS)
und
K. I. Hofmann, Zeichnung Schweizer-Käse-Region Süd-
pol

NASA/Photogalery/NSSDC

Seite 193 – Moon landing map

Wikipedia Creative Commons (CC)

Seite 30 – Luna 16, Modell im Kosmonautik-Museum
Moskau, Autor Bembm

Seiten 50, 351, 352, 354, 358, 359 –
Sternenhimmel als Hintergrund für Sternbilder
(erstellt von W. Hofmann)
Autor Mathias Krumbholz

CC: Weiterverwendung unter Namensnennung möglich
Näheres siehe
[https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0
/deed.en](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.en)

Wikipedia, gemeinfreie Bilder

Seite 356 – Der Schütze mit Pfeil und Bogen in der
Hand; Jacopo Montano von 1801
Seite 357 - Sternbilder des Südhimmels, Darstellung
von Andreas Cellarius von 1661

Fotografie Will Hofmann

Seiten 336 ff – Vollmond

Hiermit hatte alles begonnen.

Judith schleicht sich nachts aus dem Haus. An einem Teich trifft sie einen Jungen namens Till. Der bringt Raumanzüge, Räder und Raketen herbei und sagt, damit könnten sie zum Mond fliegen. Judith denkt an ein lustiges Spiel, aber die Weltraumräder funktionieren wirklich, und sie landen dort oben.

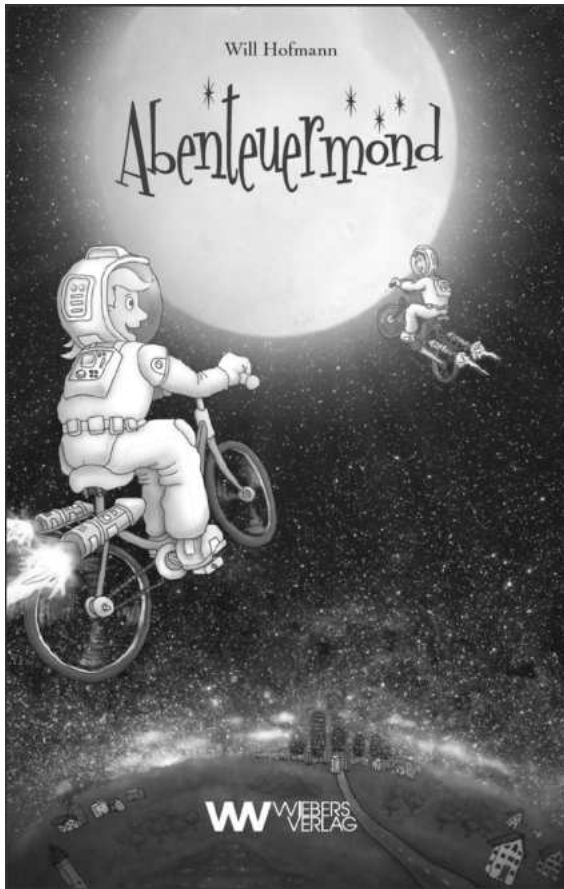
Till war bereits mehrfach auf dem Mond und kennt dort den Roboter Robert Robertson. Dieser führt sie in seine weite Höhle, in der es nicht nur Luft gibt, sondern auch eine Reihe von Tieren – die reden können.

Als die Kinder zurück zur Erde wollen, müssen sie feststellen, dass ihre Räder gestohlen worden sind.

Soforthilfe erhalten sie vom Roboter Robert Robertson, der sie mit seinem Mondauto zurückbringt. Eine Woche später holt er sie wieder ab. Die Räder finden sich nach einiger Sucherei im Tal der Mondhühner. Zwei von den Bewohnern hatten sie in ihrer Not einfach genommen, weil sie am Ende ihrer Kräfte waren. Jetzt liegen sie auf der Intensivstation und sind dem Tod nahe. Tills Astronautenkost aber kann sie retten. Aus Dankbarkeit bauen die Hühnerwesen einen Rummelplatz für die Erdenkinder auf.

Alles könnte friedlich sein, wenn nicht die Monster von der Mondrückseite wären. Sie haben den gemeinen Diktator Grummel als Herrscher, der auch die Vorderseite unter seine Gewalt bringen will. Mit vielen Verwicklungen gehen Judith und Till zusammen mit den Vorderseitlern gegen die Soldaten der Rückseite vor.

Ob sie erfolgreich sein werden, das wird die Lektüre ergeben. Und dabei wird auch geklärt, was es mit Sauerstoffstaub, dem Verkleinerungsfeld, den Hopserbergen, dem Magnetfelsen und vielem anderen auf sich hat.



Abenteuermond

Phantastische Erzählung für Kinder ab sechs
von Will Hofmann, Illustrationen von Kalle Hofmann

200 Seiten

38 teils ganzseitige Abbildungen

ISBN 978-3-942606-67-7

12,5*19 cm

Hardcover ca. 300g

Preis 12,80 €

PLAKATE ZUR GESCHICHTE



Der Wiebers Verlag wurde 1995 von Eva und Sven Wiebers gegründet. Er bietet Poster und Lesezeichen zu geschichtlichen Epochen, Ereignissen und Herrschern an, optisch ansprechend aufbereitet und systematisch strukturiert.

Umfangreiche historische Informationen, vereint mit der sinnlichen Ausstrahlung von Bildern und Zeitdokumenten in großformatigen Plakaten, machen die Editionen des Wiebers Verlages zu einem Vergnügen für alle Kultur- und Geschichtsinteressierte.

Schülern und Studierenden helfen die Poster, sich einen Überblick über komplexe Zeitepochen zu verschaffen, die Lesezeichen dienen als Geächtnisstützen für den Geschichtsunterricht.

Wiebers Plakate und Lesezeichen sind in zahlreichen Museums-Shops erhältlich, selbstverständlich aber auch im Buchhandel.

WW WIEBERS
VERLAG

Verlag
für
Geschichte
und
Geschichten

Bisher sind erschienen:

<i>Preußen</i>	<i>ISBN 978-3-942606-01-1</i>
<i>Regenten Deutschlands</i>	<i>ISBN 978-3-942606-02-8</i>
<i>Hanse</i>	<i>ISBN 978-3-942606-03-5</i>
<i>Regenten Europas</i>	<i>ISBN 978-3-942606-04-2</i>
<i>Sachsen</i>	<i>ISBN 978-3-942606-05-9</i>
<i>Reg. d. Mittelalters</i>	<i>ISBN 978-3-942606-06-6</i>
<i>Pharaonen</i>	<i>ISBN 978-3-942606-08-0</i>
<i>Römisches Reich</i>	<i>ISBN 978-3-942606-09-7</i>
<i>niederländisch</i>	<i>ISBN 978-3-942606-10-3</i>
<i>englisch</i>	<i>ISBN 978-3-942606-11-0</i>
<i>Kaiser und Könige</i>	<i>ISBN 978-3-942606-00-4</i>
<i>Preußen Comic-Stil</i>	<i>ISBN 978-3-942606-07-3</i>



Format: DIN A1 (59,4*81 cm),
Preußen 70*100 cm



Faszination Abriss, Faszination Aufbau:

Kaum jemand kann sich diesen Vorgängen im öffentlichen Raum verschließen. Vor Baustellen bleiben Passanten stehen und verfolgen mit Interesse die Vorgänge hinter der Absperrung.

Der Autor Will Hofmann bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Als in der Nähe seines Wohnortes ein Seniorenwohnhaus abgerissen wurde, griff er zu seiner Kamera

und verfolgte mit dieser von außen und von innen über Wochen und Monate den Fortschritt der Zerstörung und im Anschluss über mehrere Jahre den Aufbau neuer Gebäude.

2016 Printausgabe 21,7 * 27,8 cm, 100 Seiten

ISBN 978-3-942606-46-2; 14,80 €



Wenn der Mensch baut, kommt er oft unweigerlich mit der Natur in Kontakt. Das Wunder des Lebens kann sich dabei auf überraschende Weise offenbaren, wie diese Entdeckung von Wildbienen an gänzlich unerwarteter Stelle beweist.

Dieser kleine Bildband dokumentiert die höchst ungewöhnliche

Zufallsbegegnung mit vielen Fotografien und dreisprachigen Texten (Deutsch, Englisch und Französisch).

2015 Printausgabe 21,7 * 21,7 cm, 28 Seiten

ISBN 978-3-942606-63-9; 5,90 €